UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Horenausgabe
von Schillers sämtlichen Werken

G
834 Hoe

Schillers
Sämtliche Werke

Elfter Band

TORONTO LIBRARY BOARD

Herausgeber: Conrad Höfer

130089
5/12/13

Georg Müller Verlag München und Leipzig

[1913]

Herausgeber: Conrad Höfer

Inhalt des elften Bandes

Seite

Zur Äſthetik. 1795 . . . . . 1—144

Über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in einer Reihe von Briefen 1

Von den notwendigen Grenzen des Schönen beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten 117

Über die Gefahr äſthetiſcher Sitten. [1793/95.] 137

Zur Geſchichte 1795 . . . . . 145—197

Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585 145

Aus den Briefen 1795 . . . . . 198—473

An Wolfgang v. Goethe 198

An Gottfried Körner 199

An Wolfgang v. Goethe 201

An Gottfried Körner 202

An Friedrich Cotta 203 206 207

An Gottfried Körner 208

An den Herzog Friedrich Chriſtian v. Auguſtenburg 210

An Chriſtian Garve 212

An Wolfgang v. Goethe 214

An Friedrich Jacobi 215

An Gottfried Körner 216

An Heinrich Meyer 217

An Wolfgang v. Goethe 218

An Friedrich Cotta 219

An Friedrich v. Hoven 221

An Johann Heinrich Ramberg 223

An Gottfried Körner 224

An Heinrich Meyer 226

An Friedrich Cotta 227

An Ferdinand Huber 229

An Wolfgang v. Goethe 232

An Friedrich Cotta 234

An Wolfgang v. Goethe 236

An Gottfried Körner 237

An Wolfgang v. Goethe 239

An Immanuel Kant 241

An Wolfgang v. Goethe 242

An Friedrich Cotta 242
An Gottfried Körner 244
An Gottlieb Leberecht Hartung (?) 245
An den Herzog Friedrich Chriſtian v. Auguſtenburg 245
An Friedrich Cotta 246
An Wolfgang v. Goethe 247
An Friedrich Cotta 248
An Gottfried Körner 249
An Friedrich Cotta 250 251
An Wolfgang v. Goethe 252
An Gottfried Körner 253
An Wolfgang v. Goethe 254
An Gottlob Voigt 255
An Friedrich Cotta 257
An Jakob Abel 259
An den Herzog Friedrich Chriſtian v. Auguſtenburg 260
An Gottfried Körner 261
An Gottlob Voigt 263
An Friedrich Cotta 263
An Gottfried Körner 264 265
An Wolfgang v. Goethe 266
An Gottfried Körner 267
An Chriſtian Jakob Zahn 269
An Chriſtian Gottlieb v. Murr 270
An Benjamin v. Erhard 271
An Friedrich Cotta 272
An Wolfgang v. Goethe 273
An Gottfried Herder 275
An Wolfgang v. Goethe 276
An Friedrich Cotta 277
An Wolfgang v. Goethe 278
An Gottfried Körner 279
An Friedrich Cotta 280
An den Herzog Friedrich Chriſtian v. Auguſtenburg 281
An Friedrich Cotta 282
An Gottfried Herder 283
An Wolfgang v. Goethe 284
An Wilhelm Schlegel 285
An Gottfried Körner 286
An Wolfgang v. Goethe 287
An Friedrich v. Matthiſſon 289
An Sophie Mereau 290
An Wolfgang v. Goethe 291
An Gottlieb Fichte 292
An Friedrich Cotta 299 300
An Friedrich Jacobi 301

An Gottfried Körner 302
An den Herzog Friedrich Chriſtian v. Auguſtenburg 303
An Wolfgang v. Goethe 303
An Friedrich Cotta 305
An Karl v. Morgenſtern 307
An Friedrich Jacobi 307
An Wilhelm v. Archenholz 308
An Sophie Mereau 309
An Benjamin Erhard 310
An Friedrich Cotta 311
An Gottfried Körner 312
An Wolfgang v. Goethe 314
An Friedrich Cotta 316
An Fritz Reichardt 317
An Gottfried Körner 318
An Benjamin Erhard 319
An Gottlieb Fichte 320
An Friedrich Cotta 330
An Wilhelm v. Humboldt 331
An Wolfgang v. Goethe 333
An Gottfried Körner 336
An Wilhelm v. Humboldt 337
An Friedrich Cotta 342
An Wolfgang v. Goethe 342
An Gottfried Körner 343
An Fritz Reichardt 344
An Wolfgang v. Goethe 345 346
An Gottfried Körner 347
An Friedrich Cotta 348 350
An Wilhelm v. Humboldt 351
An Gottfried Körner 358
An Wolfgang v. Goethe 359
An Gottfried Körner 360
An Gottlob Voigt 361
An Wolfgang v. Goethe 362
An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer 364
An Benjamin Erhard 365
An Wilhelm Schlegel 366
An Friedrich Cotta 368
An Wolfgang v. Goethe 370
An Gottfried Körner 371 372 373
An Friedrich Cotta 374 375 376
An Wolfgang v. Goethe 376
An Gottfried Körner 377
An Gottfried Herder 378
An Gottfried Körner 379

An Friedrich Cotta 380
An Wilhelm v. Humboldt 381
An Wilhelm Schlegel 384
An Siegfried Lebrecht Cruſius 385
An den Herzog Friedrich Chriſtian v. Auguſtenburg 387
An Friedrich Jacobi 388
An Andreas Streicher 389
An Friedrich Cotta 390
An Wolfgang v. Goethe 390 392
An Gottfried Körner 393
An Wolfgang v. Goethe 395 396
An Wilhelm v. Humboldt 397
An Wilhelm Schlegel 400
An Gottfried Herder 402
An Friedrich Cotta 403
An Wolfgang v. Goethe 406
An Gottlob Voigt 406
An Friedrich Cotta 408
An Gottfried Körner 409
An Wolfgang v. Goethe 409
An Gottfried Herder 410
An Charlotte v. Schimmelmann 412
An Wilhelm v. Humboldt 413
An Friedrich Cotta 417 418
An Gottfried Körner 419
An Wolfgang v. Goethe 420
An Friedrich Cotta 421 422
An Wolfgang v. Goethe 423
An Friedrich Cotta 426
An Wolfgang v. Goethe 428
An Wilhelm v. Humboldt 430 438
An Wolfgang v. Goethe 443
An Wilhelm Schlegel 444
An Gottfried Körner 446
An Friedrich Cotta 447
An Wolfgang v. Goethe 448 449
An Wilhelm v. Humboldt 450
An Gottfried Körner 453
An Friedrich Cotta 455
An Wolfgang v. Goethe 457
An Sophie Mereau 458
An Wolfgang v. Goethe 460
An Wilhelm v. Humboldt 462
An Chriſtian Gottfried Schütz 468
An Friedrich Cotta 469
An Wolfgang v. Goethe 470 473

Uber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in einer Reihe von Briefen.*

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
c'est le sentiment qui le conduit.
ROUSSEAU.

Erſter Brief.

Sie wollen mir alſo vergönnen, Ihnen die Reſultate meiner Unterſuchungen über das Schöne und die Kunſt in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieſer Unternehmung. Ich werde von einem Gegenſtande ſprechen, der mit dem beſten Teil unſrer Glückſeligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moraliſchen Adel der menſchlichen Natur in keiner ſehr entfernten Verbindung ſteht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt und bei einer Unterſuchung, wo man ebenſooft genötigt iſt, ſich auf Gefühle als auf Grundſätze zu berufen, den ſchwerſten Teil meines Geſchäfts auf ſich nehmen wird.

* Dieſe Briefe ſind wirklich geſchrieben; an Wen? tut hier nichts zur Sache, und wird dem Leſer vielleicht zu ſeiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darin eine lokale Beziehung hatte, für nötig fand, zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas anders an die Stelle ſetzen mochte, ſo haben ſie von der epiſtolariſchen Form faſt nichts als die äußere Abteilung beibehalten; eine Unſchicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Echtheit weniger ſtreng nehmen wollte.

Was ich mir als eine Gunſt von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmütigerweiſe mir zur Pflicht und laſſen mir da den Schein eines Verdienſtes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welche Sie mir vorſchreiben, iſt kein Zwang, vielmehr ein Bedürfnis für mich. Wenig geübt im Gebrauche ſchulgerechter Formen, werde ich kaum in Gefahr ſein, mich durch Mißbrauch derſelben an dem guten Geſchmack zu verſündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir ſelbſt als aus einer reichen Welterfahrung geſchöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Urſprung nicht verleugnen, werden ſich eher jedes andern Fehlers als der Sektiererei ſchuldig machen und eher aus eigner Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke ſich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtenteils Kantiſche Grundſätze ſind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundſätzen ſchreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieſer Unterſuchungen an irgend eine beſondre philoſophiſche Schule erinnert werden ſollten. Nein, die Freiheit Ihres Geiſtes ſoll mir unverletzlich ſein. Ihre eigne Empfindung wird mir die Tatſachen hergeben, auf die ich baue, Ihre eigene freie Denkkraft wird die Geſetze diktieren, nach welchen verfahren werden ſoll.

Über diejenigen Ideen, welche in dem praktiſchen Teil des Kantiſchen Syſtems die herrſchenden ſind, ſind nur die Philoſophen entzweit, aber die Menſchen, ich getraue mir es zu beweiſen, von jeher einig geweſen. Man befreie ſie von ihrer techniſchen Form, und ſie werden als die verjährten Ausſprüche der gemeinen Vernunft und als Tatſachen des moraliſchen Inſtinktes erſcheinen, den die weiſe Natur dem Menſchen zum Vormund ſetzte, bis die helle Einſicht ihn mündig macht. Aber eben dieſe techniſche Form, welche die Wahrheit dem Verſtande verſichtbart, verbirgt ſie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verſtand das Objekt des innern Sinns erſt zerſtören, wenn er es ſich zu eigen machen will. Wie

der Scheidekünſtler, ſo findet auch der Philoſoph nur durch Auflöſung die Verbindung und nur durch die Marter der Kunſt das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erſcheinung zu haſchen, muß er ſie in die Feſſeln der Regel ſchlagen, ihren ſchönen Körper in Begriffe zerfleiſchen und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geiſt aufbewahren. Iſt es ein Wunder, wenn ſich das natürliche Gefühl in einem ſolchen Abbild nicht wieder findet und die Wahrheit in dem Berichte des Analyſten als ein Paradoxon erſcheint?

Laſſen Sie daher auch mir einige Nachſicht zuſtatten kommen, wenn die nachfolgenden Unterſuchungen ihren Gegenſtand, indem ſie ihn dem Verſtande zu nähern ſuchen, den Sinnen entrücken ſollten. Was dort von moraliſchen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erſcheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derſelben beruht auf ihrem Geheimnis, und mit dem notwendigen Bund ihrer Elemente iſt auch ihr Weſen aufgehoben.

Zweiter Brief.

Aber ſollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verſtattet wird, nicht vielleicht einen beſſern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerkſamkeit auf dem Schauplatz der ſchönen Kunſt zu beſchäftigen? Iſt es nicht wenigſtens außer der Zeit, ſich nach einem Geſetzbuch für die äſthetiſche Welt umzuſehen, da die Angelegenheiten der moraliſchen ein ſoviel näheres Intereſſe darbieten und der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt durch die Zeitumſtände ſo nachdrücklich aufgefodert wird, ſich mit dem vollkommenſten aller Kunſtwerke, mit dem Bau einer wahren politiſchen Freiheit zu beſchäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben. Man iſt ebenſogut Zeitbürger, als man Staatsbürger iſt; und wenn es unſchicklich, ja unerlaubt

gefunden wird, ſich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuſchließen, warum ſollte es weniger Pflicht ſein, in der Wahl ſeines Wirkens dem Bedürfnis und dem Geſchmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Dieſe Stimme ſcheint aber keineswegs zum Vorteil der Kunſt auszufallen; derjenigen wenigſtens nicht, auf welche allein meine Unterſuchungen gerichtet ſein werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunſt des Ideals zu entfernen droht. Dieſe muß die Wirklichkeit verlaſſen und ſich mit anſtändiger Kühnheit über das Bedürfnis erheben; denn die Kunſt iſt eine Tochter der Freiheit, und von der Notwendigkeit der Geiſter, nicht von der Notdurft der Materie will ſie ihre Vorſchrift empfangen. Jetzt aber herrſcht das Bedürfnis und beugt die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch. Der Nutzen iſt das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen ſollen. Auf dieſer groben Wage hat das geiſtige Verdienſt der Kunſt kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verſchwindet ſie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbſt der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunſt verengen ſich, je mehr die Wiſſenſchaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen wie des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schickſal der Menſchheit verhandelt wird. Verrät es nicht eine tadelnswerte Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Geſellſchaft, dieſes allgemeine Geſpräch nicht zu teilen? So nahe dieſer große Rechtshandel, ſeines Inhalts und ſeiner Folgen wegen, jeden, der ſich Menſch nennt, angeht, ſo ſehr muß er, ſeiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbſtdenker insbeſondere intereſſieren. Eine Frage, welche ſonſt nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, iſt nun, wie es ſcheint, vor dem Richterſtuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig iſt,

sich in das Zentrum des Ganzen zu versetzen und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht bloß seine eigene Sache, die in diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtiget ist.

Wie anziehend müßte es für mich sein, einen solchen Gegenstand mit einem ebenso geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weiht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bei einer noch so großen Verschiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nötig machen, Ihrem vorurteilfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe und die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfnis als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bei einer politischen Gesetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Spontaneität noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht

ihn zum Menſchen, daß er bei dem nicht ſtille ſteht, was die bloße Natur aus ihm machte, ſondern die Fähigkeit beſitzt, die Schritte, welche jene mit ihm antizipierte, durch Vernunft wieder rückwärts zu tun, das Werk der Not in ein Werk ſeiner freien Wahl umzuſchaffen und die phyſiſche Notwendigkeit zu einer moraliſchen zu erheben.

Er kommt zu ſich aus ſeinem ſinnlichen Schlummer, erkennt ſich als Menſch, blickt um ſich her und findet ſich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe warf ihn hinein, ehe er in ſeiner Freiheit dieſen Stand wählen konnte; die Not richtete denſelben nach bloßen Naturgeſetzen ein, ehe er es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber mit dieſem Notſtaat, der nur aus ſeiner Naturbeſtimmung hervorgegangen und auch nur auf dieſe berechnet war, konnte und kann er als moraliſche Perſon nicht zufrieden ſein — und ſchlimm für ihn, wenn er es könnte. Er verläßt alſo, mit demſelben Rechte, womit er Menſch iſt, die Herrſchaft einer blinden Notwendigkeit, wie er in ſo vielen andern Stücken durch ſeine Freiheit von ihr ſcheidet, wie er, um nur ein Beiſpiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfnis der Geſchlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöſcht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künſtliche Weiſe, in ſeiner Volljährigkeit ſeine Kindheit nach, bildet ſich einen Naturſtand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch ſeine Vernunftbeſtimmung notwendig geſetzt iſt, leiht ſich in dieſem idealiſchen Stand einen Endzweck, den er in ſeinem wirklichen Naturſtand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einſicht und freiem Entſchluß mit dem Stand der Verträge vertauſchte. Wie kunſtreich und feſt auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend ſie es auch behaupten und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieſer Operation, als völlig ungeſchehen betrachten,

denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte, und alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heißen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze gibt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch wirklich und der sittliche nur problematisch. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie notwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenngleich moralisch notwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weist ihn dafür etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Tierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetz festzuhalten, hätte sie unter seinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr geraten darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem

es ſchlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während ſeines Umſchwunges auszutauſchen. Man muß alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft eine Stütze aufſuchen, die ſie von dem Naturſtaate, den man auflöſen will, unabhängig macht.

Dieſe Stütze findet ſich nicht in dem natürlichen Charakter des Menſchen, der, ſelbſtſüchtig und gewalttätig, vielmehr auf Zerſtörung als auf Erhaltung der Geſellſchaft zielt; ſie findet ſich ebenſowenig in ſeinem ſittlichen Charakter, der, nach der Vorausſetzung, erſt gebildet werden ſoll, und auf den, weil er frei iſt und weil er nie erſcheint, von dem Geſetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme alſo darauf an, von dem phyſiſchen Charakter die Willkür und von dem moraliſchen die Freiheit abzuſondern — es käme darauf an, den erſtern mit Geſetzen übereinſtimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, dieſen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen Übergang bahnte und, ohne den moraliſchen Charakter an ſeiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfand der unſichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel iſt gewiß: nur das Übergewicht eines ſolchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moraliſchen Prinzipien unſchädlich machen, und auch nur ein ſolcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufſtellung eines moraliſchen Staats wird auf das Sittengeſetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Urſachen gezogen, wo alles mit ſtrenger Notwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wiſſen aber, daß die Beſtimmungen des menſchlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bei dem

absoluten Wesen die physische Notwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muß es Natur sein, und er muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frei zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nötigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beibehalten und nichtsdestoweniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte sein, so kann dies nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen und, bei aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Wollens dieselbe bleibt; daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstimmend genug sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseins ist.* Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentiert durch den Staat, die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin ebensoviele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der

* Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" von meinem Freund Fichte, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Menſch in der Zeit zum Menſchen in der Idee ſich veredelt.

Zwar in der einſeitigen moraliſchen Schätzung fällt dieſer Unterſchied hinweg; denn die Vernunft iſt befriedigt, wenn ihr Geſetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollſtändigen anthropologiſchen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derſelbe deſto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fodert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Menſch in Anſpruch genommen. Das Geſetz der erſtern iſt ihm durch ein unbeſtechliches Bewußtſein, das Geſetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der ſittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen ſich behaupten kann; und eine Staatsverfaſſung wird noch ſehr unvollendet ſein, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken imſtand iſt. Der Staat ſoll nicht bloß den objektiven und generiſchen, er ſoll auch den ſubjektiven und ſpezifiſchen Charakter in den Individuen ehren und, indem er das unſichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erſcheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechaniſche Künſtler ſeine Hand an die geſtaltloſe Maſſe legt, um ihr die Form ſeiner Zwecke zu geben, ſo trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzutun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für ſich ſelbſt keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Teile willen, ſondern an den Teilen um des Ganzen willen. Wenn der ſchöne Künſtler ſeine Hand an die nämliche Maſſe legt, ſo trägt er ebenſowenig Bedenken, ihr Gewalt anzutun, nur vermeidet er, ſie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, reſpektiert er nicht im geringſten mehr als der mechaniſche Künſtler, aber das Auge, welches die Freiheit dieſes Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine ſcheinbare Nach-

giebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Teilen dient, dürfen sich die Teile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgibt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht bloß subjektiv und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innre Wesen muß er ihrer Eigentümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organisation sein soll, die nur durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insoferne wirklich werden, als sich die Teile zur Idee des Ganzen hinauf gestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältnis zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisierung seines Betragens seine Eigentümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung sein. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen und, um nicht ihr Opfer zu sein, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darniedertreten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegengesetzt sein: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen, oder als Barbar, wenn seine Grundsätze

ſeine Gefühle zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber, verächtlicher als der Wilde, fährt er häufig genug fort, der Sklave ſeines Sklaven zu ſein. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkür zügelt.

Wenn alſo die Vernunft in die phyſiſche Geſellſchaft ihre moraliſche Einheit bringt, ſo darf ſie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moraliſchen Bau der Geſellſchaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten ſtrebt, ſo darf der moraliſchen Einheit dadurch kein Abbruch geſchehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die ſiegende Form. Totalität des Charakters muß alſo bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig ſein ſoll, den Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauſchen.

Fünfter Brief.

Iſt es dieſer Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtige Ereigniſſe zeigen? Ich richte meine Aufmerkſamkeit ſogleich auf den hervorſtechendſten Gegenſtand in dieſem weitläuftigen Gemälde.

Wahr iſt es, das Anſehen der Meinung iſt gefallen, die Willkür iſt entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erſchleicht ſie doch keine Würde mehr; der Menſch iſt aus ſeiner langen Indolenz und Selbſttäuſchung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fodert er die Wiederherſtellung in ſeine unverlierbaren Rechte. Aber er fodert ſie nicht bloß, jenſeits und diesſeits ſteht er auf, ſich gewaltſam zu nehmen, was ihm nach ſeiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturſtaates wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren

und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.

In ſeinen Taten malt ſich der Menſch, und welche Geſtalt iſt es, die ſich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erſchlaffung: die zwei Äußerſten des menſchlichen Verfalls, und beide in Einem Zeitraum vereinigt!

In den niedern und zahlreichern Klaſſen ſtellen ſich uns rohe geſetzloſe Triebe dar, die ſich nach aufgelöſtem Band der bürgerlichen Ordnung entfeſſeln und mit unlenkſamer Wut zu ihrer tieriſchen Befriedigung eilen. Es mag alſo ſein, daß die objektive Menſchheit Urſache gehabt hätte, ſich über den Staat zu beklagen; die ſubjektive muß ſeine Anſtalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menſchlichen Natur aus den Augen ſetzte, ſolange es noch galt, ihre Exiſtenz zu verteidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu ſcheiden und durch die Kohäſionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflöſung enthält ſeine Rechtfertigung. Die losgebundene Geſellſchaft, anſtatt aufwärs in das organiſche Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die ziviliſierten Klaſſen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die deſto mehr empört, weil die Kultur ſelbſt ihre Quelle iſt. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philoſoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in ſeiner Zerſtörung das Abſcheulichere ſei, aber man wird ſie auch im Moraliſchen wahr finden. Aus dem Naturſohne wird, wenn er ausſchweift, ein Raſender; aus dem Zögling der Kunſt ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verſtandes, deren ſich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im ganzen ſo wenig einen veredelnden Einfluß auf die Geſinnungen, daß ſie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befeſtigt. Wir verleugnen

die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moraliſchen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerſtreben, nehmen wir unſre Grundſätze von ihr an. Die affektierte Dezenz unſrer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erſte Stimme, um ihr in unſrer materialiſtiſchen Sittenlehre die entſcheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoße der raffinierteſten Geſelligkeit hat der Egoismus ſein Syſtem gegründet, und ohne ein geſelliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle Drangſale der Geſellſchaft. Unſer freies Urteil unterwerfen wir ihrer deſpotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unſern Willen ihren Verführungen, nur unſre Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmanns zuſammen, das in dem rohen Naturmenſchen noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus einer brennenden Stadt ſucht jeder nur ſein elendes Eigentum aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur in einer völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilſam züchtigt, läſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis, die Bande des phyſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu, ſo daß die Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen Trieb nach Verbeſſerung erſtickt und die Maxime des leidenden Gehorſams für die höchſte Weisheit des Lebens gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloßer Natur, zwiſchen Superſtition und moraliſchem Unglauben ſchwanken, und es iſt bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen ſetzt.

Sechſter Brief.

Sollte ich mit dieſer Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel getan haben? Ich erwarte dieſen Einwurf nicht, eher einen

andern: daß ich zuviel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemälde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünftelei von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zustatten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu sein. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplizität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsre Nebenbuhler, ja oft unsre Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigentum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, miteinander feindselig abzuteilen und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Notfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte

zwar die menſchliche Natur und warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß ſie ſie in Stücken riß, ſondern dadurch, daß ſie ſie verſchiedentlich miſchte, denn die ganze Menſchheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns iſt das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander geworfen — aber in Bruchſtücken, nicht in veränderten Miſchungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zuſammen zu leſen. Bei uns, möchte man faſt verſucht werden zu behaupten, äußern ſich die Gemütskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſychologe ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehen nicht bloß einzelne Subjekte, ſondern ganze Klaſſen von Menſchen nur einen Teil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächſen, kaum mit matter Spur angedeutet ſind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geſchlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verſtandes, vor dem beſten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geſchloſſenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen ſich meſſen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienſer um den Preis der Menſchheit zu ſtreiten?

Woher wohl dieſes nachteilige Verhältnis der Individuen bei allem Vorteil der Gattung? Warum qualifizierte ſich der einzelne Grieche zum Repräſentanten ſeiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, dieſem der alles trennende Verſtand ſeine Formen erteilten.

Die Kultur ſelbſt war es, welche der neuern Menſchheit dieſe Wunde ſchlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das beſtimmtere Denken eine ſchärfere Scheidung der Wiſſenſchaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine ſtrengere Abſonderung der Stände und Geſchäfte

notwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand verteilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfingen, mit Mißtrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurierende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfingen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß und, wenn es not tat, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser Teile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Anteil, der die

einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die ſie ſich ſelbſttätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein ſo künſtliches und lichtſcheues Uhrwerk vertrauen?), ſondern wird ihnen mit ſkrupulöſer Strenge durch ein Formular vorgeſchrieben, in welchem man ihre freie Einſicht gebunden hält. Der tote Buchſtabe vertrittt den lebendigen Verſtand, und ein geübtes Gedächtnis leitet ſicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maßſtab des Mannes macht, wenn es an dem einen ſeiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellariſchen Verſtand, an einem dritten nur die mechaniſche Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntniſſe dringt, dort hingegen einem Geiſte der Ordnung und einem geſetzlichen Verhalten die größte Verfinſterung des Verſtandes zugut hält — wenn es zugleich dieſe einzelnen Fertigkeiten zu einer ebenſo großen Intenſität will getrieben wiſſen, als es dem Subjekt an Extenſität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüts vernachläſſigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wiſſen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen ſeines Geſchäfts nicht zu Grenzen ſeiner Tätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geſchäfte, das ihm zum Anteil fiel, die ganze karge Summe ſeiner Kraft, und es muß ſchon kein gemeiner Kopf ſein, um, unbeſchadet ſeines Berufs, für Liebhabereien übrig zu behalten. Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfnis des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß er ſich leichter dazu entſchließen wird (und wer kann ihm unrecht geben?), ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu teilen.

Und so wird denn allmählich das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Dasein friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genötigt, sich die Mannigfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizierung zu erleichtern und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Teil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei *mehr* ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nötig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bei dieser doppelten Gewalt, die von innen und außen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, mußte das freie Ganze sich aus den Augen gerückt sehen und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Dasein der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegenstehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen und die Regeln *seines* Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren

Subtilität, der andre einer pedantiſchen Beſchränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieſer zu tief für das Ganze ſtand. Aber das Nachteilige dieſer Geiſtesrichtung ſchränkte ſich nicht bloß auf das Wiſſen und Hervorbringen ein; es erſtreckte ſich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wiſſen, daß die Senſibilität des Gemüts ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichtum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Übergewicht des analytiſchen Vermögens die Phantaſie notwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben und eine eingeſchränktere Sphäre von Objekten ihren Reichtum vermindern. Der abſtrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geſchäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil ſeine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis ſeines Berufs eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachteilige Richtung des Zeitcharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vorteile zu zeigen, wodurch die Natur ſie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingeſtehen, daß, ſowenig es auch den Individuen bei dieſer Zerſtückelung ihres Weſens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortſchritte machen können. Die Erſcheinung der griechiſchen Menſchheit war unſtreitig ein Maximum, das auf dieſer Stufe weder verharren noch höher ſteigen konnte. Nicht verharren, weil der Verſtand durch den Vorrat, den er ſchon hatte, unausbleiblich genötigt werden mußte, ſich von der Empfindung und Anſchauung abzuſondern und nach Deutlichkeit der Erkenntnis zu ſtreben; auch nicht höher ſteigen, weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo mußten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich isolieren und einer ausschließenden Gesetzgebung anmaßen, geraten sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge und nötigen den Gemeinsinn, der sonst mit träger Genügsamkeit auf der äußern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpiert und der empirische beschäftigt ist, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen sich zu möglichster Reife aus und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkür die Weltordnung aufzulösen wagt, nötiget sie dort die Vernunft, zu den obersten Quellen der Erkenntnis zu steigen und das Gesetz der Notwendigkeit gegen sie zu Hilfe zu rufen.

Einseitigkeit in Übung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrtum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in einem Brennpunkt versammeln und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschliche Individuen, zusammengenommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen erteilt, nie dahin gekommen sein würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähn, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt; ebenso ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufnen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losge-

wunden und durch die angeſtrengteſte Abſtraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein ſolcher, in reinen Verſtand und reine Anſchauung gleichſam aufgelöſter Geiſt dazu tüchtig ſein, die ſtrengen Feſſeln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauſchen und die Individualität der Dinge mit treuem und keuſchem Sinn zu ergreifen? Hier ſetzt die Natur auch dem Univerſalgenie eine Grenze, die es nicht überſchreiten kann, und die Wahrheit wird ſo lange Märtyrer machen, als die Philoſophie noch ihr vornehmſtes Geſchäft daraus machen muß, Anſtalten gegen den Irrtum zu treffen.

Wieviel alſo auch für das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag, ſo iſt nicht zu leugnen, daß die Individuen, welche ſie trifft, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Übungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Ebenſo kann die Anſpannung einzelner Geiſteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derſelben glückliche und vollkommene Menſchen erzeugen. Und in welchem Verhältnis ſtünden wir alſo zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menſchlichen Natur ein ſolches Opfer notwendig machte? Wir wären die Knechte der Menſchheit geweſen, wir hätten einige Jahrtauſende lang die Sklavenarbeit für ſie getrieben und unſrer verſtümmelten Natur die beſchämenden Spuren dieſer Dienſtbarkeit eingedrückt — damit das ſpätere Geſchlecht in einem ſeligen Müßiggange ſeiner moraliſchen Geſundheit warten und den freien Wuchs ſeiner Menſchheit entwickeln könnte?

Kann aber wohl der Menſch dazu beſtimmt ſein, über irgend einem Zwecke ſich ſelbſt zu verſäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorſchreibt? Es muß alſo falſch ſein, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer

Totalität notwendig macht; oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bei uns stehen, diese Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

Siebenter Brief.

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten sein? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Übel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgibt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als notwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegenteil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemälde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für schimärisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerin zu sein und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen besänftiget ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Ebenso muß der Elementenstreit in dem ethischen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erste beruhigt sein, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben,

ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünſtigen. Auf der andern Seite muß die Selbſtändigkeit ſeines Charakters geſichert ſein und die Unterwürfigkeit unter fremde deſpotiſche Formen einer anſtändigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmenſch ſeine Willkür noch ſo geſetzlos mißbraucht, da darf man ihm ſeine Freiheit kaum zeigen; wo der künſtliche Menſch ſeine Freiheit noch ſo wenig gebraucht, da darf man ihm ſeine Willkür nicht nehmen. Das Geſchenk liberaler Grundſätze wird Verräterei an dem Ganzen, wenn es ſich zu einer noch gärenden Kraft geſellt und einer ſchon übermächtigen Natur Verſtärkung zuſendet; das Geſetz der Übereinſtimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es ſich mit einer ſchon herrſchenden Schwäche und phyſiſchen Beſchränkung verknüpft und ſo den letzten glimmenden Funken von Selbſttätigkeit und Eigentümlichkeit auslöſcht.

Der Charakter der Zeit muß ſich alſo von ſeiner tiefen Entwürdigung erſt aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur ſich entziehen und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Unterdeſſen, gebe ich gerne zu, kann mancher Verſuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebeſſert ſein, und der Widerſpruch des Betragens wird ſtets gegen die Einheit der Maximen beweiſen. Man wird in andern Weltteilen in dem Neger die Menſchheit ehren und in Europa ſie in dem Denker ſchänden. Die alten Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche ſonſt die Kirche autoriſierte, wird die Philoſophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen und hier, von einer pedantiſchen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird

sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Achter Brief.

Soll sich also die Philosophie mutlos und ohne Hoffnung aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jeder andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall preisgegeben sein? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern und das gesellige Gesetz nie über die feindliche Selbstsucht siegen?

Nichts weniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen und so wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz heruntersteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn wie Zeus seinen Enkel mit göttlichen Waffen und bewirkt durch seine siegende Kraft die große Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der mutige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dies nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern wußte, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurteile und dieſe Verfinſterung der Köpfe bei allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung aufſteckten? Das Zeitalter iſt aufgeklärt, das heißt, die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſere praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freien Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat ſich von den Täuſchungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophiſtik gereinigt, und die Philoſophie ſelbſt, welche uns zuerſt von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren ſind?

Es muß alſo, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemütern der Menſchen etwas vorhanden ſein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn ſie noch ſo hell leuchtete, und der Annahme derſelben, auch wenn ſie noch ſo lebendig überzeugte, im Wege ſteht. Ein alter Weiſer hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck verſteckt: sapere aude.

Erkühne dich, weiſe zu ſein. Energie des Muts gehört dazu, die Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegenſetzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüſtung aus Jupiters Haupte ſteigen; denn ſchon ihre erſte Verrichtung iſt kriegeriſch. Schon in der Geburt hat ſie einen harten Kampf mit den Sinnen zu beſtehen, die aus ihrer ſüßen Ruhe nicht geriſſen ſein wollen. Der zahlreichere Teil der Menſchen wird durch den Kampf mit der Not viel zu ſehr ermüdet und abgeſpannt, als daß er ſich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrtum aufraffen ſollte. Zufrieden, wenn er ſelbſt der ſauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er andere gern über ſeine Begriffe die Vormundſchaft führen, und

geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleid verdienen, so trifft unsre gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Los von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntnis zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so teuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Wert für sie besitzt. Sie müßten schon weise sein, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insoferne Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfnis der Zeit, nicht bloß, weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zu Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen sein? Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der

Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbnis rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

Von allem, was positiv ist und was menschliche Konventionen einführten, ist die Kunst, wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen und der hervorbringende Geschmack von dem beurteilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehn; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigner unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde

Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen, die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem

Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Taten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegnen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur Tat. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart notwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gib alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edeln Trieb in ſeiner Bruſt, bei allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu tun habe, gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit

die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Notwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Notwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüts erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld geteilt zu haben, teile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Mut, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwert berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Taten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus

ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

Zehenter Brief.

Sie sind also mit mir darin einig und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf zwei entgegengesetzten Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, daß unser Zeitalter wirklich auf beiden Abwegen wandle und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit zum Raub geworden sei. Von dieser doppelten Verirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beiden entgegengesetzten Gebrechen zugleich begegnen und zwei widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen und in dem Barbaren dieselbe in Freiheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und erschlaffen — und wenn sie nicht wirklich beides leistet, wie kann ein so großer Effekt, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernünftigerweise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Überdruß die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegenteil verbunden zeigt. Man beruft sich, zuversichtlich genug, auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Altertums, bei welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwicklung erreichte, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener teils wilden, teils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen

oder doch ausseren Charakter büßen. Nichtsdestoweniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Faktum zu leugnen oder doch die Rechtmäßigkeit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so vorteilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Altertum gab es Männer, welche die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohltat hielten und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien schmähn, weil sie nie ihre Gunst erfuhren. Sie, die keinen andern Maßstab des Wertes kennen als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig sein, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äußern und innern Menschen zu würdigen und über den zufälligen Nachteilen der schönen Kultur nicht ihre wesentlichen Vorteile aus den Augen setzen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmut im Vortrage als Bestechung, alle Feinheit im Umgang als Verstellung, alle Delikatesse und Großheit im Betragen als Überspannung und Affektation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, daß er als Gesellschafter alle Zirkel aufheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdrückt, während daß er, das Schlachtopfer des Fleißes, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialische Geheimnis, angenehm zu sein, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts anders übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüstet sind. „Es ist nicht zu

leugnen," ſagen ſie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerſpricht ihrem Weſen nicht, in ſchlimmen Händen gerade das Gegenteil zu tun und ihre ſeelenfeſſelnde Kraft für Irrtum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geſchmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, ſo gibt er dem Gemüt zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt bloß die Erſcheinung, die ihren Wert beſtimmt. Wieviele Menſchen von Fähigkeit, fahren ſie fort, werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen oder wenigſtens verleitet, ſie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher ſchwache Verſtand wird bloß deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worin alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenſchaften nicht erlernt, ſeitdem ſie in den Gemälden der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen und im Kampf mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Geſellſchaft dabei gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Geſetze gibt, den ſonſt die Wahrheit regierte und daß der äußere Eindruck die Achtung entſcheidet, die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſein ſollte? Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erſcheinung machen und einen Wert in der Geſellſchaft verleihen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen und alle Laſter im Schwange gehn, die ſich mit einer ſchönen Hülle vertragen". In der Tat muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet und auch nicht ein einziges Beiſpiel aufweiſen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit

ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch unreif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüter beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug getan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am nächsten an die Wildheit grenzt und ein Licht ist, das gern aus der Finsternis schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne Alter der Künste herbeikam und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen und, durch morgenländische Üppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität ihres Charakters triumphieren sehen. Auch den Arabern ging die Morgenröte der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Szepter der Abbassiden erschlafft war. In dem neuern Italien zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Mediceern unterworfen und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen mutvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beinahe überflüssig, noch an das Beispiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demselben Verhältnisse zunahm, als ihre Selbständigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unsre Augen richten,

da finden wir, daß Geſchmack und Freiheit einander fliehen und daß die Schönheit nur auf den Untergang heroiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründet.

Und doch iſt gerade dieſe Energie des Charakters, mit welcher die äſthetiſche Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirkſamſte Feder alles Großen und Trefflichen im Menſchen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch ſo großer Vorzug erſetzen kann. Hält man ſich alſo einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, ſo kann man in der Tat nicht ſehr aufgemuntert ſein, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menſchen ſo gefährlich ſind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als ſich bei allen Vorteilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen. Aber vielleicht iſt die Erfahrung der Richterſtuhl nicht, vor welchem ſich eine Frage wie dieſe ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugnis Gewicht einräumte, müßte erſt außer Zweifel geſetzt ſein, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von der wir reden und gegen welche jene Beiſpiele zeugen. Dies ſcheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszuſetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung, weil durch denſelben erkannt werden ſoll, ob das, was in der Erfahrung ſchön heißt, mit Recht dieſen Namen führe.

Dieſer reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein ſolcher ſich aufzeigen ließe, müßte alſo — weil er aus keinem wirklichen Falle geſchöpft werden kann, vielmehr unſer Urteil über jeden wirklichen Fall erſt berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abſtraktion geſucht und ſchon aus der Möglichkeit der ſinnlich-vernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müßte ſich als eine notwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen laſſen. Zu dem reinen Begriff der Menſchheit müſſen wir uns alſo nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zuſtände einzelner Menſchen, aber niemals

die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der notwendigen Bedingungen ihres Daseins zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transzendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntnis, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Eilfter Brief.

Wenn die Abstraktion, so hoch als sie immer kann, hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen, bei denen sie stille stehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt sie seine Person, das Wechselnde seinen Zustand.

Person und Zustand, — das Selbst und seine Bestimmungen — die wir uns in dem notwendigen Wesen als eins und dasselbe denken, sind ewig zwei in dem Endlichen. Bei aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bei allem Wechsel des Zustands beharret die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Tätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Übereinstimmung zum Widerspruch, aber wir sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem absoluten Subjekt allein beharren mit der Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie aus der Persönlichkeit fließen. Alles, was die Gottheit ist, ist sie deswegen, weil sie ist; sie ist folglich alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zu-

ſtand verſchieden ſind, ſo kann ſich weder der Zuſtand auf die Perſon, noch die Perſon auf den Zuſtand gründen. Wäre das letztere, ſo müßte die Perſon ſich verändern; wäre das erſtere, ſo müßte der Zuſtand beharren; alſo in jedem Fall entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, ſind wir; nicht weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas anderes iſt.

Die Perſon alſo muß ihr eigener Grund ſein, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und ſo hätten wir denn fürs erſte die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seins, das iſt die Freiheit. Der Zuſtand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Perſon, alſo nicht abſolut iſt, erfolgen; und ſo hätten wir fürs zweite die Bedingung alles abhängigen Seins oder Werdens, die Zeit. „Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens" iſt ein identiſcher Satz, denn er ſagt nicht anders, als „die Folge iſt die Bedingung, daß etwas erfolgt."

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden Ich und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß ſich verändern, wenn Veränderung ſein ſoll; dieſes etwas kann alſo nicht ſelbſt ſchon Veränderung ſein. Indem wir ſagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieſer Verwandlung und leihen ihr gleichſam eine Perſon, an der ſich jene beiden Zuſtände offenbaren. Daß der Menſch erſt wird, iſt kein Einwurf, denn der Menſch iſt nicht bloß Perſon überhaupt, ſondern Perſon, die ſich in einem beſtimmten Zuſtand befindet. Aller Zuſtand aber, alles beſtimmte Daſein entſteht in der Zeit, und ſo muß alſo der Menſch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig iſt. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie

ein bestimmtes Wesen sein; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der Tat existieren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Tätigkeit also oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas außer ihm Befindliches im Raume und als etwas in ihm Wechselndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, das heißt zur Einheit der Erkenntnis, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existiert er; nur indem er unveränderlich bleibt, existiert er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Notwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgetan in den Sinnen.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Äußerung; und solange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbst-

tätigkeit des Geiſtes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß ſie ihn, der ohne ſie bloß Form iſt, zur Materie macht, aber keineswegs, daß ſie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, iſt er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter dieſem Namen bloß den formloſen Inhalt der Zeit verſtehen. Seine Sinnlichkeit iſt es zwar allein, die ſein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur ſeine Perſönlichkeit iſt es, die ſein Wirken zu dem ſeinigen macht. Um alſo nicht bloß Welt zu ſein, muß er der Materie Form erteilen; um nicht bloß Form zu ſein, muß er der Anlage, die er in ſich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erſchafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit ſeines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüberſtellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechſel behauptet und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit ſeines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwei entgegengeſetzte Anforderungen an den Menſchen, die zwei Fundamentalgeſetze der ſinnlich-vernünftigen Natur. Das erſte dringt auf abſolute Realität: er ſoll alles zur Welt machen, was bloß Form iſt, und alle ſeine Anlagen zur Erſcheinung bringen; das zweite dringt auf abſolute Formalität: er ſoll alles in ſich vertilgen, was bloß Welt iſt, und Übereinſtimmung in alle ſeine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er ſoll alles Innre veräußern und alles Äußre formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchſten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Notwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche außer uns dem Geſetz der Notwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch

zwei entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt.* Der erste dieser Triebe, den ich den Sachtrieb nennen will, geht aus von dem physischen Dasein des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freie Tätigkeit der Person gehört, welche die Materie aufnimmt und von sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fodert der Sachtrieb, daß Veränderung sei, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Dasein verkündigt.

Da alles, was in der Zeit ist, nacheinander ist, so wird dadurch, daß etwas ist, alles andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicherweise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Da-

* Ich trage kein Bedenken, diesen Ausdruck sowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes, als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das letztere einzuschränken pflegt. Sowie nämlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit setzt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas bestimmtes und wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein absolutes und notwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn dies folgt aus dem Begriff eines notwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesetzt, ist zwar noch immer, aber nur moralischerweise, notwendig und soll erst wirklich gemacht werden, weil bei einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesetzt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb, ein Streben nämlich, jenes Gesetz in Ausübung zu bringen und die durch Vernunft vorgeschriebene Übereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht notwendig und fehlt auch bei demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.

ſeins beſchränkt. Wo alſo der Sachtrieb ausſchließend wirkt, da iſt notwendig die höchſte Begrenzung vorhanden; der Menſch iſt in dieſem Zuſtande nichts als eine Größeneinheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr er iſt nicht, denn ſeine Perſönlichkeit iſt ſo lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrſcht, und die Zeit mit ſich fortreißt.*

Soweit der Menſch endlich iſt, erſtreckt ſich das Gebiet dieſes Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles Abſolute nur durch das Medium der Schranken erſcheint, ſo iſt es freilich der Sachtrieb, an dem zuletzt die ganze Erſcheinung der Menſchheit befeſtiget iſt. Aber obgleich er allein die Anlagen der Menſchheit weckt und entfaltet, ſo iſt er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden feſſelt er den höher ſtrebenden Geiſt an die Sinnenwelt, und von ihrer freieſten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abſtraktion in die Grenzen der Gegenwart zurücke. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein feſter Wille ſetzt ſich ſeinen Foderungen ſieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daſeins, auf einen Inhalt unſrer Erkenntniſſe und auf einen Zweck unſers Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem abſoluten Daſein des Menſchen oder von ſeiner vernünftigen Natur und iſt beſtrebt, ihn in Freiheit zu ſetzen,

---

* Die Sprache hat für dieſen Zuſtand der Selbſtloſigkeit unter der Herrſchaft der Empfindung den ſehr treffenden Ausdruck: außer ſich ſein, das heißt, außer ſeinem Ich ſein. Obgleich dieſe Redensart nur da ſtattfindet, wo die Empfindung zum Affekt und dieſer Zuſtand durch ſeine längere Dauer mehr bemerkbar wird, ſo iſt doch jeder außer ſich, ſolange er nur empfindet. Von dieſem Zuſtande zur Beſonnenheit zurückkehren, nennt man ebenſo richtig: in ſich gehen, das heißt, in ſein Ich zurückkehren, ſeine Perſon wieder herſtellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, ſagt man nicht: er iſt außer ſich, ſondern: er iſt von ſich, d. h. er iſt ſeinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demſelben iſt. Daher iſt derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloß bei ſich, welches ſehr gut mit dem außer ſich ſein beſtehen kann.

Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen und bei allem Wechsel des Zustands seine Person zu behaupten. Da nun die letztere, als absolute und unteilbare Einheit, mit sich selbst nie im Widerspruch sein kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas anders fodern, als was er in alle Ewigkeit fodern muß; er entscheidet also für immer, wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will, daß das Wirkliche notwendig und ewig, und daß das Ewige und Notwendige wirklich sei; mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der Sachtrieb nur *Fälle* macht, so gibt der Formtrieb *Gesetze*; Gesetze für jedes Urteil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Taten betrifft. Es sei nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsers Subjekts objektive Gültigkeit beilegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das Objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zustandes machen — in beiden Fällen reißen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, das ist Allgemeinheit und Notwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß sagen: das ist wahr für dieses Subjekt und in diesem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß sagen: das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfnis gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfnis wird die Veränderung mit sich fortreißen und, was du jetzt feurig begehrst, dereinst zum Gegenstand deines Abscheues machen. Wenn

aber das moraliſche Gefühl ſagt: das ſoll ſein, ſo entſcheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennſt, weil ſie Wahrheit iſt, und Gerechtigkeit ausübſt, weil ſie Gerechtigkeit iſt, ſo haſt du einen einzelnen Fall zum Geſetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo alſo der Formtrieb die Herrſchaft führt und das reine Objekt in uns handelt, da iſt die höchſte Erweiterung des Seins, da verſchwinden alle Schranken, da hat ſich der Menſch aus einer Größeneinheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beſchränkte, zu einer Ideeneinheit erhoben, die das ganze Reich der Erſcheinungen unter ſich faßt. Wir ſind bei dieſer Operation nicht mehr in der Zeit, ſondern die Zeit iſt in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir ſind nicht mehr Individuen, ſondern Gattung; das Urteil aller Geiſter iſt durch das unſrige ausgeſprochen, die Wahl aller Herzen iſt repräſentiert durch unſre Tat.

Dreizehenter Brief.

Beim erſten Anblick ſcheint nichts einander mehr entgegengeſetzt zu ſein als die Tendenzen dieſer beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch ſind es dieſe beiden Triebe, die den Begriff der Menſchheit erſchöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beide vermitteln könnte, iſt ſchlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir alſo die Einheit der menſchlichen Natur wieder herſtellen, die durch dieſe urſprüngliche und radikale Entgegenſetzung völlig aufgehoben ſcheint?

Wahr iſt es, ihre Tendenzen widerſprechen ſich, aber was wohl zu bemerken iſt, nicht in denſelben Objekten, und was nicht aufeinander trifft, kann nicht gegeneinander ſtoßen. Der Sachtrieb fodert zwar Veränderung, aber er fodert nicht, daß ſie auch auf die Perſon und ihr Gebiet ſich erſtrecke: daß ein Wechſel der Grundſätze ſei. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharr-

lichkeit — aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixiere, daß Identität der Empfindung sei. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Übertretung der Natur, indem sie sich selbst mißverstehen und ihre Sphären verwirren.* Über diese zu wachen und einem jeden dieser beiden Triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der Kultur, die also beiden eine gleiche Gerechtigkeit schuldig ist und nicht bloß den Formtrieb gegen den Sachtrieb, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt: erstlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu ver-

* Sobald man einen ursprünglichen, mithin notwendigen Antagonismus beider Triebe behauptet, so ist freilich kein anderes Mittel die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort geteilt. Die Unterordnung muß allerdings sein, aber wechselseitig: denn wenn gleich die Schranken nie das absolute begründen können, also die Freiheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es ebenso gewiß, daß das absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Prinzipien sind einander also zugleich subordiniert und koordiniert, d. h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich auseinandergesetzt in Fichte's Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freilich nicht; aber daß sie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wissen wir gewiß; in diesem Reiche also wird die Materie nicht bloß unter der Form, sondern auch neben der Form, und unabhängig von derselben, etwas zu bestimmen haben. So notwendig es also ist, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, ebenso notwendig ist es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls sich nichts zu bestimmen anmaße. Schon indem man jedem von beiden ein Gebiet zuspricht, schließt man das andere davon aus und setzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachteile beider überschritten werden kann.

In einer Transzendental-Philosophie, wo alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien und das Notwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich bloß als Hindernis zu denken und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bei diesem Geschäfte im Wege steht, in einem notwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liegt zwar auf keine Weise im Geiste des Kantischen Systems, aber im Buchstaben desselben könnte sie gar wohl liegen.

wahren: zweitens: die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menſchen mit der Welt in Verbindung ſetzt, größtmöglichſte Veränderlichkeit und Extenſität ſein müſſen. Da die Perſon das Beſtehende in der Veränderung iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches ſich dem Wechſel entgegenſetzen ſoll, größtmöglichſte Selbſtändigkeit und Intenſität ſein müſſen. Je vielſeitiger ſich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieſelbe iſt und je mehr Fläche ſie den Erſcheinungen darbietet, deſto mehr Welt ergreift der Menſch, deſto mehr Anlagen entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr Form ſchafft er außer ſich. Seine Kultur wird alſo darin beſtehen: erſtlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu verſchaffen und auf ſeiten des Gefühls die Paſſivität aufs Höchſte zu treiben; zweitens: dem beſtimmenden Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben und auf ſeiten der Vernunft die Aktivität aufs Höchſte zu treiben. Wo beide Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit der höchſten Fülle von Daſein die höchſte Selbſtändigkeit und Freiheit verbinden und, anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen in ſich ziehen und der Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.

Dieſes Verhältnis nun kann der Menſch umkehren und dadurch auf eine zweifache Weiſe ſeine Beſtimmung verfehlen. Er kann die Intenſität, welche die tätige Kraft erheiſcht, auf die leidende legen, durch den Sachtrieb dem Formtriebe vorgreifen und das empfangende Vermögen zum beſtimmenden machen. Er

kann die Extensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der tätigen zuteilen, durch den Formtrieb dem Sachtriebe vorgreifen und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie er selbst, in dem zweiten wird er nie etwas anders sein; mithin eben darum in beiden Fällen keines von beiden, folglich — Null sein.*

* Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häufig vorkommt und ebenso wichtig ist, der nachteilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsre Erkenntnis und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsre Naturwissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urteilen, bei denen sich, sobald sie konstitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsre Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannigfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, sich gegen uns herein zu bewegen sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen sie heraus streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht und deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bei unsrer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, daß so viele Augen bei so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beisammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewalttätige Usurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo sie durchaus nichts zu sagen hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beste der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Ebenso schwer dürfte es zu bestimmen sein, ob unsre praktische Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unsrer Begierden oder durch die Rigidität unsrer Grundsätze, mehr durch den Egoismus unsrer Sinne oder durch den Egoismus unsrer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu teilnehmenden, hilfreichen, tätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, sowie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verstandes zusammentreffen muß. Wie können wir bei noch so lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menschlich gegen andere sein, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen? Dieses Vermögen aber wird, sowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir selbst uns geben, in demselben Maße unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu

Wird nämlich der Sachtrieb beſtimmend, macht der Sinn den Geſetzgeber und unterdrückt die Welt die Perſon, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe auf, Objekt zu ſein, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Inhalt der Zeit iſt, ſo iſt er nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit ſeiner Perſönlichkeit iſt auch ſein Zuſtand aufgehoben, weil beides Wechſelbegriffe ſind — weil die Veränderung ein Beharrliches und die begrenzte Realität eine unendliche fodert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterſchiebt die Perſon ſich der Welt, ſo hört ſie in demſelben Verhältnis auf, ſelbſtändige Kraft und Subjekt zu ſein, als ſie ſich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung und die abſolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fodert. Sobald der Menſch nur Form iſt, ſo hat er keine Form; und mit dem Zuſtand iſt folglich auch die Perſon aufgehoben. Mit einem Wort: nur inſofern er ſelbſtändig iſt, iſt Realität außer ihm, iſt

brechen und den Charakter durch Grundſätze zu befeſtigen ſucht. Weil es Schwierigkeit koſtet, bei aller Regſamkeit des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen; denn freilich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen mutigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht dann auch größtenteils das, was man einen Menſchen formieren nennt; und zwar im beſten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht bloß des äußern Menſchen bedeutet. Ein ſo formierter Menſch wird freilich davor geſichert ſein, rohe Natur zu ſein und als ſolche zu erſcheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze geharniſcht ſein, und die Menſchheit von außen wird ihm ebenſowenig als die Menſchheit von innen beikommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurteilung anderer Menſchen und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerei, dieſes zur Härte und zur Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freilich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menſchen, der unſre Hilfe auffodert, in Gedanken den Idealmenſchen unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt, mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen andere weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge es auch gegen andere ſein; weich gegen ſich und ſtreng gegen andre iſt der verächtlichſte Charakter.

er empfänglich; nur insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beide, der Sachtrieb und der Formtrieb, haben also Einschränkung und, insofern sie als Energien gedacht werden, Abspannung nötig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, daß er sich nicht ins Gebiet der Empfindung eindringe. Jene Abspannung des Sachtriebes darf aber keineswegs die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen sein, welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der Freiheit, eine Tätigkeit der Person sein, die durch ihre moralische Intensität jene sinnliche mäßigt und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn nur an den Geist darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs darf ebensowenig die Wirkung eines Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte sein, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle sein; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgreifende Tätigkeit gerne zufügen möchte. Mit einem Wort: den Sachtrieb muß die Persönlichkeit und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehenter Brief.

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechselwirkung zwischen beiden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere tätig ist.

Dieses Wechselverhältnis beider Triebe ist zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines

Daſeins ganz zu löſen imſtand iſt. Es iſt im eigentlichſten Sinne des Worts die Idee ſeiner Menſchheit, mithin ein unendliches, dem er ſich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er ſoll nicht auf Koſten ſeiner Realität nach Form, und nicht auf Koſten der Form nach Realität ſtreben; vielmehr ſoll er das abſolute Sein durch ein beſtimmtes und das beſtimmte Sein durch ein unendliches ſuchen. Er ſoll ſich eine Welt gegenüber ſtellen, weil er Perſon iſt, und ſoll Perſon ſein, weil ihm eine Welt gegenüber ſteht. Er ſoll empfinden, weil er ſich bewußt iſt, und ſoll ſich bewußt ſein, weil er empfindet.“ — Daß er dieſer Idee wirklich gemäß, folglich, in voller Bedeutung des Worts, Menſch iſt, kann er nie in Erfahrung bringen, ſolange er nur einen dieſer beiden Triebe ausſchließend oder nur einen nach dem andern befriedigt; denn ſolange er nur empfindet, bleibt ihm ſeine Perſon oder ſeine abſolute Exiſtenz, und ſolange er nur denkt, bleibt ihm ſeine Exiſtenz in der Zeit oder ſein Zuſtand Geheimnis. Gäbe es aber Fälle, wo er dieſe doppelte Erfahrung zugleich machte, wo ſich zugleich ſeiner Freiheit bewußt würde und ſein Daſein empfände, wo er ſich zugleich als Materie fühlte und als Geiſt kennen lernte, ſo hätte er in dieſen Fällen, und ſchlechterdings nur in dieſen, eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit, und der Gegenſtand, der dieſe Anſchauung ihm verſchaffte, würde ihm zu einem Symbol ſeiner ausgeführten Beſtimmung, folglich (weil dieſe nur in der Allheit der Zeit zu erreichen iſt) zu einer Darſtellung des Unendlichen dienen.

Vorausgeſetzt, daß Fälle dieſer Art in der Erfahrung vorkommen können, ſo würden ſie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zuſammenwirken, einem jeden derſelben, einzeln betrachtet, entgegengeſetzt ſein und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der Sachtrieb will, daß Veränderung ſei, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung ſei. Derjenige Trieb alſo, in welchem beide verbunden wirken (es ſei

mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen), der Spieltrieb also, würde dahin gerichtet sein, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Sein, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der Sachtrieb will bestimmt werden, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will selbst bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird also bestrebt sein, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet. Der Sachtrieb, kann man sagen, ist dahin gerichtet, die Einheit in der Zeit zu vervielfältigen, weil die Empfindung Sukzession von Realitäten ist; der Formtrieb ist dahin gerichtet, die Vielheit in der Idee zu vereinigen, weil der Gedanke Übereinstimmung des Verschiedenen ist: der Spieltrieb wird also damit umgehen, die Einheit der Idee in der Zeit zu vervielfältigen, das Gesetz zum Gefühl zu machen, oder, was eben soviel ist, die Vielheit in der Zeit in der Idee zu vereinigen, das Gefühl zum Gesetz zu machen.

Der Sachtrieb schließt aus seinem Subjekt alle Selbsttätigkeit und Freiheit, der Formtrieb schließt aus dem seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschließung der Freiheit ist aber physische, Ausschließung des Leidens ist moralische Notwendigkeit. Beide Triebe nötigen also das Gemüt, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gemüt zugleich moralisch und physisch nötigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nötigung aufheben und den Menschen, sowohl physisch als moralisch, in Freiheit setzen. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unsrer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnötigt, so empfinden wir peinlich die Nötigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsre Neigung interessiert und unsre Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der

Empfindung als der Zwang des Gewiſſens, und wir fangen an, ihn zu lieben, das heißt zugleich mit unſrer Neigung und mit unſrer Achtung zu ſpielen.

Indem uns ferner der Sachtrieb phyſiſch, und der Formtrieb moraliſch nötigt, ſo läßt jener unſre formale, dieſer unſre materiale Beſchaffenheit zufällig; das heißt, es iſt zufällig, ob unſere Glückſeligkeit mit unſrer Vollkommenheit oder ob dieſe mit jener übereinſtimmen werde. Der Spieltrieb alſo, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unſre formale und unſre materiale Beſchaffenheit, zugleich unſre Vollkommenheit und unſre Glückſeligkeit zufällig machen; er wird alſo, eben weil er beide zufällig macht und weil mit der Notwendigkeit auch die Zufälligkeit verſchwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demſelben Maße als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamiſchen Einfluß nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Übereinſtimmung bringen, und in demſelben Maße, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nötigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen. Unter ſeiner Herrſchaft wird das Angenehme zu einem Objekt und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in ſeinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechſeln, er wird in ſeinem Subjekte Notwendigkeit in Freiheit und Freiheit in Notwendigkeit verwandeln und auf dieſe Art beide Naturen in dem Menſchen in die innigſte Gemeinſchaft ſetzen.

Fünfzehenter Brief.

Immer näher komm ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegenführe. Laſſen Sie es ſich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, ſo wird ein deſto freierer Geſichtskreis ſich auftun und eine muntre Ausſicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben in weitester Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Sein und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heißen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichtsdestoweniger lebende Gestalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sei. Solange wir über seine Gestalt bloß denken, ist sie leblos, bloße Abstraktion; solange wir sein Leben bloß fühlen, ist es gestaltlos, bloße Impression. Nur indem seine Form in unsrer Empfindung lebt und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt, und dies wird überall der Fall sein, wo wir ihn als schön beurteilen.

Dadurch aber, daß wir die Bestandteile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfodert, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transcendentalen Gründen die Foderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Sachtrieb, das heißt, ein Spieltrieb sein, weil nur

die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Notwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menſchheit vollendet. Sie muß dieſe Foderung aufſtellen, weil ſie Vernunft iſt — weil ſie ihrem Weſen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausſchließende Tätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menſchliche Natur unvollendet läßt und eine Schranke in derſelben begründet. Sobald ſie demnach den Ausſpruch tut: es ſoll eine Menſchheit exiſtieren, ſo hat ſie eben dadurch das Geſetz aufgeſtellt: es ſoll eine Schönheit ſein. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit iſt, und wir werden es wiſſen, ſobald ſie uns belehrt hat, ob eine Menſchheit iſt. Wie aber eine Schönheit ſein kann, und wie eine Menſchheit möglich iſt, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Menſch, wiſſen wir, iſt weder ausſchließend Materie, noch iſt er ausſchließend Geiſt. Die Schönheit, als Konſummation ſeiner Menſchheit, kann alſo weder ausſchließend ein Objekt des Sachtriebes, bloßes Leben ſein, wie von ſcharfſinnigen Beobachtern, die ſich zu genau an die Zeugniſſe der Erfahrung hielten, behauptet worden iſt, und wozu der Geſchmack der Zeit ſie gern herabziehen möchte; noch kann ſie ausſchließend ein Objekt des Formtriebs, bloße Geſtalt ſein, wie von ſpekulativen Weltweiſen, die ſich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philoſophierenden Künſtlern, die ſich in Erklärung derſelben allzuſehr durch das Bedürfnis der Kunſt leiten ließen, geurteilt worden iſt*: ſie iſt das gemeinſchaftliche Objekt beider Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Dieſen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der

* Zum bloßen Leben macht die Schönheit Burke in ſeinen Philoſophiſchen Unterſuchungen über den Urſprung unſrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur bloßen Geſtalt macht ſie, ſoweit mir bekannt iſt, jeder Anhänger des dogmatiſchen Syſtems, der über dieſen Gegenſtand je ſein Bekenntnis ablegte: unter den Künſtlern Raphael Mengs in ſeinen Gedanken über den Geſchmack in der Malerei; andrer nicht zu gedenken. Sowie in allem, hat auch in dieſem Stück die kritiſche Philoſophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Prinzipien und die Spekulation zur Erfahrung zurückzuführen.

alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist und doch weder äußerlich noch innerlich nötigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüt bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfnis befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beiden teilt, dem Zwange sowohl des einen als des andern entzogen. Dem Sachtrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Foderungen ernst, weil der eine sich beim Erkennen auf die Wirklichkeit, der andre auf die Notwendigkeit der Dinge bezieht; weil beim Handeln der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nötigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht: ebenso nimmt das Gemüt die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freier und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Notwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zusammentrifft, legt das Notwendige den seinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen sein mir entgegenzusetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt und den frivolen Gegenständen gleich gestellt, die von jeher im Besitz dieses Namens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein bloßes Spiel einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmackes zusammen bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und

nur das Spiel es iſt, was ihn vollſtändig macht und ſeine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorſtellung der Sache, Einſchränkung nennen, das nenne ich, nach der meinen, die ich durch Beweiſe gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde alſo vielmehr gerade umgekehrt ſagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen nur ernſt, aber mit der Schönheit ſpielt er.* Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange ſind, und die ſich gewöhnlich nur auf ſehr materielle Gegenſtände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens ſuchen, von der hier die Rede iſt. Die wirklich vorhandene Schönheit iſt des wirklich vorhandenen Spieltriebes wert; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufſtellt, iſt auch ein Ideal des Spieltriebs aufgegeben, das der Menſch in allen ſeinen Spielen vor Augen haben ſoll. Je nachdem ſich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloße Leben oder an die bloße Geſtalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menſchen auf dem nämlichen Wege ſucht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt. Wenn ſich die griechiſchen Völkerſchaften in den Kampfſpielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechſelſtreit der Talente ergötzen, und wenn das römiſche Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder ſeines libyſchen Gegners ſich labt, ſo wird es uns aus dieſem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgeſtalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, ſondern in Griechenland aufſuchen müſſen.** Nun ſpricht aber die

* Es gibt ein Kartenſpiel und gibt ein Trauerſpiel, aber offenbar iſt das Kartenſpiel viel zu ernſthaft für dieſen Namen.

** Wenn man (um bei der neuern Welt ſtehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Tierhatzen in Wien und das frohe ſchöne Leben des Korſo in Rom gegeneinander hält, ſo kann es nicht ſchwer ſein, den Ge-

Vernunft: das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit sein; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin tut sie auch den Ausspruch: der Spieltrieb soll nicht bloß Sachtrieb und soll nicht bloß Formtrieb, sondern beides zugleich, das ist, Spieltrieb sein. Mit andern Worten: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen und soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen sein werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwürigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben die ewig Zufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Lose des Götterstandes: ein bloß menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Sein. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern

---

schmack dieser verschiedenen Völker gegeneinander zu nüancieren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter den Spielen der feineren Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

Begriff von Notwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Notwendigkeiten ging ihnen erſt die wahre Freiheit hervor. Beſeelt von dieſem Geiſte, löſchten ſie aus den Geſichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder beſſer, ſie machten beide unkenntlich, weil ſie beide in dem innigſten Bund zu verknüpfen wußten. Es iſt weder Anmut noch iſt es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludoviſi zu uns ſpricht; es iſt keines von beiden, weil es beides zugleich iſt. Indem der weibliche Gott unſre Anbetung heiſcht, entzündet das gottgleiche Weib unſre Liebe; aber indem wir uns der himmliſchen Holdſeligkeit aufgelöſt hingeben, ſchreckt die himmliſche Selbſtgenügſamkeit uns zurück. In ſich ſelbſt ruhet und wohnt die ganze Geſtalt, eine völlig geſchloſſene Schöpfung, und als wenn ſie jenſeits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerſtand; da iſt keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderſtehlich ergriffen und angezogen, durch dieſes in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zuſtand der höchſten Ruhe und der höchſten Bewegung, und es entſteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Sechzehenter Brief.

Aus der Wechſelwirkung zwei entgegengeſetzter Triebe und aus der Verbindung zwei entgegengeſetzter Prinzipien haben wir das Schöne hervorgehen ſehen, deſſen höchſtes Ideal alſo in dem möglichſt vollkommenſten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu ſuchen ſein. Dieſes Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Übergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchſte, was die Erfahrung leiſtet, wird in einer Schwankung zwiſchen beiden Prin-

zipien beſtehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend iſt. Die Schönheit in der Idee iſt alſo ewig nur eine unteilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte ſein, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diesſeits und jenſeits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es ſich aus dem Zuſammenhange des bisherigen mit ſtrenger Notwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflöſende und eine anſpannende Wirkung zu erwarten ſei: ein auflöſende, um ſowohl den Sachtrieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anſpannende, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Dieſe beiden Wirkungsarten der Schönheiten ſollen aber, der Idee nach, ſchlechterdings nur eine einzige zu ſein. Sie ſoll auflöſen, dadurch daß ſie beide Naturen gleichförmig anſpannt, und ſoll anſpannen, dadurch daß ſie beide Naturen gleichförmig auflöſt. Indem ſie zugleich mit dem Sachtriebe auch den Formtrieb in Tätigkeit ſetzt, hat ſie beiden ihre Grenzen gezogen; indem ſie beide durch einander in Schranken hält, hat ſie beiden die gehörige Freiheit gegeben. Dieſes folgt ſchon aus dem Begriff einer Wechſelwirkung, vermöge deſſen beide Teile einander zugleich notwendig bedingen und durcheinander bedingt werden, und deren reinſtes Produkt die Schönheit iſt. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beiſpiel einer ſo vollkommenen Wechſelwirkung dar, ſondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Übergewicht einen Mangel und der Mangel ein Übergewicht begründen. Was alſo in dem Ideal-Schönen nur in der Vorſtellung unterſchieden wird, das iſt in dem Schönen der Erfahrung der Exiſtenz nach verſchieden. Das Idealſchöne, obgleich unteilbar und einfach, zeigt in verſchiedener Beziehung ſowohl eine ſchmelzende als energiſche Eigenſchaft; in der Erfahrung gibt es eine ſchmelzende und energiſche Schönheit. So iſt es, und ſo wird es in allen den Fällen ſein, wo das Abſolute in die Schranken der Zeit geſetzt

iſt und Ideen der Vernunft in der Menſchheit realiſiert werden ſollen. So denkt der reflektierende Menſch ſich die Tugend, die Wahrheit, die Glückſeligkeit; aber der handelnde Menſch wird bloß Tugenden üben, bloß Wahrheiten faſſen, bloß glückſelige Tage genießen. Dieſe auf jene zurückzuführen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntniſſe die Erkenntnis, an die Stelle des Glückes die Glückſeligkeit zu ſetzen, iſt das Geſchäft der phyſiſchen und moraliſchen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, iſt die Aufgabe der äſthetiſchen.

Die energiſche Schönheit kann den Menſchen ebenſo wenig vor einem gewiſſen Überreſt von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüt ſowohl im Phyſiſchen als Moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daß der Widerſtand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn teilnimmt, der nur der freien Perſon gelten ſollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorſtellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur ebenſooft unterdrückt als beherrſcht, ebenſooft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüt im Moraliſchen wie im Phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es ebenſo leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erſtickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverluſt teilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte: daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit,

Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten und die verächtlichste Karikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfnis, denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfnis, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet sein, den man in den Urteilen der Menschen über den Einfluß des Schönen und in Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und daß beide Teile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen imstande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfnis der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beide Teile werden also wahrscheinlich recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen, so wie jene zwei entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Ideal-Menschen untergehn.

Siebenzehenter Brief.

Solange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Notwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßem Begriff, sondern aus äußern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit fließen. Auf wievielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt sein mag, so lehret uns schon der bloße Inhalt derselben, daß im ganzen nur zwei entgegengesetzte Abweichungen von derselben statthaben können. Liegt nämlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Übereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Tätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Schranken werden, wie

nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt und auf diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurückführt und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht.*

Sie verleugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß sie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von seiner individualen Beschaffenheit einmischt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Spezies, nie als reine Gattung sich zeigen, sie wird in angespannten Gemütern von ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit, sie wird in abgespannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurteiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, daß es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjektive Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege steht und ihr absolutes Ideal auf zwei eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sei für ein an-

* Der vortreffliche Verfasser der Schrift: Grundsätze der Ästhetik u. s. f. Erfurt 1791 unterscheidet in der Schönheit die zwei Grundprinzipien Anmut und Kraft und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beider, welches mit der hier gegebenen Erklärung aufs genaueste zusammentrifft. Auch in seiner Definition liegt also schon der Grund der Einteilung der Schönheit in eine schmelzende, worin die Anmut, und in eine energische, worin die Kraft überwiegt.

geſpanntes Gemüt und für ein abgeſpanntes die energiſche. Angeſpannt aber nenne ich den Menſchen ſowohl, wenn er ſich unter dem Zwange von Empfindungen (unter der einſeitigen Gewalt des Sachtriebs), als wenn er ſich unter dem Zwange von Begriffen (unter der ausſchließenden Gewalt des Formtriebs) befindet. Jede ausſchließende Herrſchaft eines ſeiner beiden Grundtriebe iſt für ihn ein Zuſtand des Zwanges und der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zuſammenwirkung ſeiner beiden Naturen, in der Übereinſtimmung beider Notwendigkeiten. Der von Gefühlen einſeitig beherrſchte oder ſinnlich angeſpannte Menſch wird alſo aufgelöſt und in Freiheit geſetzt durch Form; der von Geſetzen einſeitig beherrſchte oder geiſtig angeſpannte Menſch wird aufgelöſt und in Freiheit geſetzt durch Materie. Die ſchmelzende Schönheit, um dieſer doppelten Aufgabe ein Genüge zu tun, wird ſich alſo unter zwei verſchiednen Geſtalten zeigen. Sie wird erſtlich als ruhige Form das wilde Leben beſänftigen und von Empfindungen zu Gedanken den Übergang bahnen; ſie wird zweitens als lebendes Bild die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft ausrüſten, den Begriff zur Anſchauung und das Geſetz zum Gefühl zurückführen. Den erſten Dienſt leiſtet ſie dem Naturmenſchen, den zweiten dem künſtlichen Menſchen. Aber weil ſie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, ſondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formloſe Natur oder die naturwidrige Kunſt darbietet, ſo wird ſie in beiden Fällen noch Spuren ihres Urſprunges tragen und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die reine Form ſich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anſpannung zu heben, müſſen wir den Urſprung derſelben in dem menſchlichen Gemüt zu erforſchen ſuchen. Entſchließen Sie ſich alſo noch zu einem kurzen Aufenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlaſſen und mit deſto ſichererem Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuſchreiten.

Achtzehenter Brief.

Durch die schmelzende Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die schmelzende Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Tätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Teil der Menschen von der Schönheit, sobald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektieren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Tätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwei entgegengesetzte Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beiden. Jenes ist durch Erfahrung, dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dies ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Ästhetik führt.

Es kommt aber hiebei auf zwei höchst verschiedene Operationen an, welche bei dieser Untersuchung einander notwendig unterstützen müssen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwei Zustände miteinander, die einander entgegengesetzt sind und niemals eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so daß beide Zustände sich auf das be-

ſtimmteſte unterſcheiden; ſonſt vermiſchen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heißt es: jene zwei entgegengeſetzte Zuſtände verbindet die Schönheit und hebt alſo die Entgegenſetzung auf. Weil aber beide Zuſtände einander ewig entgegengeſetzt bleiben, ſo ſind ſie nicht anders zu verbinden, als indem ſie aufgehoben werden. Unſer zweites Geſchäft iſt alſo, dieſe Verbindung vollkommen zu machen, ſie ſo rein und vollſtändig durchzuführen, daß beide Zuſtände in einem Dritten gänzlich verſchwinden und keine Spur der Teilung in dem Ganzen zurückbleibt; ſonſt vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philoſophiſchen Welt über den Begriff der Schönheit geherrſcht haben und zum Teil noch heutzutag herrſchen, haben keinen andern Urſprung, als daß man die Unterſuchung entweder nicht von einer gehörig ſtrengen Unterſcheidung anfing oder ſie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philoſophen, welche ſich bei der Reflexion über dieſen Gegenſtand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil ſie in dem Total des ſinnlichen Eindrucks nichts Einzelnes unterſcheiden. Die andern, welche den Verſtand ausſchließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der Schönheit erlangen, weil ſie in dem Total derſelben nie etwas anders als die Teile ſehen und Geiſt und Materie auch in ihrer vollkommenſten Einheit ihnen ewig geſchieden bleiben. Die erſten fürchten, die Schönheit dynamiſch, das heißt als wirkende Kraft aufzuheben, wenn ſie trennen ſollen, was im Gefühl doch verbunden iſt; die andern fürchten, die Schönheit logiſch, das heißt als Begriff aufzuheben, wenn ſie zuſammenfaſſen ſollen, was im Verſtand doch geſchieden iſt. Jene wollen die Schönheit auch ebenſo denken, wie ſie wirkt; dieſe wollen ſie ebenſo wirken laſſen, wie ſie gedacht wird. Beide müſſen alſo die Wahrheit verfehlen, jene, weil ſie es mit ihrem eingeſchränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachtun; dieſe, weil ſie die unendliche Natur nach ihren Denkgeſetzen einſchränken

wollen. Die ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freiheit zu rauben; die andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Notwendigkeit ist; diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fodern, nicht in der Ausschließung gewisser Realitäten, sondern in der absoluten Einschließung aller besteht, daß sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beide gescheitert sind, wenn wir von den zwei Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande teilt, aber uns alsdann auch zu der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt und in welcher jene beiden Zustände gänzlich verschwinden.*

Neunzehenter Brief.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwei verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit und ebenso-

* Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die sensualen Ästhetiker, welche das Zeugnis der Empfindung mehr als das Raisonnement gelten lassen, sich der Tat nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältnis findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophieren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht durch alle Kategorien durchgeführt und geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, dem Resultat nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduktion nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem erstern mag man jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

viele Zuſtände der paſſiven und aktiven Beſtimmung unterſcheiden. Die Erklärung dieſes Satzes führt uns am kürzeſten zum Ziel.

Der Zuſtand des menſchlichen Geiſtes vor aller Beſtimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, iſt eine Beſtimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endloſe des Raumes und der Zeit iſt ſeiner Einbildungskraft zu freiem Gebrauch hingegeben, und weil, der Vorausſetzung nach, in dieſem weiten Reiche des Möglichen nichts geſetzt, folglich auch noch nichts ausgeſchloſſen iſt, ſo kann man dieſen Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit eine leere Unendlichkeit nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechſeln iſt.

Jetzt ſoll ſein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Beſtimmungen ſoll eine einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorſtellung ſoll in ihm entſtehen. Was in dem vorhergegangenen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit nichts als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität iſt alſo da, aber die Unendlichkeit iſt verloren. Um eine Geſtalt im Raum zu beſchreiben, müſſen wir den endloſen Raum begrenzen; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzuſtellen, müſſen wir das Zeitganze teilen. Wir gelangen alſo nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Ausſchließung zur Poſition oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unſrer freien Beſtimmbarkeit zur Beſtimmung.

Aber aus einer bloßen Ausſchließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorſtellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeſchloſſen wird, wenn nicht durch eine abſolute Tathandlung des Geiſtes die Negation auf etwas Poſitives bezogen und aus Nichtſetzung Entgegenſetzung würde; dieſe Handlung des Gemüts heißt urteilen oder denken, und das Reſultat derſelben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen. Ebenso mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden nie wir eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freilich nur durch den Teil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten, nur durch Leiden zur Tätigkeit; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Teil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze, nur durch die Tätigkeit zum Leiden.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menschen einen Übergang vom Empfinden zum Denken bahne, so ist dies keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Tätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Notwendiges, aus dem Augenblicklichen nichts Beständiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Äußerung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündiget. Die Selbständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus, und nicht insofern sie beim Denken hilft (welches einen offenbaren Widerspruch enthält), bloß insofern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Dasein zu führen.

Dies aber setzt voraus, daß die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nämlich, welches

von außen nichts als den Stoff ſeines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, alſo nur negativ an ſeinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geiſtes verkennen, wenn man den ſinnlichen Paſſionen eine Macht beilegt, die Freiheit des Gemüts poſitiv unterdrücken zu können. Zwar ſtellt die Erfahrung Beiſpiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demſelben Maß unterdrückt erſcheinen, als die ſinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anſtatt jene Geiſtesſchwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr dieſe überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geiſtes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menſchen vorſtellen, als inſofern der Geiſt frei unterlaſſen hat, ſich als eine ſolche zu beweiſen.

Indem ich aber durch dieſe Erklärung einem Einwurfe zu begegnen ſuche, habe ich mich, wie es ſcheint, in einen andern verwickelt und die Selbſtändigkeit des Gemüts nur auf Koſten ſeiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüt aus ſich ſelbſt zugleich Gründe der Nichttätigkeit und der Tätigkeit nehmen, wenn es nicht ſelbſt geteilt, wenn es nicht ſich ſelbſt entgegengeſetzt iſt?

Hier müſſen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geiſt vor uns haben. Der endliche Geiſt iſt derjenige, der nicht anders als durch Leiden tätig wird, nur durch Schranken zum Abſoluten gelangt, nur, inſofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein ſolcher Geiſt wird alſo mit dem Triebe nach Form oder nach dem Abſoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen ſind, ohne welche er den erſten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Inwiefern in demſelben Weſen zwei ſo entgegengeſetzte Tendenzen zuſammen beſtehen können, iſt eine Aufgabe, die zwar den Metaphyſiker, aber nicht den Tranſcendentalphiloſophen in Verlegenheit ſetzen kann. Dieſer gibt ſich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, ſondern begnügt ſich, die Kenntniſſe feſtzuſetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung

begriffen wird. Und da nun Erfahrung ebensowenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüte als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugnis als gleich notwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Inwohnung zweier Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beiden Trieben ihn selbst unterscheidet. Beide Triebe existieren und wirken zwar in ihm, aber er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn bloß für passiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beiden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwicklung gekommen, seiner Natur nach und notwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beide notwendig und beide doch nach entgegengesetzten Objekten streben, so hebt diese doppelte Nötigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwischen beiden. Der Wille ist es also, der sich gegen beide Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beiden kann sich für sich selbst als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewalttätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmütige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es gibt in dem Menschen keine andere Macht als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseins, kann die innere Freiheit aufheben.

Auf dem Willen beruht es also, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden soll. Aber, was wohl zu bemerken ist, nicht, daß wir empfinden, sondern daß die Empfindung bestimmend werde,

— nicht, daß wir zum Selbſtbewußtſein gelangen, ſondern daß die reine Selbſtheit beſtimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äußert ſich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und dieſe erwachen erſt, wenn ihre beiden Objekte, Empfindung und Selbſtbewußtſein, gegeben ſind. Dieſe müſſen alſo notwendig erſt da ſein, bevor der Wille ſich äußert, und können folglich nicht durch den Willen da ſein.

Eine Notwendigkeit außer uns beſtimmt unſern Zuſtand, unſer Daſein in der Zeit vermittelſt der Sinnenempfindung. Dieſe iſt ganz unwillkürlich, und ſo, wie auf uns gewirkt wird, müſſen wir leiden. Ebenſo eröffnet eine Notwendigkeit in uns unſre Perſönlichkeit, auf Veranlaſſung jener Sinnenempfindung und durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe; denn das Selbſtbewußtſein kann von dem Willen, der es vorausſetzt, nicht abhangen. Dieſe urſprüngliche Verkündigung der Perſönlichkeit iſt nicht unſer Verdienſt und der Mangel derſelben nicht unſer Fehler. Nur von demjenigen, der ſich bewußt iſt, wird Vernunft, das heißt abſolute Konſequenz und Univerſalität des Bewußtſeins gefodert; vorher iſt er nicht Menſch, und kein Akt der Menſchheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphyſiker ſich die Schranken erklären kann, die der freie und ſelbſtändige Geiſt durch die Empfindung erleidet, ſo wenig begreift der Phyſiker die Unendlichkeit, die ſich auf Veranlaſſung dieſer Schranken in der Perſönlichkeit offenbart. Weder Abſtraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unſre Begriffe von Allgemeinheit und Notwendigkeit fließen; ihre frühe Erſcheinung in der Zeit entzieht ſie dem Beobachter und ihr überſinnlicher Urſprung dem metaphyſiſchen Forſcher. Aber genug, das Selbſtbewußtſein iſt da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desſelben iſt das Geſetz der Einheit für alles, was für den Menſchen iſt, und für alles, was durch ihn werden ſoll, für ſein Erkennen und Handeln aufgeſtellt. Unentfliehbar, unverfälſchbar, unbegreiflich, eine Theophanie, wenn es jemals eine gab, ſtellen die Begriffe von Wahr-

heit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Notwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewußtsein, völlig ohne Zutun des Subjekts, und beider Ursprung liegt ebensowohl jenseits unseres Willens, als er jenseits unseres Erkenntniskreises liegt.

Sind aber beide wirklich und hat der Mensch, vermittelst der Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten Existenz, hat er durch das Selbstbewußtsein die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beiden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beide zum Dasein gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Bis dies geschehen ist, erfolgt alles in ihm nach dem Gesetz der Notwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur, und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwei entgegengesetzte Grundtriebe in ihm tätig sind, so verlieren beide ihre Nötigung, und die Entgegensetzung zweier Notwendigkeiten gibt der Freiheit den Ursprung.*

Zwanzigster Brief.

Daß auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt sich schon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freiheit selbst eine

* Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, so oft hier von Freiheit die Rede ist, nicht diejenige gemeint ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, notwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch daß der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweist er eine Freiheit der ersten Art, dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Gesetzen der Vernunft materiell handelt, beweist er eine Freiheit der zweiten Art. Man könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erstern erklären.

Wirkung der Natur (dieſes Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen), kein Werk des Menſchen ſei, daß ſie alſo auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich notwendig aus dem vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erſt, wenn der Menſch vollſtändig iſt und ſeine beiden Grundtriebe ſich entwickelt haben; ſie muß alſo fehlen, ſolang er unvollſtändig und einer von beiden Trieben ausgeſchloſſen iſt, und muß durch alles das, was ihm ſeine Vollſtändigkeit zurückgibt, wieder hergeſtellt werden können.

Nun läßt ſich wirklich, ſowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnden Menſchen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Menſch noch nicht vollſtändig und einer von beiden Trieben ausſchließend in ihm tätig iſt. Wir wiſſen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Perſon iſt, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der ſinnliche Trieb kommt alſo früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtſein vorhergeht, und in dieſer Priorität des Sachtriebes finden wir den Aufſchluß zu der ganzen Geſchichte der menſchlichen Freiheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Notwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht iſt, weil der Menſch noch nicht angefangen; denn in dem Menſchen ſelbſt kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zuſtand des Denkens, zu welchem der Menſch jetzt übergehen ſoll, ſoll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht ſein, und eine logiſche oder moraliſche Notwendigkeit ſoll an die Stelle jener phyſiſchen treten. Jene Macht der Empfindung muß alſo vernichtet werden, ehe das Geſetz dazu erhoben werden kann. Es iſt alſo nicht damit getan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Menſch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurücktun, weil nur, indem eine Determination wieder

aufgehoben wird, die entgegengesetzte eintreten kann. Er muß also, um Leiden mit Selbsttätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen, augenblicklich von aller Bestimmung frei sein und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen, weil man, um von Minus zu Plus fortzuschreiten, durch Null den Weg nehmen muß. Mithin muß er auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Bestimmungslosigkeit und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustand etwas Positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf, zugleich aber muß sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit stattfinden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr eine andere entgegensetzt. Die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüt geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich tätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüt weder physisch noch moralisch genötigt und doch auf beide Art tätig ist, verdient vorzugsweise eine freie Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den ästhetischen heißen.*

* Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr

Einundzwanzigster Brief.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüt ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt, das heißt bei seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische

---

gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Dasein und Wohlsein) beziehen; das ist ihre physische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen und uns eine Erkenntnis verschaffen; das ist ihre logische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden; das ist ihre moralische Beschaffenheit. Oder endlich sie kann sich auf das Ganze unsrer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Objekt zu sein, das ist ihre ästhetische Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm sein; er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem allen und ohne daß wir bei seiner Beurteilung weder auf irgend ein Gesetz, noch auf irgend einen Zweck Rücksicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart gefallen. In dieser letztern Qualität beurteilen wir ihn ästhetisch. So gibt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht, das Ganze unsrer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen von einem falschen Geschmack verführt und durch ein falsches Raisonnement noch mehr in diesem Irrtum befestigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Ästhetischen gerne mit aufnimmt, so merke ich hier zum Überfluß noch an (obgleich diese Briefe über ästhetische Erziehung fast mit nichts anderm umgehen, als jenen Irrtum zu widerlegen), daß das Gemüt im ästhetischen Zustande zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Gesetzen handelt, und daß diese ästhetische Freiheit sich von der logischen Notwendigkeit beim Denken und von der moralischen Notwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterscheidet, daß die Gesetze, nach denen das Gemüt dabei verfährt, nicht vorgestellt werden und, weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nötigung erscheinen.

Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüt ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eigenem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet, in dem zweiten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rücksicht auf Bestimmung, ist, das ist die ästhetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innrer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innrer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beiden Zuständen das Gemüt determiniert, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche voneinander entfernen; gerade so trifft die ästhetische Bestimmbarkeit mit der bloßen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beide jedes bestimmte Dasein ausschließen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorangestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungsfreiheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs genaueste zusammentrifft.*

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüt versetzt, in Rücksicht auf Erkenntnis und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen recht, denn die Schönheit gibt schlechterdings

* Man sehe den vierzehnten und fünfzehnten Brief im zweiten Stück der Horen.

kein einzelnes Reſultat weder für den Verſtand noch für den Willen, ſie führt keinen einzelnen weder intellektuellen, noch moraliſchen Zweck aus, ſie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen und iſt, mit einem Worte, gleich ungeſchickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Die Schönheit iſt Natur, und ſowohl ſeine Begriffe als ſeine Entſchließungen kann der Menſch nur ſich ſelbſt zu verdanken haben. Durch die äſthetiſche Kultur bleibt alſo der perſönliche Wert eines Menſchen oder ſeine Würde, inſofern dieſe nur von ihm ſelbſt abhängen kann, noch völlig unbeſtimmt, und es iſt weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht iſt, aus ſich ſelbſt zu machen, was er will — daß ihm die Freiheit, zu ſein, was er ſein ſoll, vollkommen zurückgegeben iſt.

Eben dadurch aber iſt etwas Unendliches erreicht. Denn ſobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einſeitige Nötigung der Natur beim Empfinden und durch die ausſchließende Geſetzgebung der Vernunft beim Denken gerade dieſe Freiheit entzogen wurde, ſo müſſen wir das Vermögen, welches ihm in der äſthetiſchen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchſte aller Schenkungen, als die Schenkung der Menſchheit betrachten. Freilich beſitzt er dieſe Menſchheit der Anlage nach ſchon vor jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommen kann, aber der Tat nach verliert er ſie mit jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommt, und ſie muß ihm, wenn er zu einem entgegengeſetzten ſoll übergehen können, jedesmal aufs neue durch das äſthetiſche Leben zurückgegeben werden.*

* Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewiſſe Charaktere von Empfindungen zu Gedanken und zu Entſchließungen übergehen, die äſthetiſche Stimmung, welche ſie in dieſer Zeit notwendig durchlaufen müſſen, kaum oder garnicht bemerkbar werden. Solche Gemüter können den Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit nicht lang ertragen und dringen ungeduldig auf ein Reſultat, welches ſie in dem Zuſtand äſthetiſcher Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet ſich bei andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens als einer einzelnen Handlung desſelben ſetzen, der äſthetiſche Zuſtand in eine weit größere Fläche aus. So ſehr die erſten ſich vor der Leerheit fürchten, ſo wenig können die

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsre zweite Schöpferin nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht und es im übrigen unserm freien Willen anheimstellt, inwieweit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unsrer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menschheit erteilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

Zweiundzwanzigster Brief.

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüts in einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich tätig sind. Man kann also denjenigen ebensowenig unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntnis und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht, denn eine Gemütsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß notwendig auch jede einzelne Äußerung derselben, dem Vermögen nach, in sich schließen; eine Gemütsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß diese notwendig auch von jeder einzelnen Äußerung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle

letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt daß sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu großen Rollen geboren sind.

andere Übungen geben dem Gemüt irgend ein beſondres Geſchick, aber ſetzen ihm dafür auch eine beſondre Grenze; die äſthetiſche allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zuſtand, in den wir kommen können, weiſt uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu ſeiner Auflöſung eines folgenden; nur der äſthetiſche iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt, da er alle Bedingungen ſeines Urſprungs und ſeiner Fortdauer in ſich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit geriſſen; und unſre Menſchheit äußert ſich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte ſie von der Einwirkung äußrer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unſern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung ſchmeichelt, das öffnet unſer weiches und bewegliches Gemüt jedem Eindruck, aber macht uns auch in demſelben Grad zur Anſtrengung weniger tüchtig. Was unſre Denkkräfte anſpannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das ſtärkt unſern Geiſt zu jeder Art des Widerſtandes, aber verhärtet ihn auch in demſelben Verhältnis und raubt uns ebenſoviel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer größern Selbſttätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine wie das andre zuletzt notwendig zur Erſchöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildſamen Stoffes entraten kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß echter Schönheit dahingegeben, ſo ſind wir in einem ſolchen Augenblick unſrer leidenden und tätigen Kräfte in gleichem Grad Meiſter, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernſt und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerſtand, zum abſtrakten Denken und zur Anſchauung wenden.

Dieſe hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geiſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, in der uns ein echtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll, und es gibt keinen ſicherern Probierſtein der wahren äſthetiſchen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieſer Art zu irgend einer beſondern Empfindungsweiſe oder Handlungsweiſe vorzugsweiſe aufgelegt, zu einer andern hin-

gegen ungeschickt und verdrossen, so dient dies zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren haben; es sei nun, daß es an dem Gegenstand, oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), so kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bei aller Freiheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigentümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüt durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung, und desto vortrefflicher ein solches Produkt. Man kann dies mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nämlichen Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Malereien und Bildhauerwerke unsre Einbildungskraft erhitzen und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr partizipiert, als die innere Notwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das

trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besondren Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine notwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüt einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Stil in jeglicher Kunst, daß er die spezifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre spezifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigentümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter erteilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der spezifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sei, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter

geneigt iſt, ſich unmittelbar mit dem Stoff einzulaſſen, deſto triumphierender iſt die Kunſt, welche jenen zurückzwingt und über dieſen die Herrſchaft behauptet. Das Gemüt des Zuſchauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreiſe des Künſtlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolſte Gegenſtand muß ſo behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demſelben zu dem ſtrengſten Ernſte überzugehen. Der ernſteſte Stoff muß ſo behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichteſten Spiele zu vertauſchen. Künſte des Affekts, dergleichen die Tragödie iſt, ſind kein Einwurf: denn erſtlich ſind es keine ganz freien Künſte, da ſie unter der Dienſtbarkeit eines beſondern Zweckes (des Pathetiſchen) ſtehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunſtkenner leugnen, daß Werke, auch ſelbſt aus dieſer Klaſſe, um ſo vollkommener ſind, je mehr ſie auch im höchſten Sturme des Affekts die Gemütsfreiheit ſchonen. Eine ſchöne Kunſt der Leidenſchaft gibt es, aber eine ſchöne leidenſchaftliche Kunſt iſt ein Widerſpruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen iſt Freiheit von Leidenſchaften. Nicht weniger widerſprechend iſt der Begriff einer ſchönen lehrenden (didaktiſchen) oder beſſernden (moraliſchen) Kunſt, denn nichts ſtreitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüt eine beſtimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweiſt es indeſſen eine Formloſigkeit in dem Werke, wenn es bloß durch ſeinen Inhalt Effekt macht; es kann ebenſooft von einem Mangel an Form in dem Beurteiler zeugen. Iſt dieſer entweder zu geſpannt oder zu ſchlaff; iſt er gewohnt, entweder bloß mit dem Verſtand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, ſo wird er ſich auch bei dem glücklichſten Ganzen nur an die Teile und bei der ſchönſten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich muß er die äſthetiſche Organiſation eines Werks erſt zerſtören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne ſorgfältig aufſcharren, das

der Meiſter mit unendlicher Kunſt in der Harmonie des Ganzen verſchwinden machte. Sein Intereſſe daran iſt ſchlechterdings entweder moraliſch oder phyſiſch, nur gerade was es ſein ſoll, äſthetiſch, iſt es nicht. Solche Leſer genießen ein ernſthaftes und pathetiſches Gedicht wie eine Predigt und ein naives oder ſcherzhaftes wie ein berauſchendes Getränk; und waren ſie geſchmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Meſſiade wäre, Erbauung zu verlangen, ſo werden ſie an einem anakreontiſchen oder catulliſchen Lied unfehlbar ein Ärgernis nehmen.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Ich nehme den Faden meiner Unterſuchung wieder auf, den ich nur darum abgeriſſen habe, um von den aufgeſtellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunſt und auf die Beurteilung ihrer Werke zu machen.

Der Übergang von dem leidenden Zuſtande des Empfindens zu dem tätigen des Denkens und Wollens geſchieht alſo nicht anders als durch einen mittleren Zuſtand äſthetiſcher Freiheit, und obgleich dieſer Zuſtand an ſich ſelbſt weder für unſere Einſichten noch Geſinnungen etwas entſcheidet, mithin unſern intellektuellen und moraliſchen Wert ganz und gar problematiſch läßt, ſo iſt er doch die notwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einſicht und zu einer Geſinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den ſinnlichen Menſchen vernünftig zu machen, als daß man denſelben zuvor äſthetiſch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, ſollte dieſe Vermittlung durchaus unentbehrlich ſein? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch ſchon für ſich allein und durch ſich ſelbſt bei dem ſinnlichen Menſchen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: ſie können nicht nur, ſie ſollen ſchlechterdings ihre beſtimmende

Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender sein, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschließens mische, daß sie zu beiden bloß das Vermögen erteile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bei diesem fällt alle fremde Hilfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dies, behaupte ich, muß durch die ästhetische Stimmung des Gemüts erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Dasein der Dinge von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbsttätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und diese Selbsttätigkeit, diese Freiheit ist es ja eben, was wir bei dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt und hat folglich keine freie Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muß er notwendig erst zurück erhalten, ehe er die leidende Bestimmung mit einer tätigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive schon in sich enthält, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er bloß die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realisiert werden kann. Er wird also die letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend und tätig bestimmt sein, das heißt, er wird ästhetisch werden müssen.

Durch die äſthetiſche Gemütsſtimmung wird alſo die Selbſttätigkeit der Vernunft ſchon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung ſchon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen und der phyſiſche Menſch ſo weit veredelt, daß nunmehr der geiſtige ſich nach Geſetzen der Freiheit aus demſelben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem äſthetiſchen Zuſtand zu dem logiſchen und moraliſchen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) iſt daher unendlich leichter als der Schritt von dem phyſiſchen Zuſtande zu dem äſthetiſchen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Menſch durch ſeine bloße Freiheit vollbringen, da er ſich bloß zu nehmen und nicht zu geben, bloß ſeine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der äſthetiſch geſtimmte Menſch wird allgemein gültig urteilen und allgemein gültig handeln, ſobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Tätigkeit in ihm eröffnet werden ſoll, muß die Natur ihm erleichtern, und ſein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen ſelbſt erſt das Daſein gibt. Um den äſthetiſchen Menſchen zur Einſicht und großen Geſinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anläſſe geben; um von dem ſinnlichen Menſchen eben das zu erhalten, muß man erſt ſeine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmittelbarſten auf das Willensvermögen wirkt), um ihn zum Held und zum Weiſen zu machen; dieſen muß man erſt unter einen andern Himmel verſetzen.

Es gehört alſo zu den wichtigſten Aufgaben der Kultur, den Menſchen auch ſchon in ſeinem bloß phyſiſchen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, ſoweit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, äſthetiſch zu machen, weil nur aus dem äſthetiſchen, nicht aber aus dem phyſiſchen Zuſtand der moraliſche ſich entwickeln kann. Soll der Menſch in jedem einzelnen Fall das Vermögen beſitzen, ſein Urteil und ſeinen Willen zum Urteil der

Gattung zu machen, ſoll er aus jedem beſchränkten Daſein den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zuſtand zur Selbſtändigkeit und Freiheit den Aufſchwung nehmen können, ſo muß dafür geſorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum ſei und bloß dem Naturgeſetz diene. Soll er fähig und fertig ſein, aus dem engen Kreis der Naturzwecke ſich zu Vernunftzwecken zu erheben, ſo muß er ſich ſchon innerhalb der erſtern für die letztern geübt und ſchon ſeine phyſiſche Beſtimmung mit einer gewiſſen Freiheit der Geiſter, das iſt nach Geſetzen der Schönheit ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieſes, ohne dadurch im geringſten ſeinem phyſiſchen Zweck zu widerſprechen. Die Anfoderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, was er wirkt, auf den Inhalt ſeines Handelns, über die Art, wie er wirkt, über die Form desſelben, iſt durch die Naturzwecke nichts beſtimmt. Die Anfoderungen der Vernunft hingegen ſind ſtreng auf die Form ſeiner Tätigkeit gerichtet. So notwendig es alſo für ſeine moraliſche Beſtimmung iſt, daß er rein moraliſch ſei, daß er eine abſolute Selbſttätigkeit beweiſe, ſo gleichgültig iſt es für ſeine phyſiſche Beſtimmung, ob er rein phyſiſch iſt, ob er ſich abſolut leidend verhält. In Rückſicht auf dieſe letztere iſt es alſo ganz in ſeine Willkür geſtellt, ob er ſie bloß als Sinnenweſen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem ſie erleidet) oder ob er ſie zugleich als abſolute Kraft, als Vernunftweſen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage ſein, welches von beiden ſeiner Würde mehr entſpricht. Vielmehr ſo ſehr es ihn erniedrigt und ſchändet, dasjenige aus ſinnlichem Antriebe zu tun, wozu er ſich aus reinen Motiven der Pflicht beſtimmt haben ſollte, ſo ſehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Geſetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeſchränktheit zu ſtreben, wo der gemeine Menſch nur ſein erlaubtes Verlangen ſtillt.* Mit einem Wort: da, wo der Formtrieb

* Dieſe geiſtreiche und äſthetiſch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit iſt, wo man ſie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel iſt überhaupt

herrſchen ſoll, im Gebiete der Wahrheit und Moralität, darf keine Materie mehr ſein, darf die Empfindung nichts zu beſtimmen haben; aber da, wo der Sachtrieb regiert, im Bezirke der Glückſeligkeit, darf Form ſein und darf der Spieltrieb gebieten.

Alſo hier ſchon, auf dem gleichgültigen Felde des phyſiſchen

---

ein Gemüt zu nennen, welches die Gabe beſitzt, auch das beſchränkteſte Geſchäft und den kleinlichſten Gegenſtand durch die Behandlungsweiſe in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was ſeiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel iſt), das Gepräge der Selbſtändigkeit aufdrückt. Ein edler Geiſt begnügt ſich nicht damit, ſelbſt frei zu ſein, er muß alles andere um ſich her, auch das Lebloſe, in Freiheit ſetzen. Schönheit aber iſt der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erſcheinung. Der vorherrſchende Ausdruck des Verſtandes in einem Geſicht, einem Kunſtwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals ſchön iſt, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen iſt) heraushebt, anſtatt ſie zu verbergen.

Der Moralphiloſoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr tun könne als ſeine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloß die Beziehung meint, welche Handlungen auf das Moralgeſetz haben. Aber bei Handlungen, welche ſich bloß auf einen Zweck beziehen, über dieſen Zweck noch hinaus ins Überſinnliche gehen (welches hier nichts anders heißen kann als das phyſiſche äſthetiſch ausführen) heißt zugleich, über die Pflicht hinaus gehen, indem dieſe nur vorſchreiben kann, daß der Wille heilig ſei, nicht daß auch ſchon die Natur ſich geheiligt habe. Es gibt alſo zwar kein moraliſches, aber es gibt ein äſthetiſches Übertreffen der Pflicht, und ein ſolches Betragen heißt edel. Eben deswegen aber, weil bei dem Edeln immer ein Überfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Wert beſitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte oder mit dem innern Wert, den es haben ſoll, noch einen äußern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, ſo haben manche äſthetiſchen Überfluß mit einem moraliſchen verwechſelt und, von der Erſcheinung des Edeln verführt, eine Willkür und Zufälligkeit in die Moralität ſelbſt hinein getragen, wodurch ſie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen iſt ein erhabenes zu unterſcheiden. Das erſte geht über die ſittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht ſo das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es den Vernunftbegriff ſeines Objekts (des Moralgeſetzes), ſondern weil es den Erfahrungsbegriff ſeines Subjekts (unſre Kenntniſſe menſchlicher Willensgüte und Willensſtärke) übertrifft; ſo ſchätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überſchreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfließen muß, ſondern weil es über die Natur ſeines Objekts (den phyſiſchen Zweck) hinaus in das Geiſterreich ſchreitet. Dort, möchte man ſagen, erſtaunen wir über den Sieg, den der Gegenſtand über den Menſchen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Menſch dem Gegenſtande gibt.

Lebens, muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbsttätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sei, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nötig habe, erhaben zu wollen. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkür binden noch Vernunftgesetze Gesetzen der Schönheit unterwirft und in der Form, die sie dem äußern Leben gibt, schon das innere eröffnet.

Vierundzwanzigster Brief.

Es lassen sich also drei verschiedene Momente oder Stufen der Entwicklung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung notwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in der freien Willkür des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz übersprungen und auch die Ordnung, in welcher sie aufeinanderfolgen, kann weder durch die Natur noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entlockt und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urteilen, selbstsüchtig, ohne er selbst zu sein, ungebunden, ohne frei zu sein,

Sklave, ohne einer Regel zu dienen. In dieſer Epoche iſt ihm die Welt bloß Schickſal, noch nicht Gegenſtand, alles hat nur Exiſtenz für ihn, inſofern es ihm Exiſtenz verſchafft, was ihm weder gibt noch nimmt, iſt ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeſchnitten, wie er ſich ſelbſt in der Reihe der Weſen findet, ſteht jede Erſcheinung vor ihm da. Alles, was iſt, iſt ihm durch das Machtwort des Augenblicks, jede Veränderung iſt ihm eine ganz friſche Schöpfung, weil mit dem Notwendigen in ihm die Notwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechſelnden Geſtalten in ein Weltall zuſammenbindet und, indem das Individuum flieht, das Geſetz auf dem Schauplatze feſthält. Umſonſt läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an ſeinen Sinnen vorübergehen; er ſieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als ſeine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als ſeinen Feind. Entweder er ſtürzt auf die Gegenſtände und will ſie in ſich reißen in der Begierde; oder die Gegenſtände dringen zerſtörend auf ihn ein, und er ſtößt ſie von ſich in der Verabſcheuung. In beiden Fällen iſt ſein Verhältnis zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängſtigt, raſtlos von dem gebieteriſchen Bedürfnis gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erſchöpften Begier.

Zwar die gewaltge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark iſt ſein . . . . .
Gewiſſes Erbteil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ſeine Stirn ein ehern Band,
Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ſeinem ſcheuen düſtern Blick.
Es wird zur Wut ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos bringt ſeine Wut umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit ſeiner Menſchenwürde unbekannt, iſt er weit entfernt, ſie in anderen zu ehren, und der eigenen wilden Gier ſich bewußt, fürchtet

er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er andre in sich, nur sich in andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet und im Widerscheine des Bewußtseins sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freilich, so wie er hier geschildert wird, bei keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueste zusammenstimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem tierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Übereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beiden Prinzipien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, gibt sich in dem Menschen durch die Foderung des Absoluten (auf sich selbst Gegründeten und Notwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge

geleiſtet werden kann, ihn das Phyſiſche ganz und gar zu verlaſſen, und von einer beſchränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzuſteigen nötigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Foderung iſt, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der ſinnlichen Welt zu einer Idealwelt emporzuführen, ſo kann ſie doch, durch eine (in dieſer Epoche der herrſchenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das phyſiſche Leben ſich richten und den Menſchen, anſtatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarſte Knechtſchaft ſtürzen.

Und ſo verhält es ſich auch in der Tat. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Menſch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Tierheit ſich einſchließt, um vorwärts nach einer unbeſchränkten Zukunft zu ſtreben; aber indem vor ſeiner ſchwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat ſein Herz noch nicht aufgehört, im Einzelnen zu leben und dem Augenblick zu dienen. Mitten in ſeiner Tierheit überraſcht ihn der Trieb zum Abſoluten — und da in dieſem dumpfen Zuſtande alle ſeine Beſtrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen und bloß auf ſein Individuum ſich begrenzen, ſo wird er durch jene Foderung bloß veranlaßt, ſein Individuum, anſtatt von demſelben zu abſtrahieren, ins Endloſe auszudehnen, anſtatt nach Form nach einem unverſiegenden Stoff, anſtatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer abſoluten Verſicherung ſeines zeitlichen Daſeins zu ſtreben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf ſein Denken und Tun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen ſollte, bringt jetzt, auf ſein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein abſolutes Bedürfnis hervor. Die erſten Früchte, die er in dem Geiſterreich erntet, ſind alſo Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die ſich in ihrem Gegenſtand vergreift und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieſes Baumes ſind alle unbedingte Glückſeligkeitsſyſteme,

ſie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben oder, was ſie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenſtand haben. Eine grenzenloſe Dauer des Daſeins und Wohlſeins, bloß um des Daſeins und Wohlſeins willen, iſt bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Foderung, die nur von einer ins Abſolute ſtrebenden Tierheit kann aufgeworfen werden. Ohne alſo durch eine Vernunftäußerung dieſer Art etwas für ſeine Menſchheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beſchränktheit des Tiers, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerten Vorzug beſitzt, über dem Streben in die Ferne den Beſitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenloſen Ferne je etwas anders als die Gegenwart zu ſuchen.

Aber wenn ſich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift und in der Frage nicht irrt, ſo wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälſchen. Sobald der Menſch angefangen hat, ſeinen Verſtand zu brauchen und die Erſcheinungen umher nach Urſachen und Zwecken zu verknüpfen, ſo dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine abſolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um ſich eine ſolche Foderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Menſch über die Sinnlichkeit ſchon hinausgeſchritten ſein; aber eben dieſer Foderung bedient ſie ſich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlaſſen und zum reinen Ideenreich ſich aufſchwingen müßte; denn der Verſtand bleibt ewig innerhalb des Bedingten ſtehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu geraten. Da aber der Menſch, von dem hier geredet wird, einer ſolchen Abſtraktion noch nicht fähig iſt, ſo wird er, was er in ſeinem ſinnlichen Erkenntniskreiſe nicht findet und über denſelben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht ſucht, unter demſelben in ſeinem Gefühlkreiſe ſuchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was ſein eigener Grund wäre und ſich ſelbſt das Geſetz gäbe; aber ſie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß

und kein Geſetz achtet. Da er alſo den fragenden Verſtand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, ſo bringt er ihn durch den Begriff des Grundloſen wenigſtens zum Schweigen und bleibt innerhalb der blinden Nötigung der Materie ſtehen, da er die erhabene Notwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfaſſen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt als ihren Vorteil und ſich durch keine andre Urſache als den blinden Zufall getrieben fühlt, ſo macht er jenen zum Beſtimmer ſeiner Handlungen und dieſen zum Beherrſcher der Welt.

Selbſt das Heilige im Menſchen, das Moralgeſetz, kann bei ſeiner erſten Erſcheinung in der Sinnlichkeit dieſer Verfälſchung entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Intereſſe ſeiner ſinnlichen Selbſtliebe ſpricht, ſo muß es ihm ſo lange als etwas Auswärtiges erſcheinen, als er noch nicht dahin gelangt iſt, jene Selbſtliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als ſein wahres Selbſt anzuſehen. Er empfindet alſo bloß die Feſſeln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die ſie ihm verſchafft. Ohne die Würde des Geſetzgebers in ſich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerſtreben des Untertans. Weil der ſinnliche Trieb dem moraliſchen in ſeiner Erfahrung vorhergeht, ſo gibt er dem Geſetz der Notwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen poſitiven Urſprung, und durch den unglückſeligſten aller Irrtümer macht er das Unveränderliche und Ewige in ſich zu einem Akzidens des Vergänglichen. Er überredet ſich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzuſehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an ſich ſelbſt und in alle Ewigkeit gültig ſind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausſchreitet und außerhalb derſelben ſucht, was nur in ihrer innern Geſetzmäßigkeit kann gefunden werden, ebenſo ſchreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus und verſcherzt ſeine Menſchheit, indem er auf dieſem Weg eine Gottheit

sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu tun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannigfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nämlichen Epoche statthaben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrtum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbnis mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meister spielt. Es sei nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe und das Physische noch mit blinder Notwendigkeit über ihn herrsche; oder daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe und das Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Prinzip ein materielles und der Mensch, wenigstens seiner letzten Tendenz nach, ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweiten ein vernünftiges Tier ist. Er soll aber keines von beiden, er soll Mensch sein; die Natur soll ihn nicht ausschließend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beide Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig voneinander bestehen und dennoch vollkommen einig sein.

Fünfundzwanzigster Brief.

Solange der Mensch in seinem ersten physischen Zustande die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig eins mit derselben, und eben weil er selbst bloß

Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst wenn er in seinem ästhetischen Stande sie außer sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen.*

Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältnis des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigentum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Notwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungeteilter Gewalt beherrschte, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig Wandelnde, steht still, indem des Bewußtseins zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektiert sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr: sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Außenwelt reden und den Gedanken, der über

* Ich erinnere noch einmal, daß diese beiden Perioden zwar in der Idee notwendig voneinander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befunden, und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hätte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem bloß physischen Zustand, und solang er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch jenem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des vierundzwanzigsten Briefs namhaft machte, sind also zwar, im Ganzen betrachtet, drei verschiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menschheit und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterscheiden und sind mit einem Wort die notwendigen Bedingungen jeder Erkenntnis, die wir durch die Sinne erhalten.

die Zeitgeſetze ſiegt, unter dem Bilde des Zeus verſinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, ſolang er ſie bloß empfindet, wird der Menſch ihr Geſetzgeber, ſobald er ſie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrſchte, ſteht jetzt als Objekt vor ſeinem richtenden Blick. Was ihm Objekt iſt, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu ſein, muß es die ſeinige erfahren. Soweit er der Materie Form gibt und ſolang er ſie gibt, iſt er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geiſt kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er beweiſt ja die ſeinige, indem er das Formloſe bildet. Nur wo die Maſſe ſchwer und geſtaltlos herrſcht und zwiſchen unſichern Grenzen die trüben Umriſſe wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schrecknis der Natur iſt der Menſch überlegen, ſobald er ihm Form zu geben und es in ſein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, ſeine Selbſtändigkeit gegen die Natur als Erſcheinung zu behaupten, ſo behauptet er auch gegen die Natur als Macht ſeine Würde, und mit edler Freiheit richtet er ſich auf gegen ſeine Götter. Sie werfen die Geſpenſterlarven ab, womit ſie ſeine Kindheit geängſtigt hatten, und überraſchen ihn mit ſeinem eigenen Bild, indem ſie ſeine Vorſtellung werden. Das göttliche Monſtrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubtiers die Welt verwaltet, zieht ſich in der griechiſchen Phantaſie in den freundlichen Kontur der Menſchheit zuſammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft iſt durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Übergang in die Geiſterwelt ſuchte, hat mich der freie Lauf meiner Einbildungskraft ſchon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir ſuchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben ſie überſprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Geſtalt und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein ſolcher Sprung iſt nicht in der menſchlichen Natur,

und um gleichen Schritt mit dieſer zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müſſen.

Die Schönheit iſt allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken iſt, ohne darum die ſinnliche Welt zu verlaſſen, wie bei Erkenntnis der Wahrheit geſchieht. Dieſe iſt das reine Produkt der Abſonderung von allem, was materiell und zufällig iſt, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbſttätigkeit ohne Beimiſchung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchſten Abſtraktion einen Rückweg zu Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innre Empfindung, und die Vorſtellung logiſcher und moraliſcher Einheit geht in ein Gefühl ſinnlicher Übereinſtimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntniſſen ergötzen, ſo unterſcheiden wir ſehr genau unſere Vorſtellung von unſerer Empfindung und ſehen dieſe letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntnis aufhörte und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Dieſe bleibt, was ſie iſt, auch wenn ſie keine Paſſion in den Sinnen machte, auch wenn es gar keine Sinne gäbe, und in dem Begriffe der Gottheit laſſen wir ja die Wahrheit bleiben und alle Sinnlichkeit aufhören. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es ſein, dieſe Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorſtellung der Schönheit abſondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der andern zu denken, ſondern beide zugleich und wechſelſeitig als Effekt und als Urſache anſehen müſſen. In unſerm Vergnügen an Erkenntniſſen unterſcheiden wir ohne Mühe den Übergang von der Tätigkeit zum Leiden und bemerken deutlich, daß das erſte vorüber iſt, wenn das letztere eintritt. In unſerm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt ſich keine ſolche Sukzeſſion zwiſchen der Tätigkeit und dem Leiden unterſcheiden, und die Reflexion zerfließt hier ſo vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit iſt alſo zwar Gegenſtand

für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unsers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsre Tat.

Und eben weil sie dieses beides zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweis, daß das Leiden die Tätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschließe — daß mithin durch die notwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist dieses, und, ich muß hinzusetzen, sie allein kann es uns beweisen. Denn da beim Genuß der Wahrheit oder der logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht notwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe bloß beweisen, daß auf eine vernünftige Natur eine sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beide zusammen bestehen, nicht daß sie wechselseitig aufeinander wirken, nicht daß sie absolut und notwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müßte sich gerade umgekehrt aus dieser Ausschließung des Gefühls, solange gedacht wird, und des Gedankens, solange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beider Naturen schließen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführbarkeit reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen als den, daß sie geboten ist. Da nun aber bei dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechslung der Materie mit der Form und des Leidens mit der Tätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die Vereinbarkeit beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen sein, einen Übergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit zu finden,

nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben iſt, daß die letztere mit der erſtern vollkommen zuſammen beſtehen könne, und daß der Menſch, um ſich als Geiſt zu erweiſen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Iſt er aber ſchon in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit frei, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und iſt Freiheit etwas Abſolutes und Überſinnliches, wie ihr Begriff notwendig mit ſich bringt, ſo kann nicht mehr die Frage ſein, wie er dazu gelange, ſich von den Schranken zum Abſoluten zu erheben, ſich in ſeinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzuſetzen, da dieſes ſchon in der Schönheit geſchehen iſt. Es kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage ſein, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach ſchon in der erſten liegt, ſondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer äſthetiſchen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg ſich bahne.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Da die äſthetiſche Stimmung des Gemüts, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erſt die Entſtehung gibt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß ſie nicht aus derſelben entſpringen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben könne. Ein Geſchenk der Natur muß ſie ſein; die Gunſt der Zufälle allein kann die Feſſeln des phyſiſchen Standes löſen und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird ſich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menſchen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verſchwenderiſche ihn von jeder eigenen Anſtrengung losſpricht — wo die ſtumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfnis fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Menſch ſich troglodytiſch in Höhlen birgt, ewig einzeln iſt und die Menſchheit nie außer ſich findet, auch nicht da, wo er nomadiſch in großen Heermaſſen zieht, ewig nur Zahl iſt und die Menſchheit nie in

sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst und, sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlecht spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da, wo ein leichter Äther die Sinne jeder leisen Berührung eröffnet und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen und in der gesegneten Zone, wo nur die Tätigkeit zum Genusse und nur der Genuß zur Tätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt und aus dem Gesetz der Ordnung sich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirret — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist.*

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bei dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? Soweit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bei allen Völkerstämmen, welche der Sklaverei des tierischen Standes entsprungen sind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darin eine gewisse Affinität miteinander, daß beide nur das Reelle suchen und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Tatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben und der Verstand nicht

* Man lese über diesen Gegenstand, was Herder im dreizehnten Buche der Ideen z. Philos. d. Geschichte der Menschheit über die veranlassenden Ursachen der griechischen Geistesbildung sagt.

unter der Wahrheit stehen bleiben. Was dort der Mangel der Einbildungskraft bewirkt, das bewirkt hier die absolute Beherrschung derselben. Insofern also das Bedürfnis der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Fürs erste zeugt es von einer äußern Freiheit, denn solange die Not gebietet und das Bedürfnis drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfnis gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung setzt, und die Energie genug besitzt, die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüt, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es tut.*

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwei Sinnen ausrüstete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntnis des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon

* Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von dem ästhetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte bloß Betrug ist. Den Schein der ersten Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag tun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derselben unterzuschieben, was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heißt alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Indessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität bis zu einer solchen Unduldsamkeit zu treiben und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie bloß Schein ist, ein wegwerfendes Urteil zu sprechen; dies begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den notwendigen Grenzen des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den tierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge sehen, ist von dem verschieden, was wir empfinden; denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. Solange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt, mit dem Auge zu genießen, und das Sehen für ihn einen selbständigen Wert erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frei, und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich so wie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch imstande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon getan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bei dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Dasein von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjekte sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigentumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurück nimmt und mit demselben nach eignen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammen denken kann, und

trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig sein als sein eigenes Gesetz, sobald er nur die Markung in acht nimmt, welche sein Gebiet von dem Dasein der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins, und je strenger er hier das Mein und Dein voneinander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er besitzt dieses souveräne Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, solang er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und solang er im Praktischen darauf Verzicht tut, Existenz dadurch zu erteilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn beides kann er nicht anders zustande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Dasein zu bestimmen sich anmaßt, oder indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur soweit er aufrichtig ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt) und nur soweit er selbständig ist (allen Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken und kann nichts

für die Freiheit des Geistes beweisen. Übrigens ist es gar nicht nötig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sei, wenn nur unser Urteil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt; denn soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich ebensogut und noch ein wenig besser als eine ebenso schöne, bloß gemalte, gefallen; aber insoweit sie uns besser gefällt als die letztere (ich setze hier der Kunst keine Grenzen), gefällt sie nicht mehr als selbständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl; diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen, aber freilich erfodert es noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schließen — da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphieren sehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare sein und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (ästhetischen) Schein durch Realität nachhelfen" — beides ist gerne verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwert und ihr ästhetisches Unvermögen.*

* Auf die Frage „Inwieweit darf Schein in der moralischen Welt sein?" ist also die Antwort so kurz als bündig diese: insoweit es ästhetischer Schein ist, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sei und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Herren Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zugunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohltätigen Schein, der die Leerheit erfüllt und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdrießt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fodert und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Eckichte und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen und den ehemaligen gotischen Überfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urteile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur insoferne

Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen und, wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu sein, die Falschheit zu Hilfe rufen und schmeicheln, um gefällig zu sein. Dem ersten fehlt noch der Sinn für den selbständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten imstand ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht daß wir einen Wert auf den ästhetischen Schein legen (wir tun dies noch lange nicht genug), sondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Dasein noch nicht genug von der Erscheinung geschieden und dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert haben, dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir so lang verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehn und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Siebenundzwanzigster Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Brief von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, solange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte dies nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbständigen Schein nachzustreben, erfodert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nötig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bei jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also raten, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit und Wahrheit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten

wir alſo für die Wirklichkeit nicht viel zu beſorgen haben; deſto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten ſein. An das Materielle gefeſſelt, läßt der Menſch dieſen lange Zeit bloß ſeinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunſt des Ideals eine eigene Perſönlichkeit zugeſteht. Zu dem letztern bedarf es einer totalen Revolution in ſeiner ganzen Empfindungsweiſe, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideal ſich befinden würde. Wo wir alſo Spuren einer unintereſſierten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine ſolche Umwälzung ſeiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menſchheit in ihm ſchließen. Spuren dieſer Art finden ſich aber wirklich ſchon in den erſten rohen Verſuchen, die er zur Verſchönerung ſeines Daſeins macht, ſelbſt auf die Gefahr macht, daß er es dem ſinnlichen Gehalt nach dadurch verſchlechtern ſollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Geſtalt vorzuziehen und an den Schein (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, ſo iſt ſein tieriſcher Kreis aufgetan, und er befindet ſich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfnis fodert, verlangt er Überfluß; anfangs zwar bloß einen Überfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfnis hinaus zu verſichern; bald aber einen Überfluß an dem Stoffe, eine äſthetiſche Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu tun, um den Genuß über jedes Bedürfnis hinaus zu erweitern. Indem er bloß für einen künftigen Gebrauch Vorräte ſammelt und in der Einbildung dieſelbe vorausgenießt, ſo überſchreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überſchreiten; er genießt mehr, aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Geſtalt in ſeinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenſtände merkt, die ſeine Begierden befriedigen, iſt er über die Zeit ſelbſt hinausgeſchritten und hat ſeinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöht, ſondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen über die Notdurft gegeben und in das dunkle tierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt und kein Raubtier zum Kampf herausfodert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit mutvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zweckloſem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unleugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfnis überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äußern Bedürfnis. Das Tier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Tätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichtum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Tätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So gibt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten und hebt hier schon zum Teil die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem physischen Ernste nimmt sie durch den Zwang des Überflusses oder das physische Spiel den Übergang zum ästhetischen Spiele, und ehe sie sich in der hohen Freiheit des Schönen über die Fessel jedes Zwecks erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von ferne schon in der freien Bewegung, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch

die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem ſie, ohne alle Beziehung auf Geſtalt, bloß ihrer Eigenmacht und Feſſelloſigkeit ſich freut. Inſofern ſich noch gar nichts von Form in dieſe Phantaſieſpiele miſcht und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derſelben ausmacht, gehören ſie, obgleich ſie dem Menſchen allein zukommen können, bloß zu ſeinem animaliſchen Leben und beweiſen bloß ſeine Befreiung von jedem äußern ſinnlichen Zwang, ohne noch auf eine ſelbſtändige bildende Kraft in ihm ſchließen zu laſſen.* Von dieſem Spiel der freien Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art iſt und aus bloßen Naturgeſetzen ſich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Verſuch einer freien Form den Sprung zum äſthetiſchen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil ſich eine ganz neue Kraft hier in Handlung ſetzt; denn hier zum erſtenmal miſcht ſich der geſetzgebende Geiſt in die Handlungen eines blinden Inſtinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft ſeiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt ſeine Selbſtändigkeit in das Wandelbare und ſeine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber ſolange die rohe Natur noch zu mächtig iſt, die kein anderes Geſetz kennt, als raſtlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird ſie durch ihre unſtete Willkür jener Notwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stetigkeit,

* Die mehreſten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange ſind, beruhen entweder ganz und gar auf dieſem Gefühle der freien Ideenfolge oder entlehnen doch ihren größten Reiz von demſelben. So wenig es aber auch an ſich ſelbſt für eine höhere Natur beweiſt, und ſo gerne ſich gerade die ſchlaffeſten Seelen dieſem freien Bilderſtrome zu überlaſſen pflegen, ſo iſt doch eben dieſe Unabhängigkeit der Phantaſie von äußern Eindrücken wenigſtens die negative Bedingung ihres ſchöpferiſchen Vermögens. Nur indem ſie ſich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt ſich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eignen Geſetzen handeln kann, muß ſie ſich ſchon bei ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Geſetzen frei gemacht haben. Freilich iſt von der bloßen Geſetzloſigkeit zu einer ſelbſtändigen innern Geſetzgebung noch ein ſehr großer Schritt zu tun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemiſcht werden — aber dieſe Kraft kann ſich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegen wirken und das Unbeſtimmte wenigſtens negativ an das Unendliche grenzt.

durch ihre Bedürftigkeit jener Selbſtändigkeit, durch ihre Ungenügſamkeit jener erhabenen Einfalt entgegenſtreben. Der äſthetiſche Spieltrieb wird alſo in ſeinen erſten Verſuchen noch kaum zu erkennen ſein, da der ſinnliche mit ſeiner eigenſinnigen Laune und ſeiner wilden Begierde unaufhörlich dazwiſchen tritt, die hohe Notwendigkeit des Ideals mit der Notdurft des Individuums verwechſelt und die edle Darſtellung eines ewigen Willens, in der ſchönen Form, durch die unreine Spur eines vorübergehenden Verlangens befleckt. Daher ſehen wir den rohen Geſchmack das Neue und Überraſchende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerſt ergreifen und vor nichts ſo ſehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Geſtalten, liebt raſche und abrupte Übergänge, üppige Formen, grelle Kontraſte, ſchreiende Lichter, einen pathetiſchen Geſang. Schön heißt ihm in dieſer Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem ſelbſttätigen Widerſtand, aber Stoff gibt für ein mögliches Bilden, denn ſonſt würde es ſelbſt ihm nicht das Schöne ſein. Mit der Form ſeiner Urteile iſt alſo eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er ſucht dieſe Gegenſtände nicht, weil ſie ihm etwas zu erleiden, ſondern weil ſie ihm zu handeln geben; ſie gefallen ihm nicht, weil ſie einem Bedürfnis begegnen, ſondern weil ſie einem Geſetze Genüge leiſten, welches, obgleich noch leiſe, in ſeinem Buſen ſpricht.

Bald iſt er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen: er will ſelbſt gefallen, anfangs zwar nur durch das, was *ſein* iſt, endlich durch das, was *er* iſt. Was er beſitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienſtbarkeit, die ängſtliche Form ſeines Zwecks an ſich tragen; neben dem Dienſt, in dem es da iſt, muß es zugleich den geiſtreichen Verſtand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geiſt, der es wählte und aufſtellte, widerſcheinen. Jetzt ſucht ſich der alte Germanier glänzendere Tierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die

netteſten Muſcheln für ſeine Feſte. Selbſt die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenſtände des Schreckens, ſondern auch des Wohlgefallens ſein, und das kunſtreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt ſein als des Schwertes tötende Schneide. Nicht zufrieden, einen äſthetiſchen Überfluß in das Notwendige zu bringen, reißt ſich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Feſſeln der Notdurft los, und das Schöne wird für ſich allein ein Objekt ſeines Strebens. Er ſchmückt ſich. Die freie Luſt wird in die Zahl ſeiner Bedürfniſſe aufgenommen, und das Unnötige iſt bald der beſte Teil ſeiner Freuden.

So wie ſich ihm von außen her, in ſeiner Wohnung, ſeinem Hausgeräte, ſeiner Bekleidung allmählich die Form nähert, ſo fängt ſie endlich an, von ihm ſelbſt Beſitz zu nehmen und anfangs bloß den äußern, zuletzt auch den innern Menſchen zu verwandeln. Der geſetzloſe Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungeſtalte Geſte zu einer anmutigen harmoniſchen Gebärdenſprache, die verworrenen Laute der Empfindung entfalten ſich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und ſich zum Geſange zu biegen. Wenn das trojaniſche Heer mit gellendem Geſchrei gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranſtürmt, ſo nähert ſich das griechiſche demſelben ſtill und mit edlem Schritt. Dort ſehen wir bloß den Übermut blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die ſimple Majeſtät des Geſetzes.

Eine ſchönere Notwendigkeit kettet jetzt die Geſchlechter zuſammen, und der Herzen Anteil hilft das Bündnis bewahren, das die Begierde nur launiſch und wandelbar knüpft. Aus ihren düſtern Feſſeln entlaſſen, ergreift das ruhigere Auge die Geſtalt, die Seele ſchaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tauſche der Luſt wird ein großmütiger Wechſel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt ſich zur Liebe, ſo wie die Menſchheit in ihrem Gegenſtand aufgeht, und der niedrige Vorteil über den Sinn wird verſchmäht, um über den Willen einen edleren Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfnis, zu gefallen, unterwirft den

Mächtigen des Geschmackes zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe sein. Um diesen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüberstehn; er muß Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen und nach dem Muster des freien Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmut ritterlicher Sitten verbessert. Den keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet die holde Röte der Scham, und Tränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Überwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüber-

ſtehen. Freiheit zu geben durch Freiheit iſt das Grundgeſetz dieſes Reichs. Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen ſtreiten. Nicht, weil das eine nachgibt, darf das andre mächtig ſein; hier darf es nur Sieger, aber keinen Beſiegten geben.

Der dynamiſche Staat kann die Geſellſchaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethiſche Staat kann ſie bloß (moraliſch) notwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der äſthetiſche Staat allein kann ſie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn ſchon das Bedürfnis den Menſchen in die Geſellſchaft nötigt und die Vernunft geſellige Grundſätze in ihm pflanzt, ſo kann die Schönheit allein ihm einen geſelligen Charakter erteilen. Der Geſchmack allein bringt Harmonie in die Geſellſchaft, weil er Harmonie in dem Individuum ſtiftet. Alle andre Formen der Vorſtellung trennen den Menſchen, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf den ſinnlichen oder auf den geiſtigen Teil ſeines Weſens gründen; nur die ſchöne Vorſtellung macht ein Ganzes aus ihm, weil ſeine beiden Naturen dazu zuſammenſtimmen müſſen. Alle andere Formen der Mitteilung trennen die Geſellſchaft, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf die Privatempfänglichkeit oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, alſo auf das Unterſcheidende zwiſchen Menſchen und Menſchen beziehen; nur die ſchöne Mitteilung vereinigt die Geſellſchaft, weil ſie ſich auf das Gemeinſame aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Anteil nähme; wir können alſo unſre ſinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unſer Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntnis genießen wir bloß als Gattung und indem wir jede Spur des Individuums ſorgfältig aus unſerm Urteil entfernen; wir können alſo unſre Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren

des Individuums aus dem Urteile anderer nicht so wie aus dem unsrigen ausschließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, das heißt als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran teil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verleugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, solang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Notwendigkeit herrscht und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nötigung waltet und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äußersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, läßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmut auch über die Geister auswerfen. Der Notwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntnis unter den offenen Himmel des Gemeinsinns heraus und verwandelt das Eigentum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich

binden laſſen durch die Huldgöttinen und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das phyſiſche Bedürfnis, das in ſeiner nackten Geſtalt die Würde freier Geiſter beleidigt, ſeinen mildernden Schleier aus und verbirgt uns die entehrende Verwandtſchaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entſchwingt ſich auch die kriechende Lohnkunſt dem Staube, und die Feſſeln der Leibeigenſchaft fallen, von ſeinem Stabe berührt, von dem Lebloſen wie von dem Lebendigen ab. In dem äſthetiſchen Staate iſt alles — auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger, der mit dem Edelſten gleiche Rechte hat, und der Verſtand, der die duldende Maſſe unter ſeine Zwecke gewalttätig beugt, muß ſie hier um ihre Beiſtimmung fragen. Hier alſo, in dem Reiche des äſthetiſchen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer ſo gern auch dem Weſen nach realiſiert ſehen möchte; und wenn es wahr iſt, daß der ſchöne Ton in der Nähe des Thrones am früheſten und am vollkommenſten reift, ſo müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menſchen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuſchränken ſcheint, um ihn in eine idealiſche Welt zu treiben.*

---

* Exiſtiert aber auch ein ſolcher Staat des ſchönen Scheins, und wo iſt er zu finden? Dem Bedürfnis nach exiſtiert er in jeder feingeſtimmten Seele, der Tat nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserleſenen Zirkeln finden, wo nicht die geiſtloſe Nachahmung fremder Sitten, ſondern eigne ſchöne Natur das Betragen lenkt, wo der Menſch durch die verwickeltſten Verhältniſſe mit kühner Einfalt und ruhiger Unſchuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die ſeinige zu behaupten, noch ſeine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen. — Da es einem guten Staat an einer Konſtitution nicht fehlen darf, ſo kann man ſie auch von dem äſthetiſchen fodern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf alſo hoffen, daß ein erſter Verſuch derſelben, den ich dieſer Zeitſchrift beſtimmt habe, mit Nachſicht werde aufgenommen werden.

Von den notwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten.

Der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft, da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reißen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Grenzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluß äußert, um bestimmen können, wie weit er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks, überhaupt genommen, sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen und in einem innigen Bündnis zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündnis zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Gibt es aber Fälle, wo wir, sei es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder sei es, um einer Pflicht Genüge zu tun, von jedem sinnlichen Einfluß frei und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle gibt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmungen vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beidem gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist tut, die Sinne auszuschließen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden und bei allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahiert werden muß.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns tätig, und unsre Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältnis zwischen

Vorſtellungen und Vorſtellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, ſo verhalten wir uns leidend, und unſre Aufmerkſamkeit (wenn man es anders ſo nennen kann, was ganz und gar keine Handlung des Geiſtes iſt) iſt bloß auf unſern Zuſtand gerichtet, inſoferne derſelbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, ſo merken wir dabei auf kein Verhältnis desſelben zu andern Objekten, ſo beziehen wir die Vorſtellung desſelben nicht auf andere Vorſtellungen, ſondern auf unſer empfindendes Selbſt. An dem ſchönen Gegenſtand erfahren wir nichts, aber von demſelben erfahren wir eine Veränderung unſers Zuſtands, davon die Empfindung der Ausdruck iſt. Unſer Wiſſen wird alſo durch Urteile des Geſchmacks nicht erweitert, und keine Erkenntnis, ſelbſt nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo alſo Erkenntnis der Zweck iſt, da kann uns der Geſchmack, wenigſtens direkt und unmittelbar keine Dienſte leiſten; vielmehr wird die Erkenntnis gerade ſolange ausgeſetzt, als uns die Schönheit beſchäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geſchmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer ſein kann, als Erkenntnis hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Überzeugung des Verſtandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung ebenſowenig beitragen als das geſchmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäſte oder die äußere Eleganz eines Menſchen zu Beurteilung ſeines inneren Werts. Aber ebenſo, wie dort durch die ſchöne Anordnung der Tafel die Eßluſt gereizt und hier durch das Empfehlende im Äußern die Aufmerkſamkeit auf den Menſchen überhaupt geweckt und geſchärft wird, ſo werden wir durch eine reizende Darſtellung der Wahrheit in eine günſtige Stimmung geſetzt, ihr unſre Seele zu öffnen, und die Hinderniſſe in unſerm Gemüt werden hinweggeräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen

und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. Es iſt niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verſtand, dem der Geſchmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß ſich dem Verſtand unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen, indem die ſchöne Form zu der Einbildungskraft ſpricht und ihr mit einem Scheine von Freiheit ſchmeichelt.

Aber ſelbſt dieſe unſchuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man ſich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, iſt großen Einſchränkungen unterworfen und kann völlig zweckwidrig ſein, je nachdem die Art der Erkenntnis und der Grad der Überzeugung iſt, die man bei Mitteilung ſeiner Gedanken beabſichtigt.

Es gibt eine wiſſenſchaftliche Erkenntnis, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Prinzipien ruht, und eine populäre Erkenntnis, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle ſich gründet. Was der letztern oft ſehr beförderlich iſt, kann der erſtern geradezu widerſtreiten.

Da, wo man eine ſtrenge Überzeugung aus Prinzipien zu bewirken ſucht, da iſt es nicht damit getan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, ſondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten ſein. Dies kann aber nichts anders heißen, als, nicht bloß der Inhalt, ſondern auch die Darlegung desſelben muß den Denkgeſetzen gemäß ſein. Mit derſelben ſtrengen Notwendigkeit, mit welcher ſich die Begriffe im Verſtand aneinanderſchließen, müſſen ſie ſich auch im Vortrag zuſammenfügen, und die Stetigkeit in der Darſtellung muß der Stetigkeit in der Idee entſprechen. Nun ſtreitet aber jede Freiheit, die der Imagination bei Erkenntniſſen eingeräumt wird, mit der ſtrengen Notwendigkeit, nach welcher der Verſtand Urteile mit Urteilen und Schlüſſe mit Schlüſſen zuſammenkettet. Die Einbildungskraft ſtrebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anſchauungen, das heißt nach ganzen und durchgängig beſtimmten Vor-

ſtellungen, und iſt ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzuſtellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abſtrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zuſammenſetzungen Freiheit und erkennt dabei kein andres Geſetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn dieſe iſt der einzige Zuſammenhang, der zwiſchen unſern Vorſtellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff iſt, was ſie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beſchäftigt ſich der Verſtand nur mit Teilvorſtellungen oder Begriffen, und ſein Beſtreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anſchauung Merkmale zu unterſcheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältniſſen verknüpft, die ſich nur durch Abſonderung entdecken laſſen, ſo kann der Verſtand nur inſofern, als er vorher trennte, das heißt nur durch Teilvorſtellungen, verbinden. Der Verſtand beobachtet in ſeinen Kombinationen ſtrenge Notwendigkeit und Geſetzmäßigkeit, und es iſt bloß der ſtetige Zuſammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieſer Zuſammenhang wird aber jedesmal geſtört, ſooft die Einbildungskraft ganze Vorſtellungen (einzelne Fälle) in dieſe Kette von Abſtraktionen einſchaltet und in die ſtrenge Notwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung miſcht.* Es iſt daher unumgänglich nötig, daß da, wo es um ſtrenge Konſequenz im Denken zu tun iſt, die Imagination ihren willkürlichen Charakter verleugne und ihr Beſtreben nach möglichſter Sinnlichkeit in den Vorſtellungen und möglichſter Freiheit in Verknüpfung derſelben dem Bedürfnis des Verſtandes unterordnen und aufopfern lerne.

* Ein Schriftſteller, dem es um wiſſenſchaftliche Strenge zu tun iſt, wird ſich deswegen der Beiſpiele ſehr ungern und ſehr ſparſam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommner Wahrheit gilt, erleidet in jedem beſondern Fall Einſchränkungen; und da in jedem beſondern Fall ſich Umſtände finden, die in Rückſicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargeſtellt werden ſoll, zufällig ſind, ſo iſt immer zu fürchten, daß dieſe zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden und ihm von ſeiner Allgemeinheit und Notwendigkeit etwas rauben.

Deswegen muß schon der Vortrag darnach eingerichtet sein, durch Ausschließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb, als durch Gesetzmäßigkeit im Fortschritt ihrer Willkür, in Kombinationen Schranken zu setzen. Freilich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverleugnung und auf einen ernstlichen Entschluß des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluß nicht voraussetzen läßt, und wo man sich keine Hoffnung machen kann, daß das Interesse an dem Inhalt stark genug sein werde, um zu dieser Anstrengung Mut zu machen, da wird man freilich auf Mitteilung einer wissenschaftlichen Erkenntnis Verzicht tun müssen, dafür aber, in Ansehung des Vortrags, etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verläßt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zuviel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freiheit. Da der Volksredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der ich jeden befasse, der nicht ausschließend an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht und seine Leser nicht wie der andere auswählt, sondern sie nehmen muß, wie er sie findet, so kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerksamkeit, aber noch keine besondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntschaft mit bestimmten Angriffen, noch kein Interesse an bestimmten

Gegenständen bei denselben voraussetzen. Er kann es also auch nicht darauf ankommen lassen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit seinen Abstraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenschaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um sicher zu gehen, gibt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche sich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verstand seiner Leser, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird also bei dem populären Vortrag schon weit mehr ins Spiel gemischt, aber doch immer nur reproduktiv (empfangene Vorstellungen erneuernd), nicht aber produktiv (ihre selbstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fälle oder Anschauungen sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet und für den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergessen könnte, daß sie bloß im Dienst des Verstandes handelt. Der Vortrag hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert sich noch nicht in derselben. Die Darstellung ist also noch immer bloß didaktisch, denn, um schön zu sein, fehlen ihr noch die zwei vornehmsten Eigenschaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.

Frei wird die Darstellung, wenn der Verstand den Zusammenhang der Ideen zwar bestimmt, aber mit so versteckter Gesetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabei völlig willkürlich zu verfahren und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint. Sinnlich wird die Darstellung, wenn sie das Allgemeine in das Besondere versteckt und der Phantasie das lebendige Bild (die ganze Vorstellung) hingibt, wo es bloß um den Begriff (die Teilvorstellung) zu tun ist. Die sinnliche Darstellung ist also, von der einen Seite betrachtet, reich, weil sie da, wo nur eine Bestimmung verlangt wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen, ein Individuum gibt; sie ist aber, von einer andern

Seite betrachtet, wieder eingeschränkt und arm, weil sie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um soviel, als sie der Imagination im Überfluß darbietet, denn je vollständiger an Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkür zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Notwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beiden Interessen miteinander zu streiten schienen, so gibt es doch zwischen beiden einen Punkten der Vereinigung, und diesen auszufinden, ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu tun, muß die Rede einen materiellen Teil oder Körper haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas Sinnliches, was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen und sich an keinen andern Zusammenhang als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Teil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verraten sie die ganze Unordnung einer spielenden und bloß sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung ästhetische Freiheit, und das Bedürfnis der Phantasie ist befriedigt. Eine solche Darstellung, könnte man sagen, ist ein organisches Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Teile ihr eigentümliches Leben haben; die bloß wissenschaftliche Darstellung ist ein mechanisches Werk, wo die Teile, leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben erteilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu tun und

Erkenntnis hervorzubringen, muß die Rede einen geiſtigen Teil, Bedeutung, haben, und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, vermittelſt welcher jene Anſchauungen aufeinander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwiſchen dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Teil der Rede, der genaueſte Zuſammenhang ſtatt, während daß ſich die ihnen korreſpondierenden Anſchauungen, als der ſinnliche Teil der Rede, bloß durch ein willkürliches Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden ſcheinen, ſo iſt das Problem gelöſt, und der Verſtand wird durch Geſetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantaſie durch Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird.

Unterſucht man die Zauberkraft der ſchönen Diktion, ſo wird man allemal finden, daß ſie in einem ſolchen glücklichen Verhältnis zwiſchen äußerer Freiheit und innerer Notwendigkeit enthalten iſt. Zu dieſer Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualiſierung der Gegenſtände und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das meiſte bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer, um ſie da, wo ſie nicht iſt, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräſentieren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darſtellen, nehmen wir der Phantaſie die Feſſeln ab, die der Verſtand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, ſich ſchöpferiſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Beſtimmungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzuſtalten, ihm in allen ſeinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen und ſich als eine willkürliche Selbſtherrſcherin betragen, weil durch den ſtrengen innern Zuſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daß ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt dieſe Freiheit noch weiter, indem er Bilder zuſammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeinſchaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie

an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen höhern Begriff hält, so macht die erstere ebenda einen Sprung, wo der letztere die vollkommenste Stetigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem Gesetz der Notwendigkeit, aber nach dem Gesetz der Freiheit gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der beredte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion ein Vergleichung an, so zeigt sich, daß alle drei zwar den Gedanken, um den es zu tun ist, der Materie nach, gleich getreu überliefern und uns also alle drei zu einer Erkenntnis verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieser Erkenntnis bei einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünschenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Notwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Gedanke kündigt sich bloß als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie imstand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich wirklich so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht, denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was ist, aber niemals, was sein muß. Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Überzeugung, denn er erweist aus unbezweifelten Gründen, daß es sich notwendig so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgehet, so wird es nicht schwer sein, einer jeden von diesen drei verschiedenen Formen der Diktion ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen wird sich als Regel annehmen lassen, daß da, wo nicht

bloß an dem Reſultat, ſondern zugleich an den Beweiſen liegt, die wiſſenſchaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Reſultat zu tun iſt, die populäre und ſchöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den ſchönen übergehen darf, das entſcheidet der größere oder geringere Grad des Intereſſe, den man vorauszuſetzen und zu bewirken hat.

Der reine wiſſenſchaftliche Ausdruck ſetzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philoſophiſcher oder populärer iſt) in den Beſitz einer Erkenntnis; der ſchöne Ausdruck leiht uns dieſelbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erſte gibt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mitſamt der Wurzel, aber freilich müſſen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der ſchöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüten und Früchte davon ab, aber der Baum, der ſie trug, wird nicht unſer, und wenn jene verwelkt und genoſſen ſind, iſt unſer Reichtum verſchwunden. So widerſinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum ſelbſt in ſeinen Garten verpflanzt haben will, ebenſo ungereimt würde es ſein, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüſtet, den Baum ſelbſt mit ſeinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergibt ſich von ſelbſt, und ich bemerke bloß, daß der ſchöne Ausdruck ebenſowenig für den Lehrſtuhl als der ſchulgerechte für den ſchönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende ſammelt für ſpätere Zwecke und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu ſorgen hat, ihn zum völligen Eigentümer der Kenntniſſe zu machen, die er ihm beibringt. Nichts aber iſt unſer, als was dem Verſtand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen ſchnellen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfnis ſeines Publikums zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er ausſtreut, ſo ſchnell, als er immer kann, praktiſch zu machen, und

dies erreicht er am sichersten, wenn er sie dem Sinn übergibt und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der sein Publikum bloß auf Bedingungen übernimmt und berechtigt ist, die Stimmung des Gemüts, die zur Aufnahme der Wahrheit erfodert wird, schon bei demselben vorauszusetzen, richtet sich bloß nach dem Objekt seines Vortrags, da im Gegenteil der Redner, der mit seinem Publikum keine Bedingung eingehen darf und die Neigung erst zu seinem Vorteil gewinnen muß, sich zugleich nach den Subjekten zu richten hat, an die er sich wendet. Jener, dessen Publikum schon da war und wieder kommt, braucht bloß Bruchstücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erst ein Ganzes ausmachen; dieser, dessen Publikum ohne Aufhören wechselt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß sein Geschäft bei jedem Vortrag vollenden, jede seiner Aufführungen muß ein Ganzes für sich sein und ihren vollständigen Aufschluß enthalten.

Daher ist es kein Wunder, wenn ein noch so gründlicher dogmatischer Vortrag in der Konversation und auf der Kanzel kein Glück macht und ein noch so geistvoller schöner Vortrag auf dem Lehrstuhl keine Früchte trägt — wenn die schöne Welt Schriften ungelesen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignoriert, die eine Schule der Weltleute sind und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verschlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkommen gleich sein, aber es hieße etwas Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem bloßen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte.

Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden ist, sondern von wirklich vortrefflichen

Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushalten, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den Zweck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten des wichtigeren Zweckes, warum man geleſen werden will. Der Verſtand wird bei dieſer Lektüre immer nur in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt alſo nie die Form von dem Stoffe ſcheiden und als ein reines Vermögen handeln. Und doch iſt ſchon die bloße Übung des Verſtandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geſchäft gut beſorgt werde, ſo mag man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Tätigkeit fortgeſtoßen werden. Der Lehrer ſoll ſeinem Schüler die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Methode keineswegs verbergen, ſondern ihn vielmehr darauf aufmerkſam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende ſoll lernen, einen Zweck verfolgen, und um des Zwecks willen auch ein beſchwerliches Mittel ſich gefallen laſſen. Frühe ſchon ſoll er nach der edlern Luſt ſtreben, welche der Preis der Anſtrengung iſt. Bei dem wiſſenſchaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewieſen, bei dem ſchönen werden ſie ins Intereſſe gezogen. Was wird die Folge davon ſein? Man verſchlingt eine ſolche Schrift, eine ſolche Unterhaltung mit Anteil, aber, wird man um die Reſultate befragt, ſo iſt man kaum imſtande, davon Rechenſchaft zu geben. Und ſehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Maſſen in die Seele, und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüt verhielt ſich während der Lektüre viel mehr leidend als tätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er tut.

Dies gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art, das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft

Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Notwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da sein, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge tun, sobald es studiert wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmäßigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand ins besondere, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonierenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurteiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig bestimmt; gerade dasjenige, worin der Triumph der Darstellung besteht, die vollkommene Auflösung der Teile in einem reinen Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bei philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriediget werden, es sollen einzelne Resultate für ihn daraus hervorgehen; dies ist der Zweck, der auf keine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, daß der Verstand diese Resultate notwendig finden muß, sobald er sich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genötigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt und, wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder herstellt), wenn er das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Auffoderung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurteiler freilich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen würde, welche dieses künstliche Firmament unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher muß ihn freilich erst übersetzen,

wenn er ihn verſtehen will, ſo wie der bloße nackte Verſtand, entblößt von allem Darſtellungsvermögen, das Schöne und Harmoniſche in der Natur wie in der Kunſt erſt in ſeine Sprache umſetzen und auseinanderlegen, kurz, ſo wie der Schüler, um zu leſen, erſt buchſtabieren muß. Aber von der Beſchränktheit und Bedürftigkeit ſeiner Leſer empfängt der darſtellende Schriftſteller niemals das Geſetz. Dem Ideal, das er in ſich ſelbſt trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und wer zurückbleibt. Es werden viele zurückbleiben; denn ſo ſelten es ſchon iſt, auch nur denkende Leſer zu finden, ſo iſt es doch noch unendlich ſeltener, ſolche anzutreffen, welche darſtellend denken können. Ein ſolcher Schriftſteller wird es alſo der Natur der Sache nach ſowohl mit denjenigen verderben, welche nur anſchauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die ſaure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fodert von ihnen, was für ſie ſchlechthin unmöglich iſt, lebendig zu bilden. Weil aber beide nur ſehr unvollkommene Repräſentanten gemeiner und echter Menſchheit ſind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geſchäfte fodert, ſo bedeutet ihr Widerſpruch nichts; vielmehr beſtätigen ihm ihre Urteile, daß er erreichte, was er ſuchte. Der abſtrakte Denker findet ſeinen Inhalt gedacht und der anſchauende Leſer ſeine Schreibart lebendig; beide billigen alſo, was ſie faſſen, und vermiſſen nur, was ihr Vermögen überſteigt.

Ein ſolcher Schriftſteller iſt aber aus eben dieſem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwiſſenden mit dem Gegenſtande, den er behandelt, bekannt zu machen oder, im eigentlichſten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu iſt er glücklicherweiſe auch nicht nötig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in ſtrengſter Bedeutung muß ſich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Vorausſetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von ſeinem Leſer oder Zuhörer ſchon eine gewiſſe Integrität und Ausbildung fodert. Dafür ſchränkt ſich aber ſeine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß tote

Begriffe mitzuteilen, er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtiget sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntnis nachteilig befunden wurde, bei dem eigentlichen Lernen den Foderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieses Vermögens bei dem Studierenden zu frühzeitig sei. Ganz im Gegenteil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzuteilen. Sobald das erstere nur beobachtet worden ist, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit schon in hohem Grad mächtig sein, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muß einen großen Verstand besitzen, um selbst in dem freien Spiele der Imagination sein Objekt nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daß er sie richtig faßte und zu behaupten weiß; wer aber zugleich imstande ist, sie in einer schönen Form mitzuteilen, der beweist nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweist auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben als durch die selbsttätige Bildungskraft. Nichts als was in uns selbst schon lebendige Tat ist, kann es außer uns werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen; nur aus der Blüte geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrierte, und wie kraftlos öfters die demonstriertesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur

zu befolgen und die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft wieder in lebendige Anſchauung umzuwandeln. Nur auf dieſe Art iſt man imſtande, an den Schätzen der Weisheit auch diejenigen Anteil nehmen zu laſſen, denen ſchon ihre Natur unterſagte, den unnatürlichen Weg der Wiſſenſchaft zu wandeln. Die Schönheit leiſtet hier in Rückſicht auf die Einſicht eben das, was ſie im Moraliſchen in Rückſicht auf die Handlungsweiſe leiſtet; ſie vereinigt die Menſchen in den Reſultaten und in der Materie, die ſich in der Form und den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andre Geſchlecht kann und darf, ſeiner Natur und ſeiner ſchönen Beſtimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium der Darſtellung kann es mit demſelben die Wahrheit teilen. Der Mann läßt es ſich noch wohl gefallen, daß ſein Geſchmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verſtand entſchädigt. Gewöhnlich iſt es ihm nur deſto lieber, je härter die Beſtimmtheit hervortritt und je reiner ſich das innere Weſen von der Erſcheinung abſondert. Aber das Weib vergibt dem reichſten Inhalt die vernachläſſigte Form nicht, und der ganze innre Bau ſeines Weſens gibt ihm ein Recht zu dieſer ſtrengen Foderung. Dieſes Geſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deswegen das ſchöne Geſchlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterſtuhl der Empfindung, und was dieſe entweder beleidigt oder leer läßt, iſt für dasſelbe verloren. Freilich kann ihm in dieſem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich iſt. Aber glücklicherweiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daß ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht

nicht bloß nachließ, sondern verbot, muß der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Daseins auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird also so viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraktion, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüberzuziehen suchen, wo das Weib zugleich Muster und Richterin ist. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, so viele Blüten und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Feld zu erzielen suchen, um den schnell verwelkenden Vorrat auf dem andern desto öfter erneuern und da, wo keine natürliche Ernte reift, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmack verbessert — oder verbirgt — den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen und läßt das reizende Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geschmack ist also, unter den Einschränkungen, deren ich bisher erwähnte, bei Mitteilung der Erkenntnis zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nicht an dem Inhalte vergreife. Er soll nie vergessen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eignen Geschäfte führt. Sein ganzer Anteil soll darauf eingeschränkt sein, das Gemüt in eine der Erkenntnis günstige Stimmung zu versetzen; aber in allem dem, was die Sache betrifft, soll er sich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das letztere tut — wenn er sein Gesetz, welches kein anders ist, als der Einbildungskraft gefällig zu sein und in der Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht bloß auf die Behandlung, sondern auch auf die Sache anwendet und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht bloß ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag und verfälscht das Objekt, das er uns

treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Konsequenz der Gedanken, welche bloß hätte verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Teile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äußern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man bloß ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Geschmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Betrügerei nur allzuoft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Überhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität und setzt endlich allen Wert in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Musen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm notwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äußere Vollendung gibt, den unreifen zum Gecken macht.* Stoff ohne Form ist freilich nur

* Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten im I. Teil seiner Versuche usw. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in jedermanns Händen sein werde) unter den Präro-

ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie tote Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen ist gar nur der Schatte eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muß der Geschmack nur die äußere Gestalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht und die Dinge bloß auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch niemals aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geist, kurz, so verliert er ebenso viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zuviel verstattet.

Das Schöne tut seine Wirkung schon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also bloß seinen Schönheitssinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nötig ist, mit der superfiziellen Betrachtung und will auch da bloß verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfodert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das

gativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der großen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht auf die äußere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vorteil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, noch ein Gewinn heißen könne, darüber hat uns Herr Garve seine Meinung nicht gesagt, und ich zweifle, ob er eine solche Behauptung würde rechtfertigen können. Soviel auch auf diesem Wege an Form zu gewinnen ist, soviel muß dadurch an Materie versäumt werden, und wenn man überlegt, wieviel leichter sich Form zu einem Inhalt als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um dieses Prärogativ nicht sehr beneiden. Wenn es freilich auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche arbeitet und der Adelige repräsentiert, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adelige sich eine solche Teilung immer gefallen lassen wird.

Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anſtrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns ſpielend ergötzen.

Dieſes ſcheint mir auch der untrügliche Probierſtein zu ſein, woran man den bloßen Dilettanten von dem wahrhaften Kunſtgenie unterſcheiden kann. Der verführeriſche Reiz des Großen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anſchein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuſcht, haben ſchon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leier zu ergreifen und auszugießen in Geſtalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In ſeinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeiſtert ſei. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbeſtimmte für das Unendliche, das Sinnloſe für das Überſinnliche — und wie gefällt er ſich nicht in ſeiner Geburt! Aber des Kenners Urteil will dieſes Zeugnis der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger Kritik zerſtört er das Gaukelwerk der ſchwärmenden Bildungskraft und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wiſſenſchaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entſpringt. Schlummert nun echte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, ſo wird zwar anfangs ſeine Beſcheidenheit ſtutzen, aber der Mut des wahren Talents wird ihn bald zu Verſuchen ermuntern. Er ſtudiert, wenn die Natur ihn zum plaſtiſchen Künſtler ausſtattete, den menſchlichen Bau unter dem Meſſer des Anatomikers, ſteigt in die unterſte Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu ſein, und frägt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum ſein Recht zu erweiſen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren iſt, die Menſchheit in ſeiner eigenen Bruſt, um ihr unendlich wechſelndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verſtehen, unterwirft die üppige Phantaſie der Disziplin des Geſchmackes und läßt den nüchternen Verſtand die Ufer ausmeſſen, zwiſchen welchen der Strom der Begeiſterung brauſen ſoll.

Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht imstand ist, seine Fähigkeit nach dem großen Maßstab des Ideals zu erweitern. Das echte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu tun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen so bequem haben als bei der Betrachtung.

Über die Gefahr ästhetischer Sitten.

[1793/95.]

In einem der vorigen Aufsätze* ist von den Nachteilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Foderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit größerer Bedeutung aber sind eben diese Anmaßungen des Geschmackes, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz anders, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unsers Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkürlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Übles und muß den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkür-

* Über die notwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. Neuntes Stück der Horen.

lichkeit auf Maximen des Willens angewandt, iſt etwas Böſes und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu dieſem gefahrvollen Extrem neigt die äſthetiſche Verfeinerung den Menſchen, ſobald er ſich dem Schönheitsgefühl ausſchließend anvertraut und den Geſchmack zum unumſchränkten Geſetzgeber ſeines Willens macht.

Die moraliſche Beſtimmung des Menſchen fodert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß ſinnlicher Antriebe, und der Geſchmack, wie wir wiſſen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwiſchen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden ſich veredeln und mit den Foderungen der Vernunft übereinſtimmender werden, aber ſelbſt daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entſtehen.

Dafür nämlich, daß bei dem äſthetiſch verfeinerten Menſchen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele ſich nach Geſetzen richtet und daß der Sinn ſich gefallen läßt, nicht ohne Beiſtimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienſt verlangt, in dem Ernſt ihrer Geſetzgebung ſich nach dem Intereſſe der Einbildungskraft zu richten und nicht ohne Beiſtimmung der ſinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angeſehen, der den einen Teil nur ſo lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zuſammenſtimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als notwendige Bedingung feſtgeſetzt und ſo die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in dieſe Verderbnis gerate, läßt ſich auf folgende Art begreiflich machen.

Solange der Menſch noch ein Wilder iſt, ſeine Triebe bloß auf materielle Gegenſtände gehen und ein Egoism von der gröbern Art ſeine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich ſein und ſich den Vor-

ſchriften der Vernunft bloß als eine Macht widerſetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menſchlichkeit wird von der lauter ſprechenden Begierde überſchrien. Er iſt fürchterlich in ſeiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil ſeine Gelüſte dem ſchwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig ſind. Er iſt ein wütendes Tier gegen andre, weil ihn ſelbſt der Naturtrieb noch tieriſch beherrſcht.

Vertauſcht er aber dieſen wilden Naturzuſtand mit dem Zuſtande der Verfeinerung, veredelt der Geſchmack ſeine Triebe, weiſt ſo er denſelben würdigere Objekte in der moraliſchen Welt an, mäßigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, ſo kann es geſchehen, daß eben dieſe Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anſchein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unſchuld, Adel und Reinigkeit eine weit ſchlimmere Tyrannei gegen den Willen ausüben.

Der Menſch von Geſchmack entzieht ſich freiwillig dem groben Joch des Inſtinkts. Er unterwirft ſeinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft und verſteht ſich dazu, die Objekte ſeiner Begierden ſich von dem denkenden Geiſt beſtimmen zu laſſen. Je öfter nun der Fall ſich erneuert, daß das moraliſche und das äſthetiſche Urteil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demſelben Objekte zuſammentreffen und in demſelben Ausſpruche ſich begegnen, deſto mehr wird die Vernunft geneigt, einen ſo ſehr vergeiſtigten Trieb für einen der Ihrigen zu halten und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeſchränkter Vollmacht zu übergeben.

Solange noch Möglichkeit vorhanden iſt, daß Neigung und Pflicht in demſelben Objekt des Begehrens zuſammentreffen, ſo kann dieſe Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen poſitiven Schaden anrichten, obgleich, ſtreng

genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert ſich gar ſehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verſchiedenes Intereſſe haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geſchmack empört oder wenn ſich dieſer zu einem Objekt hingezogen ſieht, das die Vernunft, als moraliſche Richterin, zu verwerfen gezwungen iſt.

Jetzt nämlich tritt auf einmal die Notwendigkeit ein, die Anſprüche des moraliſchen und äſthetiſchen Sinnes, die ein ſo langes Einverſtändnis beinahe unentwirrbar vermengte, auseinanderzuſetzen, ihre gegenſeitige Befugniſſe zu beſtimmen und den wahren Gewalthaber im Gemüt zu erfahren. Aber eine ſo ununterbrochene Repräſentation hat ihn in Vergeſſenheit gebracht, und die lange Obſervanz, den Eingebungen des Geſchmacks unmittelbar zu gehorchen und ſich dabei wohl zu befinden, mußte dieſem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geſchmack ſeine Aufſicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man ſeinen Ausſprüchen nicht eine gewiſſe Achtung zugeſtand, und dieſe Achtung iſt es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewiſſenspflicht geltend macht.

Achtung iſt ein Gefühl, welches nur für das Geſetz, und was demſelben entſpricht, kann empfunden werden. Was Achtung fodern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anſpruch. Die veredelte Neigung, welche ſich Achtung zu erſchleichen gewußt hat, will alſo der Vernunft nicht mehr untergeordnet, ſie will ihr beigeordnet ſein. Sie will für keinen treubrüchigen Untertan gelten, der ſich gegen ſeinen Oberherrn auflehnt; ſie will als eine Majeſtät angeſehen ſein und mit der Vernunft, als ſittliche Geſetzgeberin, wie Gleich mit Gleichem handeln. Die Wagſchalen ſtehen alſo, wie ſie vorgibt, dem Rechte nach gleich, und wie ſehr iſt da nicht zu fürchten, daß das Intereſſe den Ausſchlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl ab-

stammen und das Eigentum seiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüts kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt und durch ihre allmächtige Tatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefodert haben. Wer sollte wohl einem Affekte mißtrauen, der das Vortreffliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unsertwillen unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der uneigennützige, großmütige, seinem Gegenstand ganz dahingegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das lieben, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen als es durch die Vorwürfe unsers Gewissens selbst sein wollen?" So sophistisch weiß dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen und unsre sittliche Würde

als ein Beſtandſtück unſrer Glückſeligkeit vorzuſtellen, welche zu veräußern in unſrer Willkür ſteht. Iſt unſer Charakter nicht durch gute Grundſätze feſt verwahrt, ſo werden wir ſchändlich handeln bei allem Schwung einer exaltierten Einbildungskraft und über unſre Selbſtliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer ſind. In dem bekannten franzöſiſchen Roman Liaisons dangereuses findet man ein ſehr treffendes Beiſpiel dieſes Betruges, den die Liebe einer ſonſt reinen und ſchönen Seele ſpielt. Die Präſidentin von Tourvel iſt aus Überraſchung gefallen, und nun ſucht ſie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß ſie ihre Tugend der Großmut geopfert habe.

Die ſogenannten unvollkommenen Pflichten ſind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt und nicht ſelten gegen die vollkommenen behauptet. Da ſie der Willkür des Subjekts weit mehr anheim ſtellen und zugleich einen Glanz von Verdienſtlichkeit von ſich werfen, ſo empfehlen ſie ſich dem Geſchmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit ſtrenger Nötigung gebieten. Wie viele Menſchen erlauben ſich nicht, ungerecht zu ſein, um großmütig ſein zu können! Wie viele gibt es nicht, die, um einem einzelnen wohl zu tun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen und umgekehrt, die ſich eher eine Unwahrheit als eine Indelikateſſe, eher eine Verletzung der Menſchlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geiſtes zu beſchleunigen, ihren Körper zugrund richten und, um ihren Verſtand auszuſchmücken, ihren Charakter erniedrigen. Wie viele gibt es nicht, die ſelbſt vor einem Verbrechen nicht erſchrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen ſteht, die ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Geſetze in den Staub treten, um für beſſere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächſtfolgenden dadurch zu befeſtigen. Die ſcheinbare Uneigennützigkeit gewiſſer Tugenden gibt

ihnen einen Anſtrich von Reinigkeit, der ſie dreiſt genug macht, der Pflicht ins Angeſicht zu trotzen, und manchem ſpielt ſeine Phantaſie den ſeltſamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft ſein will.

Der Menſch von verfeinertem Geſchmack iſt in dieſem Stück einer ſittlichen Verderbnis fähig, vor welcher der rohe Naturſohn, eben durch ſeine Roheit, geſichert iſt. Bei dem letztern iſt der Abſtand zwiſchen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, ſo abſtechend und ſo grell, und ſeine Begierden haben ſo wenig Geiſtiges, daß ſie ſich, auch wenn ſie ihn noch ſo deſpotiſch beherrſchen, doch nie bei ihm in Anſehen ſetzen können. Reizt ihn alſo die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, ſo kann er der Verſuchung zwar unterliegen, aber er wird ſich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft ſogar in demſelben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorſchrift entgegenhandelt. Der verfeinerte Zögling der Kunſt hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um ſein Gewiſſen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in ſeiner eigenen Achtung zu ſinken. Wie bewerkſtelligt er nun dieſes? Er ſtürzt die höhere Autorität vorher um, die ſeiner Neigung entgegenſteht, und ehe er das Geſetz übertritt, zieht er die Befugnis des Geſetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille den Verſtand ſo verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anſpruch machen kann, hat ſie bloß ihrer Übereinſtimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun iſt ſie ſo verblendet als dreiſt, auch bei ihrem Widerſtreit mit der Vernunft ſich dieſer Würde anzumaßen, ja ſich derſelben ſogar gegen das Anſehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausſchlagen, wenn zwiſchen den ſinnlichen und den ſittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig ſein können, eine zu innige Gemeinſchaft herrſcht. Zwar die

Sinnlichkeit wagt bei dieſer Gemeinſchaft nichts, da ſie nichts beſitzt, was ſie nicht hingeben müßte, ſobald die Pflicht ſpricht und die Vernunft das Opfer fodert. Für die Vernunft aber, als ſittliche Geſetzgeberin, wird deſto mehr gewagt, wenn ſie ſich von der Neigung ſchenken läßt, was ſie ihr abfodern könnte; denn unter dem Schein von Freiwilligkeit kann ſich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geſchenk läßt ſich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leiſtung beſchwerlich fallen ſollte. Ungleich ſicherer iſt es alſo für die Moralität des Charakters, wenn die Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigſtens momentweiſe aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet und dem Willen ſeinen wahren Beherrſcher zeigt.

Man ſagt daher ganz richtig, daß die echte Moralität ſich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre und eine anhaltende Glückſeligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückſelig nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nötig hat, unrecht zu tun, und, um recht zu handeln, nicht nötig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Menſch ſieht alſo die Pflicht nie von Angeſicht, weil ſeine geſetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipieren und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsſinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde ſeiner Beſtimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter iſt, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar zu verkehren und, da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Menſch zu beweiſen.

Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Element im Kampf zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegenteils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht und, weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiednen Erfolg vernichtet. Beispiele von beidem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Schwach an Anzahl, an Hilfsmitteln noch ärmer, aber durch ein gemeinschaftliches Interesse begeistert, durch gehäufte Mißhandlungen zur Verzweiflung gebracht und furchtbar in dieser Verzweiflung, hatten sie soviele Jahre

lang den Ausſchlag eines Kampfes hingehalten, den die überlegene Macht ihres Feindes keinen Augenblick zweifelhaft zu laſſen ſchien. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz beſiegt, ermüdeten ſie die ſpaniſche Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünſtigen Boden und erſchöpften den Herrn beider Indien, indem ſie ſelbſt Bettler hießen und es zum Teil wirklich waren. Zwar hatte ſich der Gentiſche Bund wieder aufgelöſt, der die ſämtlichen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Niederlande in einen gemeinſchaftlichen und, wenn er hätte Beſtand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anſtatt dieſer unſichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine deſto engere Union zu Utrecht getreten, von der ſich eine längere Dauer erwarten ließ, da ſie durch ein gleiches Staats- und Religions-Intereſſe geknüpft und zuſammengehalten wurde. Was die neue Republik durch dieſe Trennung von den katholiſchen Provinzen an Umfang verloren, das hatte ſie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für ſie, beizeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Teil der walloniſchen Provinzen war, bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrſchaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten ſie noch immer nicht feſten Fuß faſſen können. Selbſt ein beträchtlicher Teil von Brabant und Flandern widerſtand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit ebenſoviel Kraft als Klugheit verwaltete und durch eine Reihe von Siegen den ſpaniſchen Namen aufs neue in Anſehen gebracht hatte. Die eigentümliche Organiſation des Landes, welche den Zuſammenhang der Städte untereinander und mit der See durch ſoviele Flüſſe und Kanäle begünſtigt, erſchwerte jede Eroberung, und der Beſitz eines Platzes

konnte nur durch den Beſitz eines andern errungen werden. So lange dieſe Kommunikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten ſchützen und zu Waſſer ſowohl als zu Lande mit allen Bedürfniſſen reichlich verſorgen, daß alle Tapferkeit nichts half und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städen Brabants war Antwerpen die wichtigſte, ſowohl durch ihren Reichtum, ihre Volksmenge und ihre Macht als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Dieſe große und menſchenreiche Stadt, die in dieſem Zeitraum über achtzigtauſend Einwohner zählte, war eine der tätigſten Teilnehmerinnen an dem niederländiſchen Staatenbund und hatte ſich im Laufe dieſes Kriegs durch einen unbändigen Freiheitsſinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da ſie alle drei chriſtliche Kirchen in ihrem Schoße hegte und dieſer uneingeſchränkten Religionsfreiheit einen großen Teil ihres Wohlſtands verdankte, ſo hatte ſie auch bei weitem am meiſten von der ſpaniſchen Herrſchaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquiſitionsgerichts alle proteſtantiſchen Kaufleute von ihren Märkten zu verſcheuchen drohte. Die Brutalität ſpaniſcher Beſatzungen kannte ſie überdies ſchon aus einer ſchrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzuſehen, daß ſie ſich dieſes unerträglichen Joches, wenn ſie es einmal ſich hatte auflegen laſſen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Urſachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, ſo wichtige Gründe hatte der ſpaniſche Feldherr, ſich derſelben, um welchen Preis es auch ſei, zu bemächtigen. An dem Beſitz dieſer Stadt hing gewiſſermaßen der Beſitz des ganzen brabantiſchen Landes, welches ſich größtenteils durch dieſen Kanal mit Getreide aus Seeland verſorgte, und durch Einnahme derſelben verſicherte man ſich

zugleich die Herrſchaft der Schelde. Dem Brabantiſchen Bunde, der in dieſer Stadt ſeine Verſammlungen hielt, wurde mit derſelben ſeine wichtigſte Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beiſpieles, ihrer Ratſchläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfniſſen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgetan. Der Fall derſelben mußte früher oder ſpäter den Fall des ganzen Brabants nach ſich ziehen und das Übergewicht der Macht in dieſen Gegenden entſcheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieſer Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Julius 1584 ſeine Macht zuſammen und rückte von Doornik, wo er ſtand, in ihre Nachbarſchaft heran, in der Abſicht, ſie zu belagern.*

Aber ſowohl die Lage als die Befeſtigung dieſer Stadt ſchienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantiſchen Seite mit unerſteiglichen Werken und waſſerreichen Gräben umſchloſſen, von der flandriſchen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte ſie mit ſtürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von dieſem Umfange einzuſchließen, ſchien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beiſammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfodern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfniſſe im Überfluß zuführte, ſo öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zuſammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da ſich die Flut der Nordſee bis weit hinein in die Schelde erſtreckt und den Lauf derſelben periodiſch umkehrt, ſo genießt Antwerpen den ganz eigentümlichen Vorteil, daß ihr der nämliche Fluß zu verſchiednen Zeiten in zwei entgegengeſetzten Richtungen zuſtrömt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüſſel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andre dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren und auch von der Landſeite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte alſo zwei ver-

* Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis 84.

ſchiedener Heere an beiden Ufern des Stromes, um die Stadt zu Lande zu blockieren und ihr den Zuſammenhang mit Flandern und Brabant abzuſchneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde ſperren und alle Verſuche, die von Seeland aus zum Entſatz derſelben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Diſtrikten zu führen hatte, und durch die vielen Beſatzungen, die er in den Städten und Feſtungen hatte zurücklaſſen müſſen, bis auf zehentauſend Mann Fußvolk und ſiebenzehnhundert Pferde geſchmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von dieſem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es dieſen Truppen an dem Notwendigſten, und das Ausbleiben des Soldes hatte ſie längſt ſchon zu einem geheimen Murren gereizt, welches ſtündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man ſich endlich, trotz aller dieſer Hinderniſſe, an die Belagerung wagte, ſo hatte man alles von den feindlichen Feſtungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein leichtes ſein mußte, durch lebhafte Ausfälle eine ſo ſehr verteilte Armee zu beunruhigen und durch Abſchneidung der Zufuhr in Mangel zu verſetzen.*

Alle dieſe Gründe machte der Kriegsrat geltend, dem der Herzog von Parma ſein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in ſich ſelbſt und in die erprobte Fähigkeit eines ſolchen Heerführers ſetzte, ſo machten doch die erfahrenſten Generale kein Geheimnis daraus, wie ſehr ſie an einem glücklichen Ausſchlag verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muts über jede Bedenklichkeit hinwegſetzte, Capizucchi und Mondragon, widerrieten alle ein ſo mißliches Wageſtück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verſcherzen.

Aber Einwürfe, welche er ſich ſelbſt ſchon gemacht und auch

* Strada de Bello Belgico. Decadis II. lib. VI.

ſchon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in ſeinem Vorſatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwiſſenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtſinniger Überſchätzung ſeiner Kräfte hatte er den kühnen Anſchlag gefaßt. Jener genialiſche Inſtinkt, der den großen Menſchen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte aber eingeſchränkte Klugheit ihm entgegenſtellte, und ohne ſeine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit ſeiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger ſichern Gefühl. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte ſeine Zuverſicht erhoben, und der Blick auf ſeine Armee, die an Mannszucht, Übung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte und von einer Auswahl der trefflichſten Offiziere kommandiert wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringere Anzahl ſeiner Truppen entgegenſetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch ſo langen Pike doch nur die Spitze töte, und daß es bei militäriſchen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Maſſe, welche zu bewegen ſei. Er kannte zwar den Mißmut ſeiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorſam; und dann hoffte er ihren Privatbeſchwerden am beſten dadurch zu begegnen, daß er ſie durch eine wichtige Unternehmung beſchäftigte, durch den Glanz derſelben ihre Ruhmbegierde und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer ſo begüterten Stadt verſprach, ihre Habſucht erregte.*

In dem Plane, den er nun zu der Belagerung entwarf, ſuchte er allen jenen mannigfaltigen Hinderniſſen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und dieſen furchtbaren Feind gegen ſie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Waſſer und zu Lande verſchloſſen werden. Um ihr fürs erſte jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuſchneiden, doch zu

* Strad. loc. cit. 552.

erſchweren, wollte man ſich aller der Baſteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beſchützung der Schiffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrſcht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdeſſen von dem innern Lande die Bedürfniſſe beziehen möchte, die man ihr von der Seeſeite abzuſchneiden ſuchte, ſo ſollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieſer Plätze gegründet werden. Ein kühner und, wenn man die eingeſchränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausſchweifender Entwurf, den aber das Genie ſeines Urhebers rechtfertigte und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte.*

Weil aber Zeit erfodert wurde, einen Plan von dieſem Umfang in Erfüllung zu bringen, ſo begnügte man ſich einſtweilen, an den Kanälen und Flüſſen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüſſel und andern Plätzen in Verbindung ſetzen, zahlreiche Baſteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erſchweren. Zugleich wurden in der Nähe dieſer Städte und gleichſam an den Toren derſelben ſpaniſche Beſatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüſteten und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unſicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitauſend Mann herum, und nach Verhältnis um die übrigen. Auf dieſe Art und vermittelſt der geheimen Verſtändniſſe, die er mit den katholiſchgeſinnten Einwohnern derſelben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne ſich ſelbſt zu ſchwächen, dieſe Städte nach und nach zu erſchöpfen und durch die Drangſale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Übergabe zu bringen.**

Unterdeſſen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen ſelbſt gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit ſeinen Truppen gänzlich

* Strad. Dec. II. Lib. VI.

** Meteren Niederländ. Hiſtorien XII. Buch. 477. folg.

umzingeln ließ. Er ſelbſt nahm ſeine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verſchanztes Lager bezog. Das flandriſche Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterei, das brabantiſche dem Grafen Peter Ernſt von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer ſpaniſcher Anführer, Mondragon, ſtieß. Die beiden letztern paſſierten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das antwerpiſche Admiralſchiff, welches ihnen entgegengeſchickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum und nahmen bei Stabröck im Lande Bergen ihren Poſten. Einzelne detaſchierte Korps verteilten ſich längs der ganzen brabantiſchen Seite, um teils die Dämme zu beſetzen, teils die Päſſe zu Lande zu verſperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei ſtarke Forts verteidigt, wovon das eine zu Lieſkenshoek, auf der Inſel Doel in Flandern, das andre zu Lilloo, gerade gegenüber, auf dem brabantiſchen Ufer liegt. Das letzte hat Mondragon ſelbſt ehmals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müſſen, als dieſer noch in Antwerpen den Meiſter ſpielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desſelben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Beſitz dieſer beiden Forts ſchien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen ſegeln, unter den Kanonen derſelben vorbeiziehen müſſen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befeſtigt, und mit dem erſtern waren ſie noch nicht ganz zuſtande, als der Markgraf von Richebourg es angriff. Die Geſchwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraſchte die Feinde, ehe ſie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Lieſkenshoek wagte, brachte dieſe Feſtung in ſpaniſche Hände. Dieſer Verluſt traf die Verbundenen an demſelben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Inſel Doel angelegt waren, wurden teils freiwillig von ihren

Verteidigern verlaſſen, teils durch Überfall weggenommen, ſo daß in kurzem das ganze flandriſche Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lilloo auf dem brabantiſchen Ufer leiſtete einen deſto lebhaftern Widerſtand, weil man den Antwerpern Zeit gelaſſen hatte, es zu befeſtigen und mit einer tapfern Beſatzung zu verſehen. Wütende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Feſtung unterſtützt, alle Werke der Spanier, und eine Überſchwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleuſen bewirkte, verjagte ſie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung und mit einem Verluſt von faſt zweitauſend Toten von dem Platz. Sie zogen ſich nun in ihr feſtes Lager bei Stabroek und begnügten ſich, von den Dämmen Beſitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchſchneiden und der eindringenden Oſterſchelde eine Bruſtwehr entgegenſetzen.*

Der fehlgeſchlagene Verſuch auf das Fort Lilloo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf dieſem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, ſo beſchloß er den Strom durch eine Brücke gänzlich zu ſperren. Der Gedanke war kühn, und viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in dieſen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desſelben, die durch die Flut des nahen Meers noch verſtärkt wird, ſchienen jeden Verſuch dieſer Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten und dann die gefährliche Stellung zwiſchen der antwerpiſchen und ſeeländiſchen Flotte, denen es ein leichtes ſein mußte, in Verbindung mit einem ſtürmiſchen Element eine ſo langwierige Arbeit zu ſtören. Aber der Herzog von Parma kannte ſeine Kräfte, und ſeinen entſchloſſenen Mut konnte nur das Un-

* Meteren Niederl. Hiſtorien. XII. Buch. 477. 478. Strad. loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

mögliche bezwingen. Nachdem er ſowohl die Breite als die Tiefe des Stromes hatte ausmeſſen laſſen und mit zween ſeiner geſchickteſten Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rat gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwiſchen Calloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte dieſe Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigſte Breite hat und ſich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält und ſie nötigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derſelben ſtarke Baſteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandriſchen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantiſchen dem König zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.*

Indem man im ſpaniſchen Lager zu Ausführung dieſes Vorhabens die lebhafteſten Anſtalten machte und die ganze Aufmerkſamkeit des Feindes dahin gerichtet war, tat der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine ſehr feſte Stadt zwiſchen Gent und Antwerpen, wo ſich die Dender mit der Schelde vereinigt. Solange dieſer bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenſeitig unterſtützen und durch ihre leichte Kommunikation alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derſelben gab dem Herzog freie Hand gegen beide Städte und konnte für das ganze Glück ſeiner Unternehmung entſcheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er ſie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleuſen zu eröffnen und das Land umher unter Waſſer zu ſetzen. Die Hauptbaſtei der Stadt vor dem Brüſſeler Tore wurde ſogleich heftig beſchoſſen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anſtatt dadurch abgeſchreckt zu werden, wurden ſie nur deſto hitziger, und der Hohn der Beſatzung, welche die Bildſäule eines Heiligen vor ihren Augen verſtümmelte und unter den ſchnödeſten Mißhandlungen von der Bruſtwehr herabſtürzte, ſetzte ſie vollends

* Strad. Dec. II. Lib. IV. 557.

in Wut. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefecht war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählich verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urteil der Sachverständigen ebenso viele Wochen erfoderlich geschienen.*

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe kampierten, immer stärker und stärker bedrängt und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sei, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja

* Strad. loc. cit. Meteren XII. Buch. 479. Thuan. II. 528.

man ließ ſie ſogar befürchten, daß man dieſelbe Demütigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebelliſchen Vorfahren unter Karl dem Fünften ſich hatten verſtehen müſſen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehn. Troſtlos reiſten die Abgeordneten zurück, aber ſchon am dritten Tag erſchien eine neue Geſandtſchaft, welche endlich auf die Fürſprache eines Freundes von dem Herzog von Parma, der in gentiſcher Gefangenſchaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zuſtande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttauſend Gulden erlegen, die verjagten Papiſten zurückrufen und ihre proteſtantiſchen Bewohner vertreiben; doch wurde den letztern ein Friſt von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf ſechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garniſon, die aus zweitauſend Mann beſtand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieſer Vergleich kam im September desſelben Jahrs im Hauptquartier zu Bevern zuſtande, und unmittelbar darauf rückten dreitauſend Mann ſpaniſcher Truppen zur Beſatzung ein.*

Mehr durch die Furcht ſeines Namens und durch den Schrecken des Hungers als durch ſeine gewaffnete Macht hatte der Herzog von Parma dieſe Stadt gezwungen, die größte und feſteſte in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgibt, ſiebenunddreißigtauſend Häuſer zählt und aus zwanzig Inſeln beſteht, die durch achtundneunzig ſteinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche dieſe Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrſchern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geiſt der Unabhängigkeit, der nicht ſelten in Trotz und Frechheit ausartete und mit den Maximen der öſterreichiſch-ſpaniſchen Regierung in einen ſehr natürlichen Streit geriet. Eben dieſer mutige Freiheitsſinn

* Meteren. XII. Buch. 479. 480. Strada. loc. cit. 562. 63. Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. XXI. Buch. 470.

verſchaffte auch der Reformation ein ſchnelles und ausgebreitetes Glück in dieſer Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene ſtürmiſchen Auftritte herbei, durch welche ſich dieſelbe im Laufe des niederländiſchen Kriegs zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldſummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrat von Geſchütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräte, nebſt der erfoderlichen Menge von Werkleuten und Matroſen, wodurch er in ſeiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.*

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvoorde und Heerenthals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuſer ohnweit dem Flecken Willebroek von ihnen beſetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüſſel und Mecheln abgeſchnitten wurde. Der Verluſt aller dieſer Plätze, der in ſo kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Sukkurſes aus Brabant und Flandern und ſchränkte alle ihre Ausſichten auf den Beiſtand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernſtlichſten Anſtalten machte.**

Die Bürger Antwerpens hatten den erſten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der ſtolzen Sicherheit zugeſehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stromes ihnen einflößte. Dieſe Zuverſicht wurde auch gewiſſermaßen durch das Urteil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erſte Nachricht von dieſer Belagerung zu verſtehen gab, daß die ſpaniſche Macht an den Mauern Antwerpens ſich zugrund richten werde. Um jedoch nichts zu verſäumen, was zu Erhaltung dieſer Stadt dienen konnte, berief er, kurze Zeit vor ſeiner Ermordung, den Bürgermeiſter von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde,

* Meteren, am angef. Ort.

** Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande 470. Meteren 479. Thuan. II. 528.

ſeinen vertrauten Freund, zu ſich nach Delft, wo er mit demſelben wegen Verteidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rat ging dahin, den großen Damm zwiſchen Sanvliet und Lilloo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich ſchleifen zu laſſen, um die Waſſer der Oſterſchelde, ſobald es not täte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den ſeeländiſchen Schiffen, wenn etwa die Schelde geſperrt würde, durch die überſchwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach ſeiner Zurückkunft den Magiſtrat und den größten Teil der Bürger bewogen, in dieſen Vorſchlag zu willigen, als die Zunft der Fleiſcher dagegen aufſtand und ſich beſchwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Waſſer ſetzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftauſend Ochſen gemäſtet wurden. Die Zunft der Fleiſcher behielt die Oberhand und wußte die Ausführung jenes heilſamen Vorſchlags ſo lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mitſamt dem Weideland in Beſitz genommen hatte.*

Auf den Antrieb des Bürgermeiſters, St. Aldegonde, der, ſelbſt ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denſelben in großem Anſehen ſtand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Feſtungswerke an beiden Ufern der Schelde in beſſeren Stand geſetzt und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchſtochen und die Waſſer der Weſterſchelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegoſſen. In der angrenzenden Markgrafſchaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Oberſten Morgan ſtand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subſidien aus Engelland und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der ſchleunigſten Hilfsleiſtung aufgefodert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern

* Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. III. 469. Grotius 88.

des Stroms festen Fuß gefaßt hatten und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünfundachtzigtausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich dreimalhunderttausend Viertel oder Zentner Getreide erfodert. Einen solchen Vorrat aufzuschütten, fehlte es beim Anfang der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meersflut Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern diese Vorräte aufkauften und dann bei eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, tat zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfenning zu machen und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen und dafür die eingekauften Vorräte gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Anteil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängnis Vorteil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre lang mit dem nötigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten; die sich nicht einmal auf so viele Monate vorsehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen,

oder von ſich abhängig zu machen; als ſie ſich aber nachher beſannen, daß in der Zeit der Not ihr Eigentum nicht reſpektiert werden dürfte, ſo fanden ſie ratſam, ſich mit dem Einkauf nicht zu beeilen.*

Der Magiſtrat der Stadt, um ein Übel zu verhüten, das nur einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein andres, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländiſche Unternehmer hatten eine anſehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche ſich glücklich durch die Kanonen der Feinde ſchlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu dieſer gewagten Spekulation ermuntert; in dieſer Erwartung aber fanden ſie ſich getäuſcht, als ſie ankamen, indem der Magiſtrat von Antwerpen um eben dieſe Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgeſetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen und, um ſie nachher deſto teurer loszuſchlagen, in ihren Magazinen aufſchütten möchten, ſo verordnete er, daß alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden ſollte. Die Unternehmer, durch dieſe Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, ſpannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Teil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren.**

Dieſe Vernachläſſigung der nächſten und natürlichſten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine völlige Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt und alſo den äußerſten Fall im Ernſt gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Abſicht habe, eine Brücke über die Schelde zu ſchlagen, ſo verſpottete man in Antwerpen allgemein dieſen ſchimäriſchen Einfall. Man ſtellte zwiſchen der Republik und dem Strome eine ſtolze Vergleichung an und meinte, daß

* Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. III. 472.
** Grotius 92. Reidan. Belg. Annal. 69.

der eine so wenig als die andre das spanische Joch auf sich leiden würde. „Ein Strom, der zweitausendvierhundert Fuß breit und, wenn er auch nur sein eigenes Wasser hat, über sechszig Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresflut hebt, noch um zwölf Fuß zu steigen pflegt — ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis an den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zustande kommen, wo die Flut ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauren halten, an das schwache Gebälke treiben und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Notwendig müßten sie Antwerpen vorbeipassieren, wo eine Flotte bereitstehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren.“*

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formierten. Sie war so breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estakade, wie man sie nannte, lief von

* Strad. 560.

beiden entgegenſtehenden Ufern ſoweit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Waſſers verſtattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom ſie durchaus nicht duldete, ſo blieb noch immer zwiſchen beiden Eſtakaden ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchſegeln konnte. Dieſen Zwiſchenraum gedachte der Herzog vermittelſt einer Schiffsbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen ſollten hergeſchafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, ſo hielt es ſchwer, ſolche ohne großen Verluſt an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte ſich alſo einſtweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt und den Durchzug der feindlichen Schiffe um ſoviel ſchwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo ſich die Eſtakaden in der Mitte des Stromes endigten, erweiterten ſie ſich beide in ein länglichtes Viereck, welches ſtark mit Kanonen beſetzt war und mitten im Waſſer zu einer Art Feſtung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch dieſen Paß ſich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe dieſe gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.*

Unterdeſſen ergab ſich Gent, und dieſe unerwartet ſchnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus ſeiner Verlegenheit. Er fand in dieſer Stadt alles Nötige bereit, um ſeine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es ſicher herbeizuſchaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde ſelbſt den natürlichſten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Teil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Waſſer geſetzt worden, ſo daß es gar nicht ſchwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ alſo ſeine Schiffe von Gent auslaufen und beorderte ſie, nachdem ſie Dendermonde und Rupelmonde paſſiert, den linken Damm der

* Strad. 560 sq. Thuan. 529. Meteren XII. Buch.

Schelde zu durchſtechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu laſſen und gegen Borcht zu in das überſchwemmte Feld hineinzuſegeln. Zur Verſicherung dieſer Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Baſtei errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte. Alles gelang nach Wunſch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flotille, welche ausgeſchickt worden war, dieſen Zug zu ſtören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchſtochen, erreichte man die ſpaniſchen Quartiere bei Calloo und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um ſo größer, nachdem man erſt die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten ſie ſich der feindlichen Schiffe entlediget, ſo war ſchon eine Verſtärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfre Verteidiger von Lilloo, Odet von Teligny, anführte. Als dieſer die Arbeit getan und die Feinde entwiſcht ſah, ſo bemächtigte er ſich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Baſtei an der Stelle auf, um den gentiſchen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen.*

Dadurch geriet der Herzog von Parma aufs neu ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für ſeine Brücke noch zur Verteidigung derſelben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeſchafft worden, war durch das Fort des Teligny geſperrt. Indem er nun die Gegend in der Abſicht rekognoszierte, einen neuen Weg für ſeine Flotten ausfündig zu machen, ſtellte ſich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß ſeine gegenwärtige Verlegenheit endigte, ſondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken im Lande Waes, von welchem Ort man noch etwa fünftauſend Schritte bis zum Anfang der Überſchwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Waſſer, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von dieſem Fluſſe nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Überſchwemmung den Anfang nahm,

* Meteren 481. Strad. 563 folg.

und weil die Waſſer nicht überall hoch genug ſtanden, ſo wurde der Kanal zwiſchen Bevern und Verrebroek bis nach Calloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an dieſem Werke, und um die Verdroſſenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog ſelbſt mit Hand an. Er erneuerte auf dieſe Art das Beiſpiel zweier berühmten Römer, Druſus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderſee und die Maas mit dem Rhein verbanden.

Dieſer Kanal, den die Armee ſeinem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erſtreckte ſich vierzehntauſend Schritte lang und hatte eine verhältnismäßige Tiefe und Breite, um ſehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verſchaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen ſichern, ſondern auch einen merklich kürzern Weg zu den ſpaniſchen Quartieren, weil ſie nun nicht mehr nötig hatten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, ſondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überſchwemmte Land bis nach Calloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugniſſe von ganz Flandern zuſammenfloſſen, ſo ſetzte dieſer Kanal das ſpaniſche Lager mit der ganzen Provinz in Zuſammenhang, von allen Orten und Enden ſtrömte der Überfluß herbei, daß man im ganzen Lauf der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigſte Vorteil, den der Herzog aus dieſem Werke zog, war ein hinreichender Vorrat an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, den Bau ſeiner Brücke zu vollenden.*

Unter dieſen Anſtalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillſtand verurſachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieſer Jahrszeit entgegengeſehen, die ſeinem angefangenen Werk höchſt verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernſt-

* Strad. 565.

haften Angriff auf dasselbe desto günstiger sein konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inkonsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meersflut starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet und über dem Kampf der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzuviele Hände verteilt und der stürmischen Menge ein viel zu großer Anteil daran gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen, mit Einsicht wählen und mit Festigkeit ausführen konnte. Außer dem eigentlichen Magistrat, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantierung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz und dergleichen oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen sein sein wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die, sooft es ihnen beliebte, in die Ratsversammlung stürmten, und was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Beratschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolk und einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen, daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging.*

* Meteren 484. Thuan II. 529. Grotius 88.

Die wenige Übereinſtimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feind widerſtehen wollte, würde indeſſen bei weitem nicht ſoviel geſchadet haben, wenn man nur in dem Zwecke ſelbſt vollkommen einig geweſen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengeſetzte Parteien geteilt, indem die erſtern nicht ohne Urſachen von der Extremität alles fürchteten und daher ſehr geneigt waren, mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Dieſe Geſinnungen verbargen ſie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war und man nun im Ernſte anfing, für die Schiffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derſelben zogen ganz und gar fort und überließen die Stadt, mit der ſie das Gute genoſſen, aber das Schlimme nicht teilen mochten, ihrem Schickſal. Sechszig bis ſiebenzig der Zurückbleibenden aus dieſer Klaſſe übergaben dem Rat eine Bittſchrift, worin ſie den Wunſch äußerten, daß man mit dem König traktieren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, ſo geriet es in eine wütende Bewegung, daß man es kaum durch Einſperrung der Supplikanten und eine denſelben aufgelegte Geldſtrafe beſänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zuſtande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Verſuch zum Frieden die Todesſtrafe ſetzte.*

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns geheime Verſtändniſſe unterhielt und durch ſeine Kundſchafter gut bedient wurde, entging keine dieſer Bewegungen, und er verſäumte nicht, Vorteil davon zu ziehen. Obgleich er in ſeinen Anſtalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängſtigen, ſo waren doch noch ſehr viele Schritte zu tun, um ſich wirklich von derſelben Meiſter zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne alſo in ſeinen kriegeriſchen Vorkehrungen etwas nachzulaſſen, machte er

* Meteren 485.

noch einen ernſtlichen Verſuch, ob er ſich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dieſem Ende im November dieſes Jahrs an den großen Rat von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunſtgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Übergabe der Stadt zu vermögen oder doch die Trennung unter denſelben zu vermehren. Er betrachtete ſie in dieſem Brief als Verführte und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widerſetzlichkeit auf den ränkevollen Geiſt des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels ſie ſeit kurzem befreiet habe. Jetzt, meinte er, ſtehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen und zu einem König, der zur Verſöhnung geneigt ſei, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er ſelbſt ſich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe ein Land zu lieben, worin er geboren ſei und den fröhlichſten Teil ſeiner Jugend zugebracht habe. Er munterte ſie daher auf, ihm Gevollmächtigte zu ſenden, mit denen er über den Frieden traktieren könne, ließ ſie die billigſten Bedingungen hoffen, wenn ſie ſich beizeiten unterwärfen, aber auch die härteſten fürchten, wenn ſie es aufs äußerſte kommen ließen.

Dieſes Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wieder findet, welche ein Herzog von Alba zehen Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anſtändigen und beſcheidenen Ton, und indem ſie dem perſönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und ſeiner wohlwollenden Geſinnungen gegen ſie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte ſie die Härte der Zeitumſtände, welche ihm nicht erlaubten, ſeinem Charakter und ſeiner Neigung gemäß gegen ſie zu verfahren. In ſeine Hände, erklärte ſie, würde ſie mit Freuden ihr Schickſal legen, wenn er unumſchränkter Herr ſeiner Handlungen wäre und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den ſeine eigene Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt ſei der unveränderliche Ratſchluß des Königs von Spanien und das Gelübde, das derſelbe dem Pabſt getan

habe; von dieser Seite sei alle ihre Hoffnung verloren. Sie verteidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtnis des Prinzen von Oranien, ihres Wohltäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen.*

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmütig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Mut der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zunutz zu machen, aber die Unruhen, welche ihm die Intrigen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nötigten ihn wider seinen Willen davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen tätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete und nach einer fremden Hilfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.**

---

* Thuan. II. 530. 531. Meteren 485. 486.

** Meteren 488 und folgende. Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande III. 476 bis 492. Grotius 89.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, St. Aldegonde, nicht an wiederholten Auffoderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lilloo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen sein, diesem dreifachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihm dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Verteidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht und mit eintretender Flut, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feind in die Hände fielen, so verordnete der Rat, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinaus wagen sollten; welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erfoderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andre versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.*

* Strad. 564. Meteren 484. Reidan. Annal. 69.

Unter dieſen Zögerungen verſtrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis ſich verlor, ſo wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernſt vorgenommen. Zwiſchen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkſtelligt wurde. Man nahm zweiunddreißig Playten (platte Fahrzeuge), jede ſechsundſechzig Fuß lang und zwanzig breit, und dieſe fügte man am Vorder- und Hinterteile mit ſtarken Kabeltauen und eiſernen Ketten aneinander, doch ſo, daß ſie noch gegen zwanzig Fuß voneinander abſtanden und dem Strom einen freien Durchzug verſtatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwei Ankertauen, ſowohl aufwärts als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Waſſer mit der Flut ſtieg oder mit der Ebbe ſank, nachgelaſſen und angezogen werden konnten. Über die Schiffe hinweg wurden große Maſtbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Dieſe Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortſetzung ausmachten, hatte, mit dieſen zuſammengenommen, eine Länge von zweitauſendvierhundert Schritten. Dabei war dieſe furchtbare Maſchine ſo künſtlich organiſiert und ſo reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüſtet, daß ſie gleich einem lebendigen Weſen ſich ſelbſt verteidigen, auf das Kommandowort Flammen ſpeien und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausſchütten konnte. Außer den beiden Forts St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei hölzernen Baſteien auf der Brücke ſelbſt, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen beſetzt waren, enthielt jedes der zweiunddreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete nebſt vier Matroſen zu ſeiner Bedeckung und zeigte dem Feind, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter ſchiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem

ſiebenundneunzig Kanonen, die ſowohl über der Brücke als unter derſelben verteilt waren, und mehr als fünfzehenhundert Mann, die teils die Baſteien, teils die Schiffe beſetzten und, wenn es not tat, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog ſein Werk noch nicht gegen alle Zufälle ſicher geſtellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unverſucht laſſen würde, den mittlern und ſchwächſten Teil der Brücke durch die Gewalt ſeiner Maſchinen zu ſprengen; dieſem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derſelben noch eine beſondre Schutzwehre auf, welche die Gewalt brechen ſollte, die auf die Brücke ſelbſt möchte ausgeübt werden. Dieſes Werk beſtand aus dreiunddreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe quer über den Strom hin gelagert und je drei und drei mit Maſtbäumen aneinander befeſtigt waren, ſo daß ſie eilf verſchiedene Gruppen bildeten. Jede derſelben ſtreckte, gleich einem Glied Pikenierer, in horizontaler Richtung vierzehen lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feind eine eiſerne Spitze entgegen kehrten. Dieſe Barken waren bloß mit Ballaſt angefüllt und hingen jede an einem doppelten aber ſchlaffen Ankertau, um dem anſchwellenden Strome nachgeben zu können; daher ſie auch in beſtändiger Bewegung waren und davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Teil der Staketen wurden von dieſen Schwimmern gedeckt, welche ſowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen dieſen Verteidigungsanſtalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsſchiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten.*

Dieſes bewundernswürdige Werk war im März des Jahrs 1585 als dem ſiebenten Monat der Belagerung fertig, und der

* Strad. Dec. II. Lib. VI. 566. 567. Meteren 482. Thuan. III. Lib. LXXXIII. 46. Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. III. Band. 497.

Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfeſt für die Truppen. Durch ein wildes Freudenſchießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte ſie ſich ihres Triumphs recht ſinnlich verſichern, breitete ſich längs dem ganzen Gerüſte aus, um den ſtolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorſam unter ſich hinwegfließen zu ſehen. Alle ausgeſtandenen unendlichen Mühſeligkeiten waren bei dieſem Anblick vergeſſen, und keiner, deſſen Hand nur irgend dabei geſchäftig geweſen, war ſo verächtlich und ſo klein, daß er ſich nicht einen Teil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Beſtürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geſchloſſen und alle Zufuhr aus Seeland abgeſchnitten ſei. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten ſie zu derſelben Zeit noch den Verluſt der Stadt Brüſſel erfahren, welche endlich durch Hunger genötigt worden, ſich zu ergeben. Ein Verſuch, den der Graf von Hohenlohe in eben dieſen Tagen auf Herzogenbuſch gewagt, um entweder dieſe Stadt wegzunehmen oder doch dem Feind eine Diverſion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und ſo verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.*

Durch einige Flüchtlinge, welche ſich durch die ſpaniſchen Vorpoſten hindurch in die Stadt geworfen, wurden dieſe unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundſchafter, den der Bürgermeiſter ausgeſchickt hatte, um die feindlichen Werke zu rekognoszieren, vergrößerte durch ſeine Ausſagen noch die allgemeine Beſtürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen und beſonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueſte beſichtigen zu laſſen. Nachdem dies geſchehen war und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, ſchickte ihn dieſer

* Strad. 567—571. Meteren 492. 494. Thuan. III. 44. 45.

mit den Worten zurück: „Gehe," rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sei, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen".*

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten sein. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Not auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit soviel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hilfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshoek, welches der Feind im Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lilloo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zugrund gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in kurzem der ganzen Insel Doel mit allen daraufliegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging

* Strad. 568.

dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog und den schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus durch schon bereit gehaltene Maschinen die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrat von Proviant in der Nähe sein sollte, um sogleich durch die gemachte Öffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.*

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zustande war, arbeitete schon in den Mauren Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friederich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlorenem Erfolg zu deren Verteidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp seine Dienste in dem niederländischen Krieg anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.**

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sei und das Werk der Voll-

* Strad. 573. 574. Meteren 495.
** Meteren 495. Strad. 574.

endung ſich nähere, ſo bat er ſich von dem Magiſtrat drei große Schiffe von hundertundfünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer dieſen verlangte er noch ſechzig Playten, welche, mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken verſehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung geſetzt werden und, um die Wirkung der Minenſchiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen ſollten. Aber er hatte ſich mit ſeinem Geſuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu faſſen und ſelbſt da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämerſinn nicht zu verleugnen wußten. Man fand ſeinen Vorſchlag allzu koſtbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von ſiebenzig bis achtzig Tonnen nebſt einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit dieſen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andre die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derſelben einen hohlen Kaſten von Quaderſteinen mauren, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch und vierzig lang war. Dieſen Kaſten füllte er mit ſechzig Zentnern des feinſten Schießpulvers von ſeiner eigenen Erfindung und bedeckte denſelben mit großen Grab- und Mühlſteinen, ſo ſchwer das Fahrzeug ſie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches ſpitz zulief und ſechs Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach ſelbſt wurde mit eiſernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Meſſern und andern verderblichen Werkzeugen vollgeſtopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kaſten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kaſten ſelbſt waren mehrere kleine Öffnungen für die Lunten gelaſſen, welche die Mine anzünden ſollten. Zum Überfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der

bestimmten Zeit Funken schlagen und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sei, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreißig Schuiten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andre Bestimmung hatten, als dem Feind ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Atem erhalten, so daß sie endlich, vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Überfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu sprengen und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefechte den Feinden zu tun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tötenden Wirkung des Vulkans auszusetzen.*

Die Nacht zwischen dem vierten und fünften April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war sich daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln und zog den besten

* Thuan. III. 46. Strad. 574. 575. Meteren 496.

Teil ſeiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er ſelbſt gegenwärtig war; um ſo näher der Gefahr, je ſorgfältiger er derſelben zu entfliehen ſuchte. Kaum war es dunkel geworden, ſo ſah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherſchwimmen, dann noch drei andre und gleich darauf ebenſoviele. Man ruft durch das ſpaniſche Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt ſich mit Bewaffneten an. Indeſſen vermehrten ſich die Feuerſchiffe und zogen, teils paarweiſe, teils zu dreien, in einer gewiſſen Ordnung den Strom herab, weil ſie am Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpiſchen Flotte Jakob Jakobſohn hatte es, man wußte nicht ob aus Nachläſſigkeit oder Vorſatz darin verſehen, daß er die vier Schiffhaufen allzugeſchwind hintereinander ablaufen und ihnen auch die zwei große Minenſchiffe viel zu ſchnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung geſtört wurde.

Unterdeſſen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strom folgen konnte, war alles Feuer, und die Brander warfen ſo ſtarke Flammen aus, als ob ſie ſelbſt in Feuer aufgingen. Weithin leuchtete die Waſſerfläche; die Dämme und Baſteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüſtungen der Soldaten, welche ſowohl hier als auf der Brücke in Parade ſtanden, glänzten im Widerſchein. Mit einem gemiſchten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das ſeltſame Schauſpiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieſes ſonderbaren Kontraſtes der äußern Erſcheinung mit der innern Beſtimmung die Gemüter mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als dieſe brennende Flotte der Brücke bis auf zweitauſend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenſchiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem ſie ſelbſt ſich auf ſchon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.*

* Strad. 575 folg.

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, geriet unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tötete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andre und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Teil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sei. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser

formierte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite ſtanden der Markgraf von Richebourg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der ſonſt den Staaten gedient hatte, aber aus einem Verteidiger der Republik ihr ſchlimmſter Feind geworden war, der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutſchen Regimenter, die Generale Gaetano und Guaſto, nebſt mehreren der vornehmſten Offiziere; alle ihrer beſondern Gefahr vergeſſen und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beſchäftigt. Da nahte ſich dem Herzog von Parma ein ſpaniſcher Fähndrich und beſchwur ihn, ſich von einem Orte hinwegzubegeben, wo ſeinem Leben augenſcheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte dieſe Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in dieſem einzigen Stücke von ſeinem Diener Rat anzunehmen. Indem er dies ſagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieſer, mehr von der Kühnheit dieſes Mannes überraſcht als durch ſeine Gründe überredet, zog ſich endlich, von Gaetano und Guaſto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußerſten Ende der Brücke zu erreichen, ſo geſchah hinter ihm ein Knall, nicht anders als börſte die Erde und als ſtürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie tot fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Beſinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu ſich ſelber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre unterſten Tiefen geſpalten und mit mauerhoher Flut über den Damm, der ſie umgab, hinaus getrieben worden, ſo daß alle Feſtungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Waſſer ſtanden. Drei Meilen im Umkreis ſchütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüſte, an welchem das Brandſchiff ſich angehängt hatte, war nebſt einem Teil der Schiffbrücke auseinander geſprengt, zerſchmettert und mit allem, was ſich darauf befand, mit allen

Maſtbäumen, Kanonen und Menſchen in die Luft geführt worden. Selbſt die ungeheuren Steinmaſſen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geſchleudert, ſo daß man nachher mehrere davon, tauſend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber ſchrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderiſche Werkzeug unter den Menſchen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten ſogar achthundert Menſchen wurden das Opfer ſeiner Wut; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verſtümmelten oder ſonſt beſchädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengeſetzteſten Todesarten vereinigten ſich in dieſem entſetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewäſſer des Stroms verbrannt; noch andre erſtickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluten, dieſe unter dem Hagel der geſchleuderten Steine begraben, viele von den Meſſern und Haken zerfleiſcht oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der Maſchine ſprangen. Einige, die man ohne alle ſichtbare Verletzung entſeelt fand, mußte ſchon die bloße Lufterſchütterung getötet haben. Der Anblick, der ſich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige ſtaken zwiſchen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten ſich unter Steinmaſſen hervor, noch andre waren in den Schiffſeilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub ſich ein herzzerſchneidendes Geſchrei nach Hilfe, welches aber, weil jeder genug mit ſich ſelbſt zu tun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Überlebenden ſahen ſich viele durch ein wunderähnliches Schickſal gerettet. Einen Offizier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang ſchwebend in der Höhe und ließ ihn dann gemach in den Strom herabſinken, wo er ſich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schuſſes auf dem flandriſchen Ufer und

ſetzte ihn auf dem brabantiſchen ab, wo er mit einer leichten Quetſchung an der Schulter wieder aufſtand, und es war ihm, wie er nachher ausſagte, auf dieſer ſchnellen Luftreiſe nicht anders zumut, als ob er aus einer Kanone geſchoſſen würde. Der Herzog von Parma ſelbſt war dem Tode nie ſo nahe geweſen als in dieſem Augenblick, denn nur der Unterſchied einer halben Minute entſchied über ſein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria geſetzt, ſo hob es ihn auf wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn ſinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich tot, weil ſich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödlichen Schlag noch auf der Brücke geſehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwiſchen ſeinen Begleitern Gaetano und Guaſto ſich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umſonſt würde man verſuchen, ſeinen Gemütszuſtand zu beſchreiben, als er nun die Verwüſtung überſah, die ein einziger Augenblick in dem Werk ſo vieler Monate angerichtet hatte. Zerriſſen war die Brücke, auf der ſeine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Teil ſeines Heers, ein andrer verſtümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere ſeiner beſten Offiziere getötet; und als ob es an dieſem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, ſo mußte er noch die ſchmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Richebourg, den er unter allen ſeinen Offizieren vorzüglich wert hielt, nirgends aufzufinden ſei. Und doch ſtand das Allerſchlimmſte noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieſer ſchrecklichen Verfaſſung des Heeres durchaus keinen Widerſtand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander geſprengt, und nichts hinderte die ſeeländiſchen Schiffe mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in dieſen erſten Augenblicken ſo groß und allgemein, daß es unmöglich geweſen wäre, Befehle auszuteilen und zu befolgen, da viele Korps ihre Befehlshaber,

viele Befehlshaber ihre Korps vermißten und ſelbſt der Poſten, wo man geſtanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Waſſer ſtanden, daß mehrere Kanonen verſenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräte vom Waſſer zugrunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn ſie es verſtanden hätten, ihn zu benutzen!*

Kaum wird man es dem Geſchichtſchreiber glauben, daß dieſer über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar ſchickte St. Aldegonde, ſobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile ſteigen zu laſſen, ſobald ſie glücklich hindurch paſſiert ſein würden, und dann mit dieſer Nachricht geradenwegs nach Lilloo weiter zu ſegeln, um die ſeeländiſche Hilfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen ſogleich mit den Schiffen aufzubrechen und in der erſten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundſchaft ausgeſandten Schiffern eine anſehnliche Belohnung verſprochen worden, ſo wagten ſie ſich doch nicht in die Nähe des Feindes, ſondern kehrten unverrichteter Sachen zurück mit der Botſchaft, daß die Schiffbrücke unverſehrt und das Feuerſchiff ohne Wirkung geblieben ſei. Auch noch am folgenden Tage wurden keine beſſere Anſtalten gemacht, den wahren Zuſtand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lilloo, des günſtigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen ſah, ſo beſtärkte man ſich in der Vermutung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben dieſe Untätigkeit der Bundsgenoſſen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lilloo zurückhalten könnte, wie es ſich auch in der

* Strada 576. seq. Meteren 497. Thuan. III. 47. Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande III. 497.

Tat verhielt. Einer ſo ungeheuren Inkonſequenz konnte ſich nur eine Regierung ſchuldig machen, die ohne alles Anſehen und alle Selbſtändigkeit Rat bei der Menge holt, über welche ſie herrſchen ſollte. Je untätiger man ſich indeſſen gegen den Feind verhielt, deſto heftiger ließ man ſeine Wut gegen Gianibelli aus, den der raſende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage ſchwebte dieſer Künſtler in der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lilloo, der unter der Brücke hindurchgeſchwommen, von der wirklichen Zerſtörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherſtellung derſelben beſtimmten Bericht abſtattete.*

Dieſe ſchleunige Ausbeſſerung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte ſich dieſer von dem Schlage erholt, der alle ſeine Entwürfe darnieder zu ſtürzen ſchien, ſo wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geiſtes allen ſchlimmen Folgen desſelben zuvor zu kommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in dieſem entſcheidenden Augenblick belebte aufs neue ſeine Hoffnung. Noch ſchien der ſchlimme Zuſtand ſeiner Brücke den Feinden ein Geheimnis zu ſein, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzuſtellen, ſo war ſchon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuſchaffen, die umgeſtürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu erſetzen, die Lücken mit Schiffen ausfüllen. Der Herzog ſelbſt entzog ſich der Arbeit nicht, und ſeinem Beiſpiel folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch dieſe Popularität angefeuert, tat ſein Äußerſtes, die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgeſetzt, unter dem beſtändigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke verteilt waren, um das Geräuſch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüſtung der Nacht wenige

* Meteren 496.

Spuren mehr zu ſehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wieder hergeſtellt war, ſo täuſchte doch dieſer Anblick die Kundſchafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Friſt, die Ausbeſſerung gründlich zu machen, ja ſogar in der Struktur der Brücke einige weſentliche Veränderungen anzubringen. Um ſie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Teil der Schiffbrücke beweglich gemacht, ſo daß derſelbe im Notfall weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verluſt, welchen er an Mannſchaft erlitten, erſetzte der Herzog durch Garniſonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutſches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er beſetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der ſpaniſche Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergeſſen wurde.*

Die Antwerper, nachdem ſie den glücklichen Erfolg ihres Minenſchiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desſelben ebenſo leidenſchaftlich, als ſie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und foderten ſein Genie zu neuen Verſuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Plaiten, wie er ſie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und dieſe rüſtete er auf eine ſolche Art aus, daß ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt an die Brücke ſchlugen und ſolche auch wirklich zum zweitenmal auseinander ſprengten. Diesmal aber war der Wind der ſeeländiſchen Flotte entgegen, daß ſie nicht auslaufen konnte, und ſo erhielt der Herzog zum zweitenmal die nötige Friſt, den Schaden auszubeſſern. Der Archimed von Antwerpen ließ ſich durch alle dieſe Fehlſchläge keineswegs irre machen. Er rüſtete aufs neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eiſernen Haken und ähnlichen Inſtrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, ſolche auslaufen zu laſſen, fand ſich niemand, der ſie beſteigen wollte. Der Künſtler mußte alſo darauf denken, ſeinen Maſchinen von ſelbſt eine ſolche Richtung

* Strad. 581. seq.

zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten und nicht wie die vorigen von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada* nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches ebenso von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde, angeschwellt werden und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinander sprengte. Aber alle diese Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Geratewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiff, welches Gianibelli nach Art des ersten, das so gut operiert hatte, zubereitete und mit viertausend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpen nunmehr einfiel, auf einem andern Weg ihre Rettung zu suchen.**

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schiffahrt auf dem Strom mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche zehen Jahre vorher von den Spaniern belagert in einer zur rechten Zeit bewirkten Überschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Lilloo und Stabroek im Lande Bergen streckt sich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese

* Dec. II. Libr. VI. 586.

** Meteren 497.

Dämme zu ſchleifen, ſo war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis faſt unter die Mauren von Antwerpen befahren werden. Glückte dieſer Verſuch, ſo mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelſt ſeiner Schiffbrücke hüten; man hatte ſich einen neuen Strom aus dem Stegreif geſchaffen, der im Notfall die nämlichen Dienſte leiſtete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angeraten und St. Aldegonde ernſtlich zu befördern geſucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen geweſen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu dieſem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängnis zurück, aber die Umſtände hatten ſich unterdeſſen gar ſehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchſchneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schloſſe Cowenſtein den Namen führt und ſich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erſtreckt, mit deren großem Damm er ſich ohnweit Ordam vereinigt. Über dieſen Damm hinweg konnten auch bei noch ſo hoher Flut keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, ſolange ein ſolcher Damm im Wege ſtand, der die ſeeländiſche Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzuſteigen. Das Schickſal der Stadt beruhte alſo darauf, daß dieſer Cowenſteiniſche Damm geſchleift oder durchſtochen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieſes vorausſah, ſo hatte er gleich bei Eröffnung der Blokade von demſelben Beſitz genommen und keine Anſtalten geſpart, ihn bis aufs äußerſte zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek ſtand der Graf von Mansfeld mit dem größern Teil der Armee gelagert und unterhielt durch eben dieſen Cowenſteiniſchen Damm die Kommunikation mit der Brücke, dem Hauptquartier und den ſpaniſchen Magazinen zu Calloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zuſammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchſchnitten, aber nicht unterbrochen wurde und ohne eine blutige Schlacht nicht zerriſſen werden

konnte. Auf dem Damm ſelbſt waren in gehöriger Entfernung voneinander fünf verſchiedene Batterien errichtet, und die tapferſten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wut des Kriegs ſich hieher ziehen würde, ſo überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke und entſchloß ſich in eigner Perſon dieſen wichtigen Poſten zu verteidigen. Jetzt alſo erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatz.*

Die Niederländer hatten an mehrern Stellen, oberhalb und unterhalb Lilloo, den Damm durchſtochen, welcher dem brabantiſchen Ufer der Schelde folgt, und wo ſich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erſchien jetzt ein neues Element, da ſah man Fahrzeuge wimmeln und Maſtbäume ragen. Eine ſeeländiſche Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, ſchiffte in die überſchwemmten Felder und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowenſteiniſchen Damm, jedoch ohne ihn im Ernſt anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde ſich zeigte und bald dieſes, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieſes Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachſamkeit erſchöpft und durch ſo oft getäuſchte Furcht allmählich ſicher werden ſollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe verſprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flotille zu unterſtützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptturm ſollten die Loſung ſein, daß dieſe ſich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finſtern Nacht die erwarteten Feuerſäulen wirklich über Antwerpen aufſtiegen, ſo ließ Graf Hohenlohe ſogleich fünfhundert ſeiner Truppen zwiſchen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die ſpaniſchen Wachen teils ſchlafend überfielen, teils, wo ſie ſich zur Wehr ſetzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm feſten Fuß

* Strad. 582. Thuan. III. 47.

gefaßt und war ſchon im Begriff, die übrige Mannſchaft, zweitauſend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächſten Redouten in Bewegung kamen und, von dem ſchmalen Terrain begünſtigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff taten. Und da nun zugleich das Geſchütz anfing, von den nächſten Batterien auf die anrückende Flotte zu ſpielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beiſtand ſich ſehen ließ, ſo wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt und von dem ſchon eroberten Damm wieder heruntergeſtürzt. Die ſiegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Waſſer bis zu den Schiffen nach, verſenkten mehrere von dieſen und zwangen die übrigen, mit einem großen Verluſt ſich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieſer Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falſches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der ſchlechten Übereinſtimmung ihrer beiderſeitigen Operationen, daß dieſer Verſuch kein beſſeres Ende nahm.*

Endlich aber beſchloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu tun und durch einen Hauptſturm ſowohl auf den Damm als auf die Brücke die Belagerung zu endigen. Der 16. Mai 1585 war zu Ausführung dieſes Anſchlags beſtimmt, und von beiden Teilen wurde das Äußerſte aufgewendet, dieſen Tag entſcheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zuſammen, welche zu bemannen ſie ihre Städte und Zitadellen von Truppen entblößten, und mit dieſer Macht wollten ſie von zwei entgegengeſetzten Seiten den Cowenſteiniſchen Damm beſtürmen. Zu gleicher Zeit ſollte die Scheldbrücke durch neue Maſchinen von Gianibellis Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entſetzen.**

* Strad. 583. Meteren 498.
** Strad. 584. Meteren 498.

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, ſparte auf ſeiner Seite nichts, derſelben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte gleich nach Eroberung des Dammes an fünf verſchiedenen Orten Redouten darauf erbauen laſſen und das Kommando darüber den erfahrenſten Offizieren der Armee übergeben. Die erſte derſelben, welche die Kreuzſchanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowenſteiniſche Damm in den großen Wall der Schelde ſich einſenkt und mit dieſem die Figur eines Kreuzes bildet; über dieſe wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber geſetzt. Tauſend Schritte von derſelben wurde in der Nähe des Schloſſes Cowenſtein die St. Jakobsſchanze aufgeführt und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf dieſe folgte in gleicher Entfernung die St. Georgsſchanze und tauſend Schritte von dieſer die Pfahlſchanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf dem ſie ruhte, den Namen führte. Am äußerſten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Baſtei, worin der Graf von Mansfeld nebſt einem Italiener Capizucchi den Befehl führte. Alle dieſe Forts ließ der Herzog jetzt mit friſcher Artillerie und Mannſchaft verſtärken und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desſelben Pfähle einſchlagen, ſowohl um den Wall dadurch deſto feſter, als den Schanzgräbern, die ihn durchſtechen würden, die Arbeit ſchwerer zu machen.*

Früh morgens, am 16. Mai, ſetzte ſich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lilloo aus durch das überſchwemmte Land vier brennende Schiffe daher geſchwommen, wodurch die ſpaniſchen Schildwachen auf dem Damm, welche ſich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, ſo ſehr in Furcht geſetzt wurden, daß ſie ſich eilfertig nach den nächſten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabſichtigt hatte. In dieſen Schiffen, welche bloß wie Brander ausſahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten verſteckt, die

* Strad. 582. 584.

nun plötzlich ans Land sprangen und den Damm an der nicht verteidigten Stelle, zwischen St. Georgs- und der Pfahlschanze glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und eine Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben und dergleichen beladen waren, um sogleich, wo es not tat, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon sein würde, zu durchgraben.*

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die antwerpische Flotte von Oosterweel herbei und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehre auf, welche die Feinde voneinander abschneiden und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in kurzem miteinander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen mutigen Angriff zu tun, während daß das Geschütz von der Georgsschanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchstach und die Brustwehre türmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Kordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte, und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Toten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm ge-

* Strad. 587. seq. Meteren 498. Thuan. III. 48.

öffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolges, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaten abhing, schien selbst diese gemeinen Taglöhner mit einem heroischen Mut zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Mut durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten und mit den toten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Offiziere teils tot, teils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Mut, und sie hielten für ratsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Teil des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lang anstand, die völlige Durchbrechung des Damms abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Oosterweeler Tore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs sein sollten, in Empfang zu nehmen.*

In der Tat war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen als in diesem Augenblick. Die Feinde hatten sich mutlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den

* Strad. 589. Meteren 498.

Siegern den eroberten Poſten ſtreitig machen zu können, ſahen ſie ſich vielmehr ſelbſt in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Kompagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Oberſten Balfour, griffen die St. Georgsſchanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verluſt an Mannſchaft entſetzte. In einem viel ſchlimmern Zuſtand befand ſich die Pfahlſchanze, welche von den Schiffen aus heftig beſchoſſen wurde und alle Augenblick in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der ſie kommandierte, lag verwundet darin, und unglücklicherweiſe fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwiſchen dieſer und der Georgsſchanze aufgetürmt hatten, allen Beiſtand von der Schelde her abſchnitt. Hätte man alſo dieſe Entkräftung und Untätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchſtechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, ſo iſt kein Zweifel, daß man ſich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrſcheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte ſich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Lauf dieſer Begebenheit zur Laſt legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demſelben Maß, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühſam, den Deich zu durchgraben; man hielt für beſſer, die große Laſtſchiffe in kleinere auszuladen, welche man ſodann mit ſteigender Flut nach der Stadt ſchaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anſtatt durch ihre perſönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entſcheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideſchiff nach der Stadt zu fahren und dort die Lobſprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.*

Während daß auf dem Damme von beiden Teilen mit der hartnäckigſten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von

* Meteren 498.

Antwerpen aus mit neuen Maſchinen beſtürmt, um die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf dieſer Seite zu beſchäftigen. Aber der Schall des Geſchützes vom Damm her entdeckte demſelben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, ſobald er die Brücke befreit ſah, in eigner Perſon den Deich zu entſetzen. Von zweihundert ſpaniſchen Pikenierern begleitet, flog er an den Ort des Angriffes und erſchien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatz, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligſt warf er einige Kanonen, die er mit gebracht hatte, in die zwei nächſten Redouten und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er ſie gegen den Feind. Das Gerücht ſeiner Ankunft, welches ſich ſchnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfriſchte den geſunkenen Mut ſeiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete ſich der Streit, den das Lokal des Schlachtfelds noch mörderiſcher machte. Auf dem ſchmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftauſend Streiter; auf einem ſo engen Raume drängte ſich die Kraft beider Teile zuſammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Mut, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußerſten Enden des Dammes wälzte ſich der Kriegsſtrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meiſter ſpielten, und ihre ganze Stärke verſammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an dieſem Tag ein edler Wettſtreit der Tapferkeit erhitzte, von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlſchanze zu befreien ſuchten, welche der Feind zu Waſſer und zu Lande heftig bedrängte, drangen dieſe mit alles niederwerfendem Ungeſtüm auf die Bruſtwehre los, welche der Feind zwiſchen

St. Georg und der Pfahlschanze aufgetürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Wall, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier unter Capizucchi und Aquila mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seien. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Äußerste, sowohl diese Bastei zu erobern als sie zu verteidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehre von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen, und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich nach einem langwierigen Gefechte gelang es den Mansfeldischen mit Hilfe ihrer Hellebarden und Piken eine Bresche in Brustwehre zu machen, und indem der eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Bartolomeo Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses

Wettſtreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl ſeiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und geſtand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieſes Offiziers die Eroberung der Bruſtwehr zu danken habe. Den ſpaniſchen Hauptmann Toralva, der ſtark verwundet war, ließ er in ſein eignes Quartier zu Stabroek bringen, auf ſeinem eignen Bette verbinden und mit demſelben Rocke bekleiden, den er ſelbſt den Tag vor dem Treffen getragen hatte.*

Nach Einnahme der Bruſtwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländiſchen und ſeeländiſchen Truppen, welche aus ihren Schiffen geſprungen waren, um mit dem Feind in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Mut, als ſie um ſich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abſtoßen ſahen.

Denn die Flut fing an, ſich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht mit ihren ſchweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben und bei einem unglücklichen Ausgang des Treffens dem Feind zur Beute zu werden, zogen ſich von dem Damme zurück und ſuchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, ſo zeigte er ſeinen Truppen die fliehenden Schiffe und munterte ſie auf, mit einem Feinde zu enden, der ſich ſelbſt aufgegeben habe. Die holländiſchen Hilfstruppen waren die erſten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beiſpiel. Sie warfen ſich eiligſt den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen, aber weil ihre Flucht viel zu ungeſtüm geſchah, ſo hinderten ſie einander ſelbſt und ſtürzten haufenweiſe unter dem Schwert des nachſetzenden Siegers. Selbſt an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil jeder dem andern zuvorzukommen ſuchte und mehrere Fahrzeuge unter der Laſt derer, die ſich hineinwarfen, unterſanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die letzten, die ſich zurückzogen, aber eben dieſer Umſtand ver-

* Strad. 593.

ſchlimmerte ihr Geſchick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt und ſaßen feſt auf dem Strande, ſo daß ſie von den feindlichen Kanonen erreicht und mitſamt ihrer Mannſchaft zugrund gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche voraus gelaufen waren, ſuchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen, aber die Wut und Verwegenheit der Spanier ging ſo weit, daß ſie, das Schwert zwiſchen Zähnen, den Fliehenden nachſchwammen und manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollſtändig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche tauſend auf dem Platz geblieben; und auf beiden Seiten wurden viele von dem vornehmſten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen beſtimmt geweſen war, mit hundertundfünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräte in die Hände des Siegers. Der Damm, deſſen Beſitz ſo teuer behauptet wurde, war an dreizehn verſchiedenen Orten durchſtochen, und die Leichname derer, welche ihn in dieſen Zuſtand verſetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Öffnungen wieder zuzuſtopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und ſeltſamer Bauart in die Hände, welches eine ſchwimmende Feſtung vorſtellte und gegen den Cowenſteiniſchen Damm hatte gebraucht werden ſollen. Die Antwerper hatten es mit unſäglichem Aufwand zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Koſten wegen, mit ſeinen heilſamen Vorſchlägen abwies, und dieſem lächerlichen Monſtrum den ſtolzen Namen Ende des Kriegs beigelegt, den es nachher mit der weit paſſenderen Benennung Verlorenes Geld vertauſchte. Als man dieſes Schiff in See brachte, fand ſichs, wie jeder Vernünftige vorher geſagt hatte, daß es ſeiner unbehilflichen Größe wegen ſchlechterdings nicht zu lenken ſei und kaum von der höchſten Flut konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe ſchleppte es ſich bis nach Ordam fort, wo es, von

der Flut verlassen, am Strande sitzen blieb und den Feinden zur Beute wurde.*

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Deich war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Mut, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem leidlichen Preis erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrat so sehr, daß eine Hungersnot nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genötigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben und am 17. August 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Übergabe der Stadt zu traktieren.**

---

* Thuan. III. 49. Meteren 485. Strad. 597. seq.

** Meteren 500. Strad. 600. seq. Thuan. III. 50. Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlanden III. 499.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 2. Jänner 1795.

Meine beſten Wünſche zum neuen Jahre und noch einen herzlichen Dank für das verfloſſene, das mir durch Ihre Freundſchaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich iſt.

Ich habe es mit vielem Fleiße beſchloſſen, und um etwas vollendet zu haben, wenn Sie kommen, habe ich mir in dieſen letzten Tagen etwas zugemutet. Nun bin ich mit dieſer Arbeit zu Ende, und ſie kann Ihnen, wenn Sie kommen, vorgelegt werden.

Die Epiſtel, für die ich Ihnen beſtens danke, liegt noch bei mir; denn da das andre, was zunächſt darauf folgen ſollte, noch nicht fertig war, ſo konnte ich ſie allein nicht abſchicken. Auch preſſierte es weniger, weil mir noch mehr Manuſkript zum erſten Stück der Horen abgefodert wurde, da ſelbſt die Fichtiſche Abhandlung nicht reichte und alſo die Erſcheinung dieſes Stücks um vierzehn Tage verzögert wird.

Herr Profeſſor Meyer wird mich entſchuldigen, daß ich einen Teil ſeines Aufſatzes ohne ſeine ſpezielle Erlaubnis noch für dieſes erſte Stück abgeſchickt habe. Es war nicht möglich, ihm ſolchen nach meiner Bearbeitung wieder vorzulegen, weil ich ihn noch an demſelben Poſttag mußte abgehn laſſen. Indeſſen glaube ich ihn im voraus verſichern zu können, daß er damit zufrieden ſein werde, weil meine Änderungen ſich ſchlechterdings nur auf das Äußere beſchränkten. Dieſer Aufſatz hat mir ſehr viel Freude gemacht,

und er wird ein sehr schätzbares Stück für die Horen sein. Es ist etwas so äußerst Seltenes, daß ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat, die Kunst in Italien zu studieren, oder daß einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meyer ist.

Die Klopstockische Ode, von der Sie schreiben, habe ich nicht gelesen, und wenn Sie solche noch haben, bitte ich sie mitzubringen. Der Titel läßt schon eine solche Geburt erwarten.

Auf die Fortsetzung Meisters, die Sie doch auch mitbringen werden, freue ich mich gar sehr, und ich kann sie jetzt recht genießen, da ich nach einer individuellen Darstellung ordentlich lechze.

Möchten Sie uns doch einige Szenen aus dem Faust noch zu hören geben. Frau von Kalb, die etwas davon wußte, hat mich neuerdings äußerst begierig darnach gemacht, und ich wüßte nicht, was mir in der ganzen dichterischen Welt jetzt mehr Freude machen könnte.

Ihre Aufträge wegen Obereit werden besorgt. Gegenwärtig hat er noch zu leben, weil ihm von Meiningen Geld geschickt worden ist. Etwas von den vier Louisdors wird man notwendig auf seine Bekleidung wenden müssen, besonders, da man ihm dadurch die Möglichkeit verschafft, fremde Tische zu besuchen, von denen ihn bis jetzt sein philosophischer Zynismus ausgeschlossen hat.

Ich hoffe in wenigen Tagen entweder Sie selbst zu sehen oder doch von der Zeit Ihrer Ankunft Nachricht zu erhalten.

Alles empfiehlt sich Ihnen aufs beste.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 5. Jänner 1795.

Dein Brief, den ich soeben erhalte, hat mich herzlich gefreut, da du eine mutige und fröhliche Stimmung darin zeigst und mir Hoffnung machst, bald etwas von dir zu erhalten. Um dir wenigstens zu zeigen, wie gern ich dir dafür dankbar sein möchte,

ſende ich deiner Neugier einen Teil meiner Briefe. Ich ſage einen Teil: denn ich habe ſchon die drei folgenden Briefe fertig, aber da, wie du finden wirſt, dieſe Lieferung bei dem ſiebzehnten Briefe am allerſchicklichſten ſchließt, ſo behalte ich das, was darüber fertig iſt, zu dem dritten Stücke zurück.

Aus dem, was du jetzt leſen wirſt, kannſt du meinen ganzen Plan überſehen und prüfen. Ich leugne nicht, daß ich ſehr davon befriedigt bin, denn eine ſolche Einheit, als diejenige iſt, die dieſes Syſtem zuſammenhält, habe ich in meinem Kopf noch nie hervorgebracht, und ich muß geſtehen, daß ich meine Gründe für unüberwindlich halte. Laufe alſo recht ernſtlich darauf Sturm und ſuche, wo du eine Blöße daran findeſt: jeder deiner Angriffe wird mir jetzt herrliche Dienſte tun und die Klarheit meiner Ideen erhöhen.

Die abſtrakte Darſtellung, die gewiß für ein ſolches Thema noch viel Fleiſch und Blut hat, mußt du mir nachſehen, denn ich glaube, ich bin an der Grenze geſtanden, und ohne die Bündigkeit der Beweiſe zu ſchwächen, hätte ich von der Strenge der Schreibart nicht wohl etwas nachlaſſen können. Fändeſt du indeſſen ein Wort oder eine Wendung, die mit etwas Vulgarerem ausgetauſcht werden könnte, ſo mache mich ja darauf aufmerkſam. Ich will alles tun, was meine Menſchheit erlaubt. Zwei auch drei Tage magſt du das Manuſkript behalten; alsdann aber ſende es mir ja pünktlich zurück, weil der Drucker nicht länger warten würde.

Du wirſt auch Humboldts erſten Aufſatz erhalten. Findeſt du Zeit dazu, und du darfſt ihn einen Poſttag länger zurückbehalten, als meine Briefe, ſo kritiſiere ihn etwas ſcharf: du wirſt ihm und auch den Horen dadurch ſehr nützlich werden. Die Weiber grüße herzlich von uns und empfiehl mich Schlegeln. Auch von ihm erwarte ich mit der Zeit, wenn ſeine Ideen, an denen er ſehr reich iſt, mehr Klarheit erhalten haben und die Form über den Stoff erſt Meiſterin geworden iſt, viel Vortreffliches. Lebe wohl.

Sch.

Goethe wird in einigen Tagen hier sein und vielleicht drei Wochen bleiben. Es wird eine sehr angenehme Zeit für uns sein. Möchtest du sie teilen!

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 7. Jänner 1795.

Für das überschickte Exemplar des Romans empfangen Sie meinen besten Dank. Ich kann das Gefühl, das mich beim Lesen dieser Schrift und zwar in zunehmendem Grade, je weiter ich darin komme, durchdringt und besitzt, nicht besser als durch eine süße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit ausdrücken, und ich wollte dafür bürgen, daß es dasselbe bei allen Lesern im ganzen sein muß.

Ich erkläre mir dieses Wohlsein von der durchgängig darin herrschenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit, die auch nicht das geringste zurückläßt, was das Gemüt unbefriedigt und unruhig läßt und die Bewegung desselben nicht weiter treibt, als nötig ist, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten. Über das einzelne sage ich Ihnen nichts, bis ich das dritte Buch gelesen habe, dem ich mit Sehnsucht entgegensehe.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Produkt dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier alles so strenge, so rigid und abstrakt und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugnis geben, in meinen Spekulationen der Natur so treu geblieben zu sein, als sich mit dem Begriff der Analysis verträgt; ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsre Kantianer für erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Räsonnement — und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melan-

cholischen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde bloß für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muß. Soviel ist indes gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn.

Daß ich voll Erwartung bin, zu wissen, was Sie zu meiner Metaphysik des Schönen sagen, darf ich Ihnen nicht erst versichern. Wie das Schöne selbst aus dem ganzen Menschen genommen ist, so ist diese meine Analysis desselben aus meiner ganzen Menschheit herausgenommen, und es muß mir allzuviel daran liegen, zu wissen, wie diese mit der Ihrigen zusammenstimmt.

Ihr Hiersein wird eine Quelle von Geistes- und Herzensnahrung für mich sein. Besonders sehne ich mich auch darnach, gewisse Dichterwerke in Gemeinschaft mit Ihnen zu genießen.

Sie versprachen mir, mich bei Gelegenheit Ihre Epigramme hören zu lassen. Es wäre eine große Freude mehr für mich, wenn dieses bei Ihrem jetzigen Aufenthalt in Jena anginge, da es doch problematisch ist, wie bald ich nach Weimar kommen kann.

Meyern bitte ich mich recht freundschaftlich zu empfehlen. Alles bei uns freut sich auf Ihre beiderseitige Ankunft herzlich und niemand mehr als Ihr

aufrichtigster Verehrer und Freund
Schiller.

Eben da ich schließen will, erhalte ich die willkommene Fortsetzung Meisters. Tausend Dank dafür.

An Gottfried Körner.

Jena, den 7. Jänner 1795.

Hier übersende ich dir Humboldts Aufsatz. Sage mir dein Urteil darüber ausführlich. Du kannst ihn einen Posttag — aber ja nicht länger — bei dir behalten. Laß mich gelegentlich wissen,

wieviel etwa der Schlegelſche Aufſatz über Dante Platz einnehmen mag.

Sei auch ſo gut und merke dir den Tag genau, an welchem du jeden meiner Briefe, die ich dir von jetzt an ſchreibe, erhältſt. Ich möchte gern wiſſen, welcher Poſttag am ſchnellſten expediert. Meine äſthetiſchen Briefe habe ich geſtern, als den 6., an dich abgeſchickt.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 9. Januar 1795.

Die vier erſten Bogen ſind nun in meinen Händen, und der Zeit nach wird wohl jetzt das Ganze ſchon in den Händen des Buchbinders ſein. Ich habe vergeſſen, zu erinnern, daß die Exemplare nicht beſchnitten werden; Sie werden ſolches aber wohl von ſelbſt unterlaſſen haben. Für dieſe erſte Lieferung ſenden Sie mir ein Dutzend Exemplarien über die, welche ich gratis erhalte, noch auf Abrechnung zu und zwar bald, weil ich ſie zu verſenden habe. Auch habe ich für Hofrat Schütz (außer dem Exemplar, was er ohnehin erhält) noch eins in Poſtpapier zu beſtellen, welches er bezahlt. Herr Profeſſor Klein in Halle ſubſkribiert auch auf ein Exemplar. Beide gelten für den ganzen Jahrgang, und Sie können ſolche jedesmal im Einſchluß an mich ſchicken.

Ich höre noch von mehreren Beſtellungen, die ohne Zweifel auf der Poſt gemacht werden.

Was die Abänderung des Drucks betrifft, ſo iſt dieſe bloß ſo zu verſtehen, daß erſtens künftig alle Hexameter und Verſe von derſelben Länge ohne Unterſchied gebrochen werden. Dies iſt vorzüglich der Symmetrie wegen nötig, weil es einen üblen Eindruck aufs Auge macht, wenn ein Vers bald eine, bald zwei Zeilen einnimmt. Auf dieſer Einrichtung beſteht Goethe namentlich. Zweitens daß alle Anmerkungen, ſowohl, was die einzelnen Worte

als was ganze Zeilen betrifft, durchſchoſſen werden, weil ſie ſich ſo beſſer leſen und auch ſchöner ins Auge fallen.

Das Honorar betreffend, ſo wird Goethe nach Erſcheinung des erſten Stücks ſeine Bedingungen machen. Ihn müſſen wir ja feſt zu halten ſuchen, weil er viel in petto hat und auch überaus viel Eifer für die Horen zeigt. Ein Mann, wie Goethe, der in Jahrhunderten kaum einmal lebt, iſt eine zu koſtbare Akquiſition, als daß man ihn nicht, um welchen Preis es auch ſei, erkaufen ſollte.

Was die jedesmaligen Honorars für die andern und die Zahlungstermine betrifft, ſo iſt meine Meinung, daß die letztern meßweiſe geſchehen. Jeder, der von Ihnen bezahlt wird, erhält von mir eine Aſſignation an Sie, worauf ſteht, wieviel an ihn bezahlt wird. Wohin es geſchickt wird, muß jeder einmal für allemal beſtimmen.

Was mich betrifft, ſo erkenne ich Ihr gütiges Anerbieten mit verbindlichem Dank. Sie haben mir nie mehr als 6 alte Louisdors für den Bogen zu bezahlen, wie wir ausgemacht haben, und 60 Louisdors oder 300 Reichstaler ſächſiſch für die Redaktion. Verträgt es Ihr Beutel und ſind Sie mit dem Gang des Journals zufrieden, ſo können Sie zu der letztern Summe alsdann noch etwas zulegen. Aber ich werde es nie verlangen. Da ich meine äſthetiſchen Briefe nicht ganz in die Horen ſetze, ſo ſollen ſie in einigen Jahren beſonders und als ein vollſtändiges Ganze mit Eleganz gedruckt werden, und alsdann werden ſie namentlich an den Prinzen von Auguſtenburg gerichtet. Dieſe Briefe, welche ſich über die ganze Kunſttheorie noch verbreiten werden, muß ich für das Beſte erklären, was ich je gemacht habe und was ich überhaupt hervorbringen kann; daß es das Beſte iſt, was wir in dieſem Fache haben, iſt kein großer Ruhm. Dieſe Briefe nun, mit denen ich hoffe zur Unſterblichkeit zu gehen, ſollen Sie mir verlegen, wenn Sie Luſt dazu haben.

Den Muſenalmanach konnte ich Ihnen nicht anbieten, weil die Entrepriſe gar nicht mein Einfall, ſondern ein Gedanke des Buch-

händlers Michaelis in Neu-Strelitz war, dem ich also den Verlag überlassen mußte, sobald ich mich zu dem Buche entschloß. Auch gestehe ich, würde ich Ihnen jetzt nicht gerne etwas, wobei Geld gewagt wird, anbieten, weil Sie sich gegenwärtig doch zu den Horen zusammennehmen müssen. Dieser Musenalmanach ist eine ziemlich teure Sache, weil man den Preis des Buches durchaus nicht erhöhen darf und doch die Honorarien sehr beträchtlich sind. Es ist berechnet, daß 1500 abgehen müssen, ehe der Verleger Profit hat. Auch hat ihn der Verleger bloß gewünscht, um etwas zu haben, womit er, da er jetzt erst seinen Buchhandel anfängt, seinen Namen bekannt machen kann.

Da Sie, Ihrem letzten Briefe nach, den fünften Aufsatz für dies erste Stück nicht brauchen, so lassen Sie ihn so lange ungedruckt liegen, bis Sie einen neuen Brief von mir erhalten. Ich hoffe, daß der Verfasser noch das dritte Stück hinzutun und ihn dadurch vollenden wird. In künftiger Woche gewiß erhalten Sie Manuskript zu dem zweiten Stück. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir jetzt genau bestimmen könnten, wieviel Zeit zum Drucken und Binden eines Stücks erfodert wird. Ich könnte mich dann pünktlich danach richten und Ihnen vielleicht desto eher das Manuskript für ein ganzes Stück auf einmal senden. Wir wollen es immer so einrichten, daß am 20. jedes Monats die nach entlegenen Provinzen bestimmten Exemplarien gebunden sein können. Wann müßte also das ganze und komplette Manuskript in Ihren Händen sein, um diesen Zweck zu erreichen?

Das abgedruckte Manuskript sind Sie so gütig, jedesmal, sobald ein Stück fertig ist, an mich zurückzuschicken. Vergessen Sie nicht, bei dem nächsten größern Transport solches beizulegen.

Was die Druckfehler betrifft, so habe ich deren sehr wenige bemerkt. Diese wenigen müssen aber, weil sie nicht ohne Bedeutung sind, im zweiten Stück angezeigt werden. Einer davon ist sehr wahrscheinlich ein Schreibfehler und ein anderer vielleicht auch. Der eine ist auf der zweiten Seite des ersten Bogens, wo statt

glänzet glänzend ſteht. Der andere iſt auf der erſten Seite des zweiten Bogens, wo es ſtatt aufdrückte ausdrückte heißt. Weil ich Goethen, der in dieſem Punkt ſehr pointilleux iſt, gerne überzeugen möchte, daß der erſte Fehler auf Rechnung des Abſchreibers kommt, ſo ſenden Sie mir das Manuſkript der Epiſtel gleich im nächſten Brief. Was ich aber in Anſehung des Drucks noch zu erinnern habe, das iſt die Nachläſſigkeit des Setzers, die Zeilen nicht gerade genug zu ſetzen. Verſchiedene darunter ſind ganz krumm und geben einen übeln Anblick. Seien Sie ſo gut, ihm hierin mehr Strenge zu empfehlen.

Was ich in Anſehung der Enge des Drucks bemerkte, das ſollte kein Vorwurf des Eigennutzes gegen Sie ſein, denn wir wiſſen hier alle recht gut, daß Sie dabei nichts gewinnen, ſondern bloß das Publikum. Wäre es bloß ein Vorteil für Sie, ſo würde ich es vielleicht nicht berührt haben, denn Ihr Vorteil liegt auch mir ſehr nahe. Meine Idee war bloß, nicht auf Unkoſten der Mitarbeiter genereux gegen das Publikum zu ſein.

Von dem Exemplar des Ferdiner, welches Sie mir ſchickten, fehlt der erſte Teil des dritten Bandes. Wenn Sie mir bei Gelegenheit dieſen nachſenden wollen und womöglich auch die verlangten franzöſiſchen Werke. An meinen Vater und an Herrn Legationsrat von Wolzogen, meinen Schwager, ſeien Sie ſo gut ein Exemplar der Horen jedesmal zu ſchicken und mir dieſe zwei Exemplare weniger nach Jena zu ſenden. Empfehlen Sie mich Herrn Zahn. Ganz der Ihrige.

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 16. Jänner 1795.

Hier überſende ich Ihnen einſtweilen den Anfang des zweiten Stückes; da mir die Zeit nicht erlaubt, die Abſchrift der übrigen Aufſätze durchzuſehen, ſo laſſe ich dieſe auf den nächſten Poſttag

abgehen. Gehen Sie aber ja gleich nach Empfang des Manuſkripts an den Druck, daß wir mit dieſem Stück etwas zeitiger fertig werden. An Manuſkript ſoll es nicht fehlen, das iſt bis auf die Korrektur der Abſchrift fertig.

Den Aufſatz: Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt, den Sie noch in Händen haben, laſſen Sie unmittelbar nach dem hier folgenden abdrucken. Das Ende desſelben kommt nächſten Poſttag nach. Wir erwarten nun alle begierig die erſte Lieferung.

Beikommender Brief veranlaßt Sie vielleicht, an den Poſtverwalter in Hannover zu ſchreiben. Ich melde ihm heute kürzlich, daß er ſich an Sie oder das Stuttgarter Poſtamt zu wenden habe.

Das Stück der Flora habe ich erhalten und danke Ihnen dafür. Dem Herrn Redakteur ſagen Sie viel Verbindliches von mir und verſichern ihn, daß ich mir Zeit werde zu verſchaffen ſuchen, ſeine Einladung anzunehmen. Die Rezenſion der Flora wird bald fertig ſein.

Ich bemerke unter den fünf Aushängebogen, die ich jetzt von den Horen in Händen habe, eine große Ungleichheit des Papiers. Dieſes, hoffe ich, iſt Zufall, denn eine ſolche Ungleichheit würde uns das Publikum nicht verzeihen.

Senden Sie ſogleich nach Empfang dieſes Briefs dem Poſtverwalter in Hannover ein Exemplar von den Horen zu. Man muß ihn beim Wort nehmen und ſeine Anerbietung nutzen. Leben Sie recht wohl

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 19. Jänner 1795.

Hiebei folgt der Reſt des zweiten Aufſatzes: Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt und die Fortſetzung meiner Briefe. Sie erhalten nächſten Poſttag noch Manuſkript zu wenigſtens

16 Blättern, nach dem Druck der Horen gerechnet, also vier bis fünf Blatt über sieben Bogen, welches aber durchaus nötig ist, um dem Publikum Wort zu halten, dem wir im ersten Stück, (das Avertissement auch zum Text gerechnet) fünf Blätter zu wenig gegeben haben.

Beiliegender Brief ist zu beantworten. Auch bitte ich Sie, außer den zwei Exemplaren der Horen für meine Schwägerin und für meinen Vater noch ein drittes Exemplar (welches Sie mir also weniger hieher schicken) an Danneckern künftig abzuliefern, dies gilt für diesen und alle künftigen Jahrgänge. Was über ein Dutzend Exemplarien auf meinen Namen versendet wird, das bringen Sie mir alles in Rechnung.

Bei den künftigen Aufsätzen sorgen Sie ja dafür, daß alles, was Anmerkung ist, zwar mit Notenschrift aber weit auseinander gedruckt werde, weil der Leser sonst die Anmerkungen, an denen oft sehr viel liegt, überspringt.

Aushängebogen brauchen Sie mir künftig nicht zu schicken, aber ein ganzes Exemplar, so früh es fertig ist, senden Sie mir allemal mit der reitenden Post zu: womöglich das erste, das der Buchbinder fertig macht.

Ich bin neugierig zu erfahren, ob auf Postämtern schon mehrere Bestellungen gemacht worden sind. Lassen Sie mich das gelegentlich wissen.

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 19. Januar 1795.

Soeben habe ich meine Briefe an Cotta abgesendet und nicht, ohne Rücksicht auf deine Bemerkungen genommen zu haben. Was du von einer gewissen Hastigkeit des Fortschritts sagst, mochte wohl gegründet sein; aber diesem, sowie auch der allzugroßen Trockenheit des elften und zwölften Briefes glaube ich größtenteils

abgeholfen zu haben: besonders durch öftere Rückkehr zur Anschauung und Erfahrung. Wieviel Deutlichkeit der Aufsatz in seiner jetzigen Gestalt auch für nicht Kantische Leser habe, davon machte ich gestern abend eine sehr interessante Erfahrung. Ich las ihn Goethen und Meyern, die seit acht Tagen hier sind, vor, und beide wurden von Anfang an bis hinaus davon fortgerissen und zwar in einem Grade, wie kaum ein Werk der Beredsamkeit vermag. Du kennst den kalten Meyer, der sonst sehr auf sein Fach begrenzt zu sein schien; aber hier folgte er dem Faden der Spekulation mit einer attention, einer Treue und einem Interesse, das mich ganz überraschte.

Auch der Mißdeutung von Sein und Erscheinen habe ich, wo es nötig war, vollkommen abgeholfen; wiewohl dies schon in der Sache selbst hinlänglich bestimmt war. Denn wenn ich sage: „der Mensch ist nur, insofern er sich verändert", so kann der strengste Kantische Rigorist nichts dagegen haben, da der Mensch ja schon kein Noumenon mehr ist.

Dein Urteil über Humboldts Aufsatz unterschreibe ich ganz; nur glaube ich überhaupt in allen deinen Urteilen über dergleichen Arbeiten zuviel Rücksicht auf den bequemen Leser oder doch eine zu gute Meinung von dem Geschmack des jetzigen Publikums zu bemerken, als wohl erlaubt und gegründet sein möchte. Eins von beiden muß sein: entweder muß man einen vollendeten Geschmack haben, und ein solcher Geschmack verzeiht dem Gehalt schon einigen Mangel der Form, und wer diesen nicht hat, der muß sich einige Anstrengung gefallen lassen, weil die Form hier immer der Sache nachstehen muß.

Deinem Aufsatz über die Musik sehe ich mit großem Verlangen entgegen. Auch Goethe ist sehr begierig darauf.

Seinen Meister wirst du jetzt wohl schon haben, denn er ist heraus.

Daß du die Büste noch nicht hast, rührt davon her, daß der Abguß verunglückt ist. Sie ist aber schon wieder neu abgegossen,

und du wirst sie bald haben. Dannecker will sie dir gern recht ausgearbeitet senden und arbeitet noch lange an dem trockenen Abguß, ehe er ihn aus den Händen läßt.

In zehn Tagen werden die Horen hier und in dreizehn Tagen bei dir sein. Für Schlegels Aufsatz danke ich recht sehr. Es ist eine recht vortreffliche Akquisition für die Horen. Im dritten Stücke lasse ich die erste Hälfte einrücken.

Mein Karl ist vor vier Tagen inokuliert, und ich bin voll unruhiger Erwartung. Die Epidemie ist aber äußerst mild, und er selbst ist im besten Befinden.

Lebewohl.

Dein

Sch.

An den Herzog Friedrich Christian v. Augustenburg.

Jena, den 20. Januar 1795.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr.

Mit dem lebhaftesten Anteil, den alles mir einflößt, was auf das Wohl der Menschheit Beziehung hat, habe ich die glückliche Veränderung vernommen, welche Euer Durchlaucht einen Ihrem hohen Verdienste gebührenden und Ihrem wohltätigen Triebe so angemessenen Wirkungskreis eröffnet hat. Das Wohl vieler Menschen ist jetzt in Ihren Händen, und Ihr großes und edles Herz, welches von jeher aus eigener freier Neigung für das Beste der Menschheit tätig war, hat nunmehr auch von dem Schicksal einen äußern Beruf und eine würdige Sphäre dazu erhalten. Wie würde ich das Geschick meiner deutschen Mitbürger preisen, wenn es überall einer solchen Fürstenhand anvertraut wäre, und mit welcher Sicherheit könnte man sich alsdann für die Erfüllung aller der Volksglückseligkeit verbürgen, welche bis jetzt leider nur eine Idee der Philosophen und eine Phantasie der Dichter gewesen ist.

Die Achtung, die ich der Bescheidenheit Ihres Herzens schuldig

bin, verstattet mir nicht, das Bild auszumalen, das meine prophetische Einbildungskraft sich von der Regierung eines ebenso gefühlvollen als philosophisch denkenden Fürsten verspricht. Aber ich habe in dem Charakter des Don Karlos und Posas mein Herz reden lassen, und was ich dort nur als Dichter träumte, das spreche ich hier als der Zeitgenosse Friedrich Christians mit der gegründeten Ahndung aus, daß alles das Gute, was nur immer die Umstände möglich machen, durch Sie und in Ihrer Sphäre realisiert werden wird.

Längst schon war es mein Wunsch, den Gefühlen der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die mir in so hohem Grade von Eurer Durchlaucht sind aufgelegt worden, einen öffentlichen Ausdruck zu gestatten; aber ich wollte solches nur an der Spitze eines Werkes tun, das Ihres verehrten Namens nicht unwürdig wäre. Alle meine Kräfte verwende ich schon seit langer Zeit auf diese Arbeit, und wenn es mir nicht ganz mißlingt sie dem Ideal gemäß auszuführen, das ich mir vorzeichnete, so bitte ich Eure Durchlaucht um Ihre gnädigste Beistimmung, daß ich solche mit Ihrem Namen kröne.

Als ich im vorigen Jahre damit umging, eine Abschrift meiner in Kopenhagen verunglückten Briefe zu besorgen, drangen sich mir so viele Unvollkommenheiten darin auf, daß ich mir nicht mehr erlauben konnte, solche in ihrer ersten Gestalt wieder in die Hände Eurer Durchlaucht zu geben. Ich unternahm deswegen eine Verbesserung, welche mich weiterführte, als ich dachte, und der Wunsch etwas hervorzubringen, das Ihres Beifalls würdig wäre, veranlaßte mich, jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Gestalt zu geben, sondern auch den Plan derselben zu einem größern Ganzen zu erweitern.

Von dieser neuen Ausführung sind in der Schrift, die ich Eurer Durchlaucht ehrfurchtsvoll überreiche, einige Briefe abgedruckt, um darüber das Urteil der Kenner zu vernehmen, ehe ich die letzte Hand an das Ganze lege. Möchten Sie, gnädigster

Herr, in dieſer kleinen Probe mein aufrichtiges Streben nicht verkennen, einer Schrift, die ich an Sie zu richten wage, alle Vollkommenheiten zu erteilen, die mir erreichbar ſind.

Mit tiefſter Devotion und Ehrfurcht erſterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

untertänigſter

F. Schiller.

An Chriſtian Garve.

Jena, den 25. Jänner 1795.

Hier, mein vortrefflicher Freund, erhalten Sie das erſte Stück unſrer Horen. Möchte der Inhalt desſelben Ihrer Aufmerkſamkeit nicht unwert ſein. Die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen haben mich zum Verfaſſer und ſind der Anfang eines größern Ganzen, davon aber noch mehrere Fortſetzungen in dieſer Zeitſchrift erſcheinen werden. Ich würde mich ſehr freuen, wenn das politiſche Glaubensbekenntnis, das ich in dieſer erſten Lieferung meiner Briefe ablege, auf irgend eine Art mit dem Ihrigen übereinſtimmte.

In Ihrem letzten Briefe, für den ich Ihnen herzlich danke, machten Sie gegen den Gebrauch des Wortes: äſthetiſch einige Einwendungen. Auch ich liebe es nicht, dem nichtgelehrten Leſer das Verſtändnis einer Schrift, welche philoſophiſche Wahrheiten popular machen ſoll, durch Einmiſchung von Kunſtwörtern zu erſchweren. Wenn aber der Zuſammenhang der Sätze dieſe Kunſtwörter erklärt, ja, wenn man denſelben ihre Erklärung ausführlich beifügt, wie ich in ſolchen Fällen immer beobachte, ſo halte ich es für einen Gewinn, ſolche Worte allmählich mehr in Umlauf zu bringen, weil dadurch die Beſtimmtheit im Denken notwendig befördert werden muß. Unſre Sprache hat, ſoviel mir bekannt iſt, kein Wort, welches die Beziehung eines Gegenſtandes auf das feinere Empfindungsvermögen bezeichnet, da ſchön, erhaben, an-

genehm u. s. f. bloße Arten davon sind. Da nun die Ausdrücke moralisch und physisch ohne Bedenken von der Erziehung gebraucht werden und durch diese beiden Begriffe diejenige Erziehungsart, die sich mit der Ausbildung des feineren Gefühlsvermögens beschäftigt, noch keineswegs ausgedrückt ist, so hielt ich für erlaubt, ja, für nötig, einer ästhetischen Erziehung zu erwähnen. Mit dem Umgang ist es ebenso: ich nenne den Umgang moralisch, wenn er auf solche Verhältnisse der Menschen mit Menschen geht, die sich durch Pflichten bestimmen lassen; ich nenne ihn physisch, wo ihm bloß das natürliche Bedürfnis Gesetze gibt; ich nenne ihn ästhetisch, wo sich die Menschen bloß als Erscheinungen gegeneinander verhalten und wo nur auf den Eindruck, den sie auf den Schönheitssinn machen, geachtet wird.

Mir tut leid, daß es mir nicht gelungen ist, Sie zu einer Schrift aufzumuntern, welche den Schriftsteller und seine Verhältnisse behandelt. Ich hielte diesen Gegenstand auch schon deswegen für desto wichtiger, da es ein ganz eigentümliches Unterscheidungszeichen der neueren Welt von der alten ist, den größten Teil ihrer Ausbildung auf diesem Wege zu erhalten. Aus dem ganz eigenen Umstand, daß der Schriftsteller gleichsam unsichtbar und aus der Ferne auf einen Leser wirkt, daß ihm der Vorteil abgeht, mit dem lebendigen Ausdruck der Rede und dem Akkompagnement der Gesten auf das Gemüt zu wirken, daß er sich immer nur durch abstrakte Zeichen, also durch den Verstand an das Gefühl wendet, daß er aber den Vorteil hat, seinem Leser eben deswegen eine größere Gemütsfreiheit zu lassen, als im lebendigen Umgang möglich ist u. s. f. Aus allem diesen scheinen mir ganz eigene Regeln hervorzugehen, die eine nähere Entwickelung verdienten. Bei dem Sprechenden mischt sich das Individuum schon mehr in die Sache und darf sich mehr darein mischen. Von dem Schreibenden wird die Sache weit strenger gefordert. Nun gibt es aber ein Mittel, der Sache nichts zu vergeben und dennoch durch Mitteilung seiner Individualität den Vortrag zu beseelen.

Auf dieſes Mittel nun wünſchte ich die Aufmerkſamkeit vorzüglich gerichtet zu ſehen.

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund. Möchte Ihre Geſundheit ſich ſtärken und keine körperliche Störung Ihren heitren und ruhigen Geiſt in ſeiner ſchönen Tätigkeit unterbrechen. Ganz der Ihrige Schiller.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 25. Januar 1795.

Wären Sie einen Tag länger bei uns geblieben, ſo hätten wir den Advent der Horen zuſammen feiern können. Geſtern kamen ſie, und hier überſende ich Ihnen die gebührenden Exemplare nebſt einem für unſern Freund Meyer. Es ſtehen Ihnen mehrere zu Dienſt, ſobald Sie deren benötigt ſein ſollten. Ich wünſchte nur, daß die äußre Geſtalt Ihrer beider Beifall haben möchte.

Cotta ſchreibt ſehr zufrieden. Es ſind bereits ſo viele Beſtellungen gemacht worden, daß er ſich einen recht großen Abſatz verſpricht; welches im Mund eines Verlegers eine glaubwürdige Verſicherung iſt.

Da ich dieſe Tage ein Paket an Jacobi zu ſchicken habe, ſo bitte ich Sie, mir den bewußten Brief an ihn zum Einſchluß zu ſenden, weil ich Sie mit meinem Paket nicht beläſtigen mag. Auch wünſchte ich zu wiſſen, ob Sie etwa ſchon eins von Ihren Exemplarien dem Herzog zugedacht haben, in welchem Fall ich es unterlaſſen würde, ihm eins zu präſentieren.

Aus den überſchickten Göttinnen habe ich mit Vergnügen erſehen, daß Sie und unſer großer Ofenfreund die kalte Region glücklich paſſiert ſind. Die koloſſaliſche Frau freut mich ſehr, und ich werde ihr oft gegenüberſtehen und auch der göttlichen Jungfrau, welche, den Kummer über die Sterblichkeit abgerechnet, ganz vortrefflich iſt.

Alles empfiehlt ſich Ihrem Andenken beſtens. Ganz der Ihrige

Sch.

An Friedrich Jacobi.

Jena, den 25. Januar 1795.

Sie erhalten hier, mein vortrefflicher Freund, den Anfang der Horen, von dem ich wünsche, daß er im Äußern wie im Innern Ihrer Erwartung entsprechen möchte. Große Mannigfaltigkeit finden Sie darin freilich noch nicht; diese läßt sich in dem engen Raum von 93 Seiten, worauf wir in diesem ersten Stücke beschränkt waren, nicht wohl zeigen. Zu dieser Mannigfaltigkeit des wahrhaft Guten beizutragen, wird auf Sie selbst sehr viel ankommen, und wie ungern ich auch das Amt eines Mahners übernehme, so nötigt mich doch meine Redakteurspflicht und die Besorgnis für das Beste unserer gemeinschaftlichen Unternehmung, Ihnen Ihr gütiges Versprechen wieder in Erinnerung zu bringen. Der böse Krieg, der so viele Menschen ins Verderben stürzt, erstreckt sogar auf die Horen seinen unglückseligen Einfluß, indem er Sie, mein edler Freund, den Musen entführt und flüchtig umhergetrieben hat. Meine Bitte bei Ihnen zu unterstützen, erwarte ich noch eine Beilage von Goethe, die er mir zu schicken versprach. Lassen Sie diese doppelte Supplik nicht vergeblich sein.

Daß Sie Ihre Flucht nicht in unsre Gegend genommen haben! Wie glückliche Stunden hätten wir im Ideenwechsel mit Ihnen zubringen können. Goethe ist jetzt sehr oft hier mit Meyern, dem vortrefflichen denkenden Künstler. Humboldt wohnt mir gerade gegenüber, und so bringen wir manche trauliche Stunde miteinander zu, die durch Ihren genialischen Umgang noch mehr belebt werden würde.

Sie verlangten zu wissen, wie weit sich das Interdikt erstrecke, das wir auf politische Gegenstände gelegt haben. Ihre Frage wird durch den Inhalt dieses ersten Stückes hinreichend beantwortet sein. Sie finden, daß wir dem philosophischen Geist keineswegs verbieten, diese Materie zu berühren: nur soll er in den jetzigen Welthändeln nicht Partei nehmen und sich jede bestimmte Be-

ziehung auf irgend einen partikulären Staat und eine bestimmte Zeitbegebenheit enthalten. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.

Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, dessen Wert ich in ihrem ganzen Umfang empfinde, und die ich mit dem aufrichtigsten Herzen erwidere.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 25. Januar 1795.

Hier das erste Stück der Horen. Ich wünsche, daß dir das Äußere gefalle. Es sollte mehr solid als elegant sein; und diese Wirkung tut es auch, wie mir deucht. Dein Urteil über die zwei letzten Aufsätze fürchte ich mehr, als daß ich mich darauf freue. Die Epistel wird dir gefallen.

Auf deinen Aufsatz glaube ich nun für das dritte Stück sicher rechnen zu können. Du hast, wenn es nötig ist, noch volle vierzehn Tage Zeit dazu, vom Datum dieses Briefes an gerechnet. Im dritten Stück werde ich frei sein, um alsdann im vierten vier bis fünf Bogen auf einmal, mit Goethens Elegien, zu geben. Goethe nennt dieses vierte Stück den Zentaur, weil seine Elegien einen seltsamen Kontrast mit meiner Philosophie machen werden. Zum Absatz der Horen läßt sich alles gut an. Ich erhalte eine Nachricht über die andere, daß in sehr kleinen Städten zwölf und mehrere Exemplare bestellt sind. Auch schreibt mir Cotta äußerst zufrieden und schließt aus den bereits gemachten Bestellungen, daß der Absatz glänzend sein werde. So hätte ich mich in meinem Kalkul doch nicht ganz verrechnet.

Mein Karl bekommt richtig die Blattern; heute am neunten Tage hat das Fieber ſich gezeigt. Noch iſt es ſehr mäßig, und das bisherige Befinden läßt mich den gewünſchten Ausgang hoffen.

Herzliche Grüße von uns allen an dich und die deinigen.

Sch.

An Heinrich Meyer.

Jena, den 27. Januar 1795.

Laſſen Sie mich doch wiſſen, lieber Freund, ob ſich entweder in Ihren Papieren oder in Ihrem Gedächtnis Vorrat genug findet, um nach und nach eine gewiſſe Reihe von Malern die Kritik paſſieren zu laſſen. Es wäre dann überaus vorteilhaft für das Publikum und für die Horen, wenn Sie dieſe Kunſtkritik etwa unter dem gemeinſchaftlichen Titel: Gemäldegalerie in den Horen fortlaufen ließen. Einem ſehr großen Teil der Leſer, deren Urteile über Kunſtwerke noch ſo ſchwankend ſind und ſo oft irre geleitet werden, geſchähe dadurch ein wichtiger Dienſt, und uns würde ein ſolcher fortlaufender Artikel ungemein nützlich ſein. Wenn bei dergleichen Arbeiten nach einem gewiſſen Totale geſtrebt wird, ſo erhält jedes einzelne dadurch einen größern Halt und Wert, und was durch ſeine abgebrochne iſolierte Erſcheinung die Aufmerkſamkeit nur flüchtig beſchäftigt hätte, wird dann zu einer ernſtlichen Angelegenheit des Leſens. Soviel ich über Ihre Bemerkungen über Carrache urteilen kann, ſo müſſen ſie demjenigen, der mit den Werken dieſes Künſtlers bekannt iſt, viel zu denken geben.

Wenn Sie finden, daß etwas meiner Idee Ähnliches exekutiert werden könnte, ſo wollen wir uns dann über die Einkleidung ſelbſt weiter beſprechen.

Die beiden Köpfe ziehen mich äußerſt; und in die Juno beſonders will ich ſuchen mich hinein zu ſtudieren. Wenn Sie dann einmal wieder hier ſind, ſo helfen Sie mir das Verſtändnis darüber öffnen.

Weil Sie doch einmal zu der Horenfamilie gehören, ſo bin ich

ſo frei, Ihnen ein kleines Geſchäft dabei zu geben. Wir brauchen, der Poſten wegen, ein unterſcheidendes Siegel, welches der junge Künſtler in Weimar ſtechen könnte. Wollen Sie ſo gütig ſein und ihn zu ſich kommen laſſen, um dieſe Sache mit ihm äſthetiſch ſowohl als merkantiliſch abzumachen. Es bedarf übrigens keiner weitern Erfindung, denn da es eigentlich nur zum Behuf der Poſtſekretärs iſt, ſo muß es ohne Sagazität zu verſtehen ſein. Meine Idee iſt, die drei Worte

Siegel
der
Horen

mit lateiniſcher Schrift, in einen Kranz zu ſetzen. Übrigens ſei Ihnen alles überlaſſen, wenn nur der Name der Horen lesbar darauf angebracht iſt. Bitten Sie ihn aber, die Sache bald zu machen. Das Ganze darf ohngefähr die Größe eines Achtgroſchenſtücks haben.

Leben Sie wohl, und die Arbeit gedeihe Ihnen.

Der Ihrige Schiller.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 28. Januar 1795.

Ich danke Ihnen ſehr dafür, daß Sie ſo gütig waren, dem Herzog in meinem Namen ein Exemplar der Horen zu überreichen. Es folgt ſolches hier zurück, und da ich auf den nächſten Sonnabend noch einige neue Exemplare von Cotta zu erwarten habe, ſo lege ich zu Ihrem Gebrauche noch einige, nebſt dem Paket an Jacobi, bei.

An den Herzog habe ich heute geſchrieben. Was er zu unſern Horen ſagt, werde ich wohl einmal von Ihnen hören.

Endlich habe ich die merkwürdige Rezenſion der Horen von Schütz in Manuſkript geleſen. Für unſern Zweck iſt ſie ganz gut und um vieles beſſer als für unſern Geſchmack. Die Bilder aus

Utopien mochten ſeine Imagination noch nicht ganz verlaſſen haben, als er ſie niederſchrieb; denn vom Eſſen iſt reichlich die Rede darin.

Es iſt zu loben, daß er aus der Epiſtel viele Stellen angeführt hat. Gegen mich hat er einiges auf dem Herzen, was er mir aber nicht zeigen wollte, um keiner Kolluſion ſich ſchuldig zu machen. Es ſoll mir lieb ſein, wenn er dadurch auf eine geſchickte Art den Ruf der Unparteilichkeit behauptet.

An Herdern ſchrieb ich dieſer Tage und bitte Sie ſehr, wenn Sie Gelegenheit finden, mein Geſuch bei ihm zu unterſtützen.

Mich haben ſeit Ihrer Abreiſe von hier die Muſen nicht viel beſuchen wollen, und es muß beſſer gehen, wenn ich dem Zentaur des vierten Stücks Ehre machen ſoll.

Die Kinder haben die Blattern bekommen und auf eine ſehr glückliche Art, ohne alle übeln Zufälle. Alles empfiehlt ſich Ihnen aufs beſte.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 30. Januar 1795.

Die Horen nehmen ſich recht gut aus und finden allgemeinen Beifall. Daß die Poſtpapierexemplarien in kleinerm Format ſind, iſt freilich ſchade, aber was nicht geändert werden kann, muß man ſich gefallen laſſen.

Auch hier herum iſt ſtarke Nachfrage nach den Horen. Ich weiſe aber alles nach Stuttgart, was ſich an mich wendet. Gebe der Himmel, daß wir gleich im erſten Jahre über die erſten 2000 hinauskommen. Für die Erhaltung des guten Willens will ich dann ſchon ſorgen.

Fürchten Sie nicht, daß ich durch Nebenunternehmungen den Horen Abbruch tun werde. Vom ganzen Jahre iſt alle meine Zeit bis etwa auf ſechs Wochen Ihnen gewidmet. Dieſe ſechs Wochen,

in welchen höchſtens zwei oder drei Gedichte zuſtande kommen, habe ich für den Muſenalmanach beſtimmt. Den Horen entgeht dadurch kaum ein Bogen Arbeit von mir, und wenn ich rechne, daß ich durch dieſe kleine Aufopferung von Zeit eine fortlaufende poetiſche Schrift beleben und unterhalten kann, ſo iſt die Zeit nicht ſchlimm angewendet. Ohnehin wäre es nicht gut, wenn die Horen mehr Beiträge von mir erhielten, als ſie ohnehin bekommen werden, weil nicht bloß die Güte, ſondern auch die Abwechſlung der Aufſätze zur Aufnahme eines Journals dient. Seien Sie alſo keinen Augenblick in Sorgen, daß ich unſern Horen auch nur im geringſten meine Aufmerkſamkeit entziehen werde. Es iſt eine Ehrenſache von mir, die ich vor dem ganzen Publikum eingegangen bin, und ich werde gewiß meine Ehre löſen. Zugleich bin ich ganz und gar nicht gleichgültig gegen die Vorteile, die uns beiden dadurch zufließen ſollen, und es liegt mir ganz ernſtlich daran, einen guten Fiſchzug zu machen. An ſehr guten Mitarbeitern fehlt es uns nicht, wenn ich Goethen und mich hinwegrechne, die wir beide zuſammen gewiß 40 Bogen liefern, und ich verſpreche Ihnen, daß im ganzen Jahre kein Aufſatz erſcheinen ſoll, der mit den weniger guten in dem erſten Stück nicht wenigſtens von gleichem Werte wäre.

Die Rezenſion des erſten Stücks iſt ſchon in der Druckerei und hat den Hofrat Schütz ſelbſt zum Verfaſſer. Nun müſſen Sie aber jeden Monat eine Anzeige des Inhalts in den Hamburger Korreſpondenten, in die Frankfurter Zeitung und in den Reichsanzeiger (den der Rat Becker in Gotha herausgibt) einrücken laſſen. Der letztere, der auch das ganze Avertiſſement hat einrücken laſſen, fodert keine Inſertionsgebühren, ſondern ein Exemplar des Journals, davon ich ihm auch das erſte Stück ſchon zugeſandt habe. In zwei Berliner Zeitungen und in der Bayreuther Zeitung iſt die Anzeige auch ſchon längſt erſchienen. Den Betrag aller dieſer Sachen will ich Ihnen mit Gelegenheit zuſenden. Sorgen Sie nun ja dafür, daß das zweite Stück bald folgt, denn je ſchneller ſich die erſten Lieferungen drängen, deſto ſtärkere Nachfrage entſteht.

Lichtenberg will ich mit nächſter Gelegenheit einladen.

Für Überdruckung der innern Seite des Umſchlags ſtimme ich nicht; wenigſtens wollen wir es vor der Hand noch unterlaſſen, damit Leſer, die auf Nettigkeit ſehen, keinen Anſtoß daran nehmen.

Die Rezenſion der Flora kommt dieſe Woche noch zuſtande. Ich mußte ſie einem andern auftragen, weil meine jetzigen Arbeiten mich ganz abſorbieren, aber ich ſehe ſie durch, ehe ſie abgegeben wird.

Ich danke Ihnen, daß Sie an meine Familie Exemplare haben abgeben laſſen.

Herrn Zahn erſuche ich in der zweiten Epiſtel auf der zweiten Seite unten, wo es heißt:

— — zu füllen, zu leeren

anſtatt leeren ſchöpfen zu ſetzen. In dem Aufſatz über den Geſchlechtsunterſchied werden die beiden Zitate von Blumenbach und Alexander von Humboldt weggelaſſen. Vergeſſen Sie das ja nicht. Leben Sie wohl.

Sch.

An Friedrich von Hoven.

Jena, den 31. Januar 1795.

Du wirſt mit Ungeduld auf Nachrichten von dem Schickſale deines Manuſkripts gewartet haben, aber ich konnte dir nicht eher als jetzt etwas Beſtimmtes darüber ſchreiben. Ich wartete ſchon ſeit vier Wochen auf Antwort von dem Juden in Strelitz, dem ich es angetragen habe, und von dem ein leidlicher Preis zu erwarten war. Aber weil ich die Erſcheinung auf dieſe nächſte Meſſe zur Bedingung machte, ſo vermute ich, daß er die Antwort abſichtlich anſtehen ließ, um den Abdruck für dieſen Termin unmöglich zu machen und ſich das Werk auf eine andere Meſſe zurückzulegen. Weil ich aber vermutete, daß dir eine frühere Erſcheinung lieber ſein würde als einige Karolins mehr, ſo habe ich es an einen

andern Buchhändler um 24 Friedrichsdor verkauft mit der Bedingung, daß es auf Oſtern dieſes Jahres erſcheint, welches nun auch geſchieht. Wenn du überlegſt, daß das ganze Buch, auf den gewöhnlichen Fuß wiſſenſchaftlicher Werke gedruckt, nicht mehr als ſechzehn Bogen ausgemacht haben würde, ſo kannſt du doch 13 Gulden auf den Bogen rechnen. Zugleich erhältſt du zwei Dutzend Freiexemplare, worunter zwölf auf Poſtpapier, und kannſt überhaupt eines recht hübſchen Äußern verſichert ſein. Der Verleger iſt ein Buchdrucker, Göpferdt, der etwas darin ſuchen wird, auch ſeiner Preſſe dadurch Ehre zu machen. Er wird es ſehr weitläufig drucken, um einen höhern Kaufpreis darauf ſetzen zu können. Die Schrift iſt zwar deutſch, aber ſie wird dir ſehr wohl gefallen. Es iſt dieſelbe, ſo wie auch das Format, wie bei der zweiten Auflage des Geiſterſehers, den du deshalb nachſehen kannſt. Was mich aber vorzüglich bewog, das Werk über Hals und Kopf zum Druck zu befördern, das iſt die Äußerung des Rat Hufelands, daß er mehrere deiner Ideen in einer Schrift, die auf Oſtern herauskommt, produzieren werde. Dieſes Zuſammentreffen zweier Schriftſteller in ähnlichen Reſultaten iſt ſehr ſchön, wenn ihre Schriften zu gleicher Zeit erſcheinen; kommt aber einer nur um einige Monate ſpäter, ſo kann er immer in Gefahr ſein, für einen Plagiarius gehalten zu werden. Ich lege dir hier Hufelands Erklärung über deine Schrift bei, die dir Vergnügen machen wird.

Für die Anzeige und Anrühmung des Werks in öffentlichen Blättern will ich und Göpferdt ſchon ſorgen.

Vergiß deine Teilnehmung an der Literariſchen Zeitung nicht. Es würde doch gut ſein, mit dieſem Inſtitut in einiger Verbindung zu bleiben.

Bei mir iſt jetzt viel Unruhe, ſowohl in meiner öffentlichen als häuslichen Exiſtenz. Die Redaktion der Horen iſt am Anfange doch eine ziemlich anſtrengende Beſchäftigung, beſonders wegen der Korreſpondenz und Beurteilung des Eingeſchickten. Indeſſen habe ich die Sache ſchon ziemlich im Gange, und alles verſpricht

den beſten Erfolg. In meiner Familie iſt jetzt auch einige Unruhe, da der kleine Karl inokuliert worden iſt; es geht aber alles vortrefflich, und ob er gleich ziemlich viel Blattern bekommen hat, ſo war das Fieber doch äußerſt mäßig, und trotz einem Augszahns, den er dieſer Tage bekam, blieb er von jedem Zufall verſchont. Die Blattern ſind ſchon im Abdorren, und er hüpft im Zimmer herum wie in geſunden Tagen.

Mit meiner Geſundheit iſt es im ganzen zwar dasſelbe, doch ich bin mit dieſem Winter beſſer zufrieden als mit dem vorigen, weil ich bei Tag weniger von Krämpfen beunruhigt werde und meinen Geſchäften ungehinderter nachgehen kann. Auch meine Frau hat ſich dieſe Monate über ganz leidlich befunden.

Deiner lieben Heinrike ſage von uns beiden die herzlichſten Grüße. Meine Frau wird ihr bald ſelbſt ſchreiben. Empfiehl mich deiner Familie in Stuttgart und unſern gemeinſchaftlichen Freunden beſtens und behalte lieb deinen

Sch.

N. S. Die Beilage bitte an meinen Vater zu beſorgen.

An Johann Heinrich Ramberg.

Jena, den 4. Februar 1795.

Ihr Brief, den ich erſt vor wenigen Tagen erhalten, vielleicht weil er mich noch in Schwaben geſucht hat, hat mir ſehr großes Vergnügen gemacht, und die angenehme Nachricht, die Sie mir darin von Verfertigung einiger Zeichnungen zu Karlos geben, erregt meine höchſte Erwartung. Womöglich will ich Herrn Frauenholz dahin zu bringen ſuchen, mich dieſe Arbeiten ſehen zu laſſen, ehe ſie geſtochen werden. Es iſt mir nicht wenig ſchmeichelhaft, zu denken, daß ich durch irgend eines meiner poetiſchen Produkte Ihrem herrlichen Genius Gelegenheit gebe, ſich zu zeigen, und ich bin zum voraus überzeugt, daß die Phantaſie des Künſtlers es der Phantaſie des Dichters darin zuvorgetan haben wird. Was ich

von Ihren Zeichnungen zu Wieland geſehen habe, welches etwa zwölf Stücke ſein mögen, hat mich entzückt.

Daß ich Ihre Vorſchläge zu einer Vignette (die Allegorie der Schönheit betreffend) noch nicht beantwortet habe, rührt bloß davon her, daß dieſe Schrift, zu der jene Vignette beſtimmt war, vor jetzt noch unterblieben iſt. Kommt ſie zuſtande, ſo werden Sie mir erlauben, mich Ihres gütigen Verſprechens zu erinnern und Sie um eine Zeichnung dafür zu bitten.

Mit der aufrichtigſten Hochſchätzung

der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 5. Februar 1795.

Nur ein paar Worte für heute, um dir zu ſagen, daß dein Aufſatz mir große Freude gemacht hat. Er enthält herrliche Ideen, die ſo fruchtbar als neu ſind und mich doppelt freuen, da ſie dem, was ich über die Kunſt überhaupt bei mir feſtgeſetzt habe, ſo unerwartet begegnen.

Ich bin eben daran, dir einige Ideen mitzuteilen, die dieſer Aufſatz in mir rege machte, und zugleich einige Bedenken, die ich dagegen habe, vorzutragen. Sie betreffen den mittleren Teil des Aufſatzes, der mehrere Dunkelheiten für mich und auch für Humboldt hat und denen vielleicht noch könnte abgeholfen werden. Zeit und Friſt kann ich dir geben, denn zu dem zweiten Stücke wäre es ohnehin zu ſpät und wenn ich ihn erſt in achtzehn Tagen von hier abſende, kann ich ihn noch in das dritte bringen. Nächſten Poſttag erhältſt du ihn mit meinen Bemerkungen.

Er iſt ſehr gut geſchrieben, in einem ſo männlichen, ruhigen und gehaltenen Ton; nur, wie geſagt, fehlt es der Mitte an einiger Klarheit, deren Mangel nicht bloß am Ausdrucke, ſondern auch an Auslaſſung notwendiger Sätze liegen mag. Ich möchte gern,

daß dein erſter Aufſatz in den Horen gleich den Meiſter ankündigte; und dieſer Aufſatz hat alle Erforderniſſe dazu, ſobald du ihn von jenen Dunkelheiten befreien willſt. Es würde gar nichts ſchaden, wenn du hier und da mehr ins Detail gehen und einige Anſchauungen unterlegen könnteſt. Auch deucht mir und Humboldt, daß du über gewiſſe allgemeine Begriffe leichter hinweggehen könnteſt: da doch weder der Ort noch die Gelegenheit erlaubt, ſoviel zur Deduktion derſelben zu ſagen, daß ſie dem weniger kundigen Leſer genug einleuchten — doch davon in meinem Nächſten.

Mit meinem Karl iſt es recht nach Wunſch gegangen. Er bekam ziemlich viel Blattern, aber mit wenig Fieber und ohne alle üble Zufälle; obgleich in der Fieberzeit ein Spitzzahn ſich einſtellte. Ich kam ungern an die Inokulation, beſonders der Zahnperiode wegen; aber Stark ließ mir keine Ruhe, und nun danke ich ihm ſehr dafür. Schon ſeit acht Tagen iſt der Kleine wieder voll Leben und Munterkeit, als wenn nichts begegnet wäre. Auch mit Humboldts Kind iſt alles gut gegangen.

Noch etwas von den Horen. Herder gibt auch einen Beitrag zu dem dritten Stück, und Engel hat ſchon einen geſchickt; im Geſchmack der Aufſätze, die im Philoſophen für die Welt vorkommen. Beide werden nebſt Schlegel und Goethe im dritten Stück dir Geſellſchaft leiſten. Ich bleibe aus dieſem Stücke weg. Inliegender Brief von Herdern kann Schlegeln gezeigt werden; laß ihn aber wieder retourgehen, wenn Schlegel ihn geleſen hat. Cotta iſt mit dem Abſatze der Horen ſehr zufrieden. Seit dem 25. Januar ſchrieb er mir, daß bald 1000 Exemplare beſtellt ſeien. Über das erſte Stück, das jetzt in deinen Händen ſein wird, haſt du mir noch nichts geſchrieben. Alles grüßt herzlich.

Dein

S.

An Heinrich Meyer.

Jena, den 5. Februar 1795.

Für die überschickten Folianten danke ich Ihnen bestens. Noch habe ich über Geschäften nicht dazu kommen können, mich darüber zu machen.

Durch Ihre Beantwortung meiner Anfrage, die Künstlerkritik betreffend, haben Sie mir eine recht angenehme Hoffnung erweckt. Die Anzahl von Meistern, mit denen Sie bekannt sind, ist schon so beträchtlich groß, daß sich etwas darauf unternehmen läßt. Viel Kunst in der Einkleidung erfordert eine solche Arbeit gerade nicht. Es ist genug, bestimmt und kurz zu sein. Auch bin ich zufrieden, wenn nach gemachtem Anfang monatlich nur zwei oder drei gedruckte Blätter geliefert werden. Wollen Sie, bis wir uns mündlich unterreden können, einstweilen nur auf Ihren Vorrat und auf die etwa dabei zu treffende Ordnung denken?

Von der Thalia, die Sie durchblättern wollen, übersende ich Ihnen, was ich gerade bei der Hand habe. Auch lege ich ein Avertissement von einem neuen Journalinstitut bei, welches sich zunächst mit Kunstkritik abgibt, von dem ich mir aber noch nicht sonderlich viel versprechen kann. Sehen Sie doch, ob Sie unter Ihrer Bekanntschaft keinen Liebhaber dazu finden. Wir müssen dieses Journal wohl lesen, damit wir wissen, was andere über einen Artikel sagen, von dem wir auch handeln wollen. Fragen Sie doch den Herrn Geheimen Rat, welche Journale er auf seinen Anteil nehmen will, daß ich mich in Verteilung der übrigen darnach richte. Ich will dann dafür sorgen, daß keines uns unbekannt bleibe.

Mit dem Siegel der Horen mag es ganz so gehalten werden, wie Sie schreiben.

Herr Koadjutor von Dalberg schreibt mir, daß er uns bald einen Aufsatz über Kunstschulen zu den Horen einsenden werde. Das ist etwas, was Sie angeht.

Jetzt weiß ich endlich, was die Kunst ist. „Die Kunst ist diejenige mechanische Handgeschicklichkeit, durch welche vermittelst gewisser Werkzeuge ein natürlicher Körper zur Ware gemacht wird.“ Ich bitte Sie, sich dieses gesagt sein zu lassen und sich ja künftig immer zu erinnern, daß Sie einen natürlichen Körper zur Ware machen, wenn Sie einen Genius von Carrache oder dergleichen ausführen. Machen Sie ja den Herrn Geheimen Rat mit diesem Funde bekannt. Wo ich ihn aufgetrieben habe, sollen Sie einmal hören.

Ich wünschte, daß bei Ihnen in Weimar die Geschäfte besser gehen mögen als bei mir. Seit acht Tagen und länger fehlte es mir sowohl an Lust und Laune als an Gesundheit zu meinen Geschäften, und was das Schlimmste ist, so habe ich mich so gewöhnt, daß ich, wenn ich nicht ganz bei meiner Arbeit bin, gar nicht dabei sein kann.

Leben Sie recht wohl und empfehlen mich dem Herrn Geheimen Rat aufs beste.

Von Herzen der Ihrige. Sch.

N. S. Das achte Heft der Thalia, worin der Abschied steht, teilen Sie dem Herrn Geheimen Rat mit.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 13. Februar 1795.

Die Nachrichten, die Sie mir in den letzten Briefen von dem Absatz der Horen gegeben, sind sehr ermunternd für uns, und wenn es noch einige Zeit so fortgeht, wie es angefangen, so werden wir bald im Hafen sein. Ich wünschte aber jetzt zu wissen, wie Sie es mit den Postämtern und Buchhandlungen in Ansehung des Rabatts halten, ob der Käufer einen Teil der Transportkosten trägt, ob die Buchhandlungen auch die gewöhnlichen 33 1/4 Prozent erhalten. Sein Sie so gut, mich bei Gelegenheit davon zu benachrichtigen.

Ich lege Ihnen hier einige Scheine bei über fünf Exemplare der Horen, die ich von denen, so Sie mir auf meine Rechnung gesendet, bei den hier genannten Buchhandlungen untergebracht habe. Künftig senden Sie also diese fünf Stücke unmittelbar an besagte Buchhandlungen und streichen fünf Karolin von meiner Rechnung aus. Auch wird es nicht unbillig sein, daß Sie noch zwei Exemplarien, davon ich eins an den Herzog von Weimar, der unser Protektor ist, und das andere an Herdern, der sich der Beurteilung der Manuskripte mit unterziehen will, abgegeben, mir gut halten. Ich hätte demnach von den dreizehn Exemplarien, die Sie mir angeschrieben, nur sechs zu bezahlen, indem fünf von besagten Buchhandlungen übernommen worden, und zwei zum Vorteil des Ganzen verwendet und deswegen frei sind. Auch ist es billig, daß dem Herrn Oberbergmeister v. Humboldt in Bayreuth, der uns vierzehn Subskribenten in dortiger Gegend verschafft hat, die schon bei Ihnen gemeldet sein werden, ein Freiexemplar bestimmt werde. Ich habe, um diese Sache auf immer zu berichtigen, auf einem besonderen Blatt aufgeschrieben, wieviel Exemplarien künftig regelmäßig an mich geschickt werden. Außer diesen regelmäßigen Lieferungen erhält jeder Mitarbeiter, wenn er nicht schon im Ausschuß ist, ein Exemplar desjenigen einzelnen Stücks, worin etwas von ihm erscheint. In den zwei ersten Stücken ist bloß ein einziger, nämlich der Verfasser der Ideen zu einer Geschichte der Kunst, für den Sie mir also ein Exemplar des zweiten Stücks beilegen. Künftig werde ich Ihnen jedesmal schreiben, wann und wieviel solcher einzelnen Stücke zu senden sind.

Auf Rechnung des Herrn Legationsrats v. Humboldt senden Sie noch ein einzelnes Exemplar des zweiten Stücks mit den übrigen.

Überhaupt wird es gut sein, wenn Sie für jeden Mitarbeiter der Horen ein eigenes Buch halten, worin Sie anmerken, was man einander gegenseitig zu bezahlen hat, weil solche Abrechnungen noch öfter vorkommen könnten. So hat eben dieser Herr v. Hum-

boldt 7 Reichstaler für Einrückung des Avertiſſement in zwei Berliner Zeitungen ausgelegt, welche Sie ihm gut halten werden.

Hier lege ich Ihnen auch einen Brief bei, aus dem Sie erſehen werden, daß dem Verfaſſer desſelben unverzüglich geantwortet werden muß. Befriedigen Sie ihn über ſeine Anfragen, ſenden Sie ihm ſogleich die verlangten Anzeigen und die Stücke gleich mit. Sie werden nicht übel tun, wenn Sie ihm einige Freiexemplarien bewilligen, denn er kann uns in dortigen Gegenden ſehr nützlich werden. Was das Bedenken wegen eines Verbots der Horen im Öſterreichiſchen betrifft, ſo können Sie es dadurch vollkommen heben, daß Sie nicht die ganzen Jahrgänge, ſondern die einzelnen Stücke bezahlen laſſen. Den Brief von Herrn v. Herbert ſenden Sie mir, wenn er beantwortet iſt, zurück.

Schütz hat die Rezenſion der Flora ſchon ſeit neun Tagen in Händen. Für die Europäiſchen Annalen danke ich ſchön. Ich werde ſie Schützen empfehlen.

Leben Sie recht wohl und fahren Sie mit vollen Segeln. Ihr

Sch.

An Ferdinand Huber.

Jena, den 19. Februar 1795.

Der Inhalt und noch mehr der Ton deines Briefs haben mir ſehr viel Vergnügen gemacht. Aus beiden erſah ich, daß du mit deiner jetzigen Lage nicht ganz unzufrieden ſein kannſt, daß du tätig biſt, und daß du dich deiner Freunde mit Intereſſe erinnerſt.

Freilich tuſt du recht, eine Veränderung deines Aufenthalts ſolange aufzuſchieben, bis ſich beſtimmen läßt, an welchem Ort in oder außer Deutſchland du dich mit Vorteil niederlaſſen kannſt. Dies muß nun durch den Gang der politiſchen Begebenheiten entſchieden werden, und ſo ſind wir denn alle miteinander, wie viel oder wenig Anteil wir auch ſonſt daran nehmen mögen, an dieſes Rad gebunden, das der blinde Zufall herumtreibt.

Da ich dich ganz in deine politische Schriftstellerei versunken glaubte, so wunderte ich mich nicht wenig über deine Exkursion in das spekulative Gebiet. Ich würde dir aufrichtig dazu Glück wünschen, wenn du mich zugleich versichern könntest, daß du Zeit genug übrig habest, diese Materie abzuwarten. Die Kantische Philosophie ist aus Einem Stück und läßt sich, eben ihrer großen Konsequenz wegen, weniger als jede andere fragmentarisch studieren. Zwar würde es nicht unmöglich sein, einzelne Entwicklungen Kants auch ohne Beziehung auf das Ganze zu fassen und sich dafür zu interessieren, aber mit dieser Beziehung auf das übrige Ganze würden sie doch immer ihren größten Wert und ihre tüchtigste Stütze entbehren. Sie könnten höchstens dazu taugen, aufmerksam auf seine Philosophie zu machen und hie und da durch den Schein von Paradoxie eine heilsame Erschütterung der alten Meinungen zu erregen. Ich würde dir also nie ernstlich raten können, dich darauf einzulassen, wenn du mir nicht zugleich sagen kannst, daß du einige Jahre an dieses Studium wenden wolltest, woran ich zweifle. Wolltest und könntest du es aber, so weiß ich dir keinen bessern Führer als Kant selbst; Reinhold und alle übrige würden dich ehr irre machen. Es käme bloß darauf an, die Ordnung zu bestimmen, in der seine Schriften gelesen werden müßten, und auch da würde ich raten, sogleich mit der Kritik der reinen Vernunft anzufangen, mit welcher eine kleine Schrift von ihm: Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik verbunden werden könnte.

Auch würdest du dich nicht ohne Nutzen eines erläuternden Auszugs aus Kants Schriften von M. Beck bedienen, der vor einiger Zeit in zwei Teilen zu Leipzig herausgekommen ist. In dieser letztern Schrift sind die Hauptideen der Kritik genauer aneinander gereiht, und der Faden, an welchem die Spekulation fortgeht, ist sichtbarer als in Kants Werke, an welchem der Überfluß des Genies manchmal den Leser überladet.

Übrigens glaube ich mit dir, daß die Kantische Philosophie in Frankreich jetzt eine gute Aufnahme finden müßte, und ich würde

mich gar nicht darüber verwundern, wenn ſie ſogar mit Enthuſiasmus aufgenommen würde. Denn ſo himmelweit die Grundſätze dieſer Philoſophie von denen verſchieden ſind, nach denen bisher in Frankreich verfahren worden, ſo muß doch nach dem natürlichen Lauf der Dinge der rigide, kühne und oft harte Geiſt dieſer Philoſophie einem Volke zuſagen, das in ſo kurzer Zeit hintereinander die zwei entgegengeſetzten Arten der Willkür und alle Drangſale derſelben kennen gelernt hat und durch eine vollſtändig erſchöpfte Erfahrung alles empiriſchen Ungemachs zu den reinen Ideen der Vernunft hat reif werden müſſen.

Durch einige Regionen der Kantiſchen Philoſophie kann vielleicht ich dein Führer ſein, wenigſtens habe ich mich bemüht, einige Ideen derſelben nach meiner Art auszuführen. Du findeſt Proben davon in einem Aufſatz von mir über Anmut und Würde, der in der neuen Thalia (2. Stück des Jahrgangs 1793) ſteht, und in einem andern Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in den Horen, die bei Cotta herauskommen. Die Einwürfe, die ich in dem erſten Aufſatz gegen die Kantiſche Moral vorbringe, hat Kant ſelbſt in der zweiten Auflage ſeiner philoſophiſchen Religionslehre zu widerlegen verſucht, mich aber nicht befriedigt. Dieſe philoſophiſche Religionslehre iſt von ſeinen neuen Schriften am leichteſten zu verſtehen und ſteht mit ſeiner theoretiſchen Philoſophie in einem weniger ſtrengen Zuſammenhang. Es käme darauf an, ob dieſe Schrift ſich nicht zu einer Überſetzung qualifizierte, da ſie offenbar am wenigſten von ſeinem Syſtem vorausſetzt.

Was man dir von einer Sammlung meiner Gedichte geſagt hat, iſt falſch. Ich habe noch nicht darauf denken können, eine ſolche Sammlung zu veranſtalten; aber in dieſem Jahr wird ein Muſenalmanach von mir heraus kommen, in welchem auch einige Poetereien von mir ſtehen werden. Die ſpekulative Philoſophie hat mich ſchon drittehalb Jahre beinahe ausſchließend beſchäftigt, und zu poetiſchen Arbeiten verläßt mich der Mut in demſelben Maße, als meine Forderung ſtrenger und meine Ideen beſtimmter werden.

Deine Anfrage wegen Körners kann ich nur im allgemeinen beantworten, weil ich von Dorchens Verhältniſſen nichts Genaues weiß. Er iſt mit ſeiner Lage noch ganz wohl zufrieden und in ſeinem Hausweſen nach ſeiner Art glücklich. Ich bewundere die Energie ſeines Geiſtes, die unter ſo elenden Verhältniſſen und Bekanntſchaften nicht ganz erſtickt werden konnte, ob ſie gleich aus Mangel äußerer Nahrung nicht hinreicht, Früchte zu treiben. Er iſt alles, was man unter ſeinen Umſtänden ſein kann, und ich tadle nichts an ihm, als daß er die Umſtände nicht verändert. Sonſt iſt in ſeinem Hauſe alles, wie es vor mehreren Jahren war, und an ſeinen Kindern erlebt er viele Freude.

Auch mir macht der Blick auf meine kleine Familie wohl. Mein Karl hat erſt vor vierzehn Tagen die Blattern, die ich ihm inokulieren ließ, glücklich überſtanden und macht mir mit jedem Tage, worin ſich etwas an ihm entwickelt, neue Freude. Mit meiner Geſundheit iſt es wie immer: ſie feſſelt mich an das Zimmer, aber noch hat ſie mein Gemüt ziemlich freigelaſſen.

Meine Frau dankt dir für dein Andenken. Lebe wohl

Dein

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 19. Februar 1795.

Das elende Wetter hat wieder allen meinen Mut mit fortgenommen, und meine Türſchwelle iſt wieder die alte Grenze meiner Wünſche und meiner Wanderſchaft. Wie gern will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, ſobald ich meiner Geſundheit ein wenig trauen kann, ſollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden ſehen. Mich verlangt herzlich darnach, und meine Frau, die ſich ſehr auf dieſen Beſuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe laſſen, ihn auszuführen.

Ich gab Ihnen neulich treu den Eindruck zurück, den Wilhelm

Meiſter auf mich machte, und es iſt alſo, wie billig, Ihr eigenes Feuer, an dem Sie ſich wärmen. Körner ſchrieb mir vor einigen Tagen mit unendlicher Zufriedenheit davon, und auf ſein Urteil iſt zu bauen. Nie habe ich einen Kunſtrichter gefunden, der ſich durch die Nebenwerke an einem poetiſchen Produkt ſo wenig von dem Hauptwerke abziehen ließe. Er findet in Wilhelm Meiſter alle Kraft aus Werthers Leiden, nur gebändigt durch einen männlichen Geiſt und zu der ruhigen Anmut eines vollendeten Kunſtwerks geläutert.

Was Sie von der kleinen Schrift Kants ſchreiben, erinnere ich mich bei Leſung derſelben auch empfunden zu haben. Die Ausführung iſt bloß anthropologiſch, und über die letzten Gründe des Schönen lernt man darin nichts. Aber als Phyſik und Naturgeſchichte des Erhabenen und Schönen enthält es manchen fruchtbaren Stoff. Für die ernſthafte Materie ſchien mir der Stil etwas zu ſpielend und blumenreich; ein ſonderbarer Fehler an einem Kant, der aber wieder ſehr begreiflich iſt.

Herder hat uns mit einem gar glücklich gewählten und ausgeführten Aufſatz beſchenkt, worin der ſo gangbare Begriff vom eigenen Schickſal beleuchtet wird. Materien dieſer Art ſind für unſern Gebrauch vorzüglich paſſend, weil ſie etwas Myſtiſches an ſich haben und durch die Behandlung doch an irgend eine allgemeine Wahrheit angeknüpft werden.

Weil doch eben vom Schickſal die Rede iſt, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich dieſer Tage auch über mein Schickſal etwas entſchieden habe. Meine Landsleute haben mir die Ehre angetan, mich nach Tübingen zu vozieren, wo man ſich jetzt ſehr mit Reformen zu beſchäftigen ſcheint. Aber da ich doch einmal zum akademiſchen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, ſo will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin und womöglich leben und ſterben will, als irgend anderswo müßig gehen. Ich hab es alſo ausgeſchlagen, und mache mir daraus kein Verdienſt; denn meine Neigung entſchied ſchon allein die ganze Sache, ſo daß ich gar

nicht nötig hatte, mich der Verbindlichkeiten zu erinnern, die ich unſerm guten Herzog ſchuldig bin, und die ich ihm am liebſten vor allen andern ſchuldig ſein mag. Für meine Exiſtenz glaube ich nichts beſorgen zu dürfen, ſolange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und ſo laſſe ich den Himmel walten, der mich noch nie verlaſſen hat.

Herr von Humboldt aus Bayreuth iſt noch nicht hier und hat über ſeine Ankunft auch noch nichts Beſtimmtes geſchrieben.

Hier folgen auch die Weißhuhniſchen Blätter, von denen ich Ihnen neulich ſagte. Ich bitte mir ſie bald zurück.

Herzlich empfehlen wir uns alle Ihrem Andenken.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, 20. Februar 1795.

Ich ſende Ihnen hier den Anfang des Manuſkripts zum dritten Stücke und bitte Sie, den Setzer ſogleich Hand anlegen zu laſſen, daß wir vorwärts rücken können. Es ſollte mir ſehr leid ſein, wenn das zweite Stück nicht die verlangten acht Bogen enthielte; denn es ſind mir ſchon mehrere Beſchwerungen über die Kürze des erſten Stücks zu Ohren gekommen. Ebenſo leid wäre mirs, den fünften Aufſatz abgebrochen zu ſehen, da er ſich nicht recht zum Zerſtückeln qualifiziert. Hätten Sie lieber zwei Setzer eintreten laſſen, um dieſem Übelſtand auszuweichen; denn am Anfang des Journals dürfen wir uns durchaus kein Torts gegen das Publikum geben, wenn der gute Wille nicht dadurch eingebüßt werden ſoll.

Meinen letzten Brief, worin ich Ihnen ein Schreiben von Baron Herbert aus Klagenfurt beigelegt, werden Sie jetzt haben. Ich bitte, dieſen Auftrag recht bald zu beſorgen. Ich lege hier noch einen Brief bei, mit der Bitte, dem Verfaſſer desſelben, wie er wünſcht, jedes Monatſtück unter der angeführten Adreſſe mit

der Briefpoſt zuzuſenden. Das erſte Stück, welches ich noch vorrätig hatte, habe ich ihm von den ſechs Exemplaren, die Sie mir zum Verſchenken überlaſſen, abgegeben. Das pränumerierte Geld, welches er an mich ſchickte, gehört Ihnen und kann mir in Rechnung gebracht werden.

Geben Sie mir doch gelegenheitlich Nachricht, ob und in welchem Namen die Horen nach Dänemark ſind verſchrieben worden.

Wie ſteht es überhaupt mit den Beſtellungen? Sie können denken, daß ich auf den erſten Brief von Ihnen, der mir ſagt, daß Sie die Unternehmung für geborgen halten, ſehr begierig bin. Was mich betrifft, ſo hänge ich mit ganzem Intereſſe an derſelben und widme ihr meinen ernſtlichſten Eifer.

Seien Sie daher eher froh als unzufrieden, daß mein Etabliſſement in Tübingen nicht zuſtande kommen kann; denn die Horen wären das Opfer davon geworden, wenn ich ja die mir gemachten Bedingungen hätte annehmen können. Nur die völligſte Freiheit von Geſchäften macht mich zu dieſer Unternehmung geſchickt.

Übrigens leugne ich nicht, daß es mir ſauer geworden iſt, durch Ablehnung des mir geſchehenen Antrags zum zweitenmal auf mein Vaterland Verzicht zu tun. Aber was man von mir foderte, ging über meine Kräfte, und das, was ich zu leiſten vermögend wäre, braucht man für den Poſten nicht, den man mir anbot. Eine Profeſſur in der Philoſophie auf meine eigene Art und Weiſe würde ich mit Vergnügen angenommen haben, um in meinem Vaterland zu leben.

Sagen Sie Abels meine herzlichſten Grüße und empfehlen Sie mich Ihrem Freunde Zahn, dem ich auf ſeinen verbindlichen Brief nächſtens antworten werde.

Ihr ganz ergebener

Schiller.

N. S. Wenn der fünfte Aufſatz des zweiten Stücks gar nicht oder nur zum Teil in das zweite Stück eingerückt worden iſt, ſo machen Sie ihn zum dritten Aufſatz in dem folgenden.

Inliegenden Brief an Hubern bitte ich bald zu beſorgen. Ich wußte keine beſtimmte Adreſſe.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 22. Februar 1795.

Ihrem Verlangen gemäß folgt hier das vierte Buch des Wilhelm Meiſter. Wo ich einigen Anſtoß fand, habe ich einen Strich am Rande gemacht, deſſen Bedeutung Sie bald finden werden. Wo Sie ſie nicht finden, da wird auch nichts verloren ſein.

Eine etwas wichtigere Bemerkung muß ich bei Gelegenheit des Geldgeſchenkes machen, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Mir deucht — und ſo ſchien es auch Humboldten — daß nach dem zarten Verhältniſſe zwiſchen ihm und der Gräfin dieſe ihm ein ſolches Geſchenk und durch eine fremde Hand nicht anbieten und er nicht annehmen dürfe. Ich ſuchte im Kontext nach etwas, was ihre und ſeine Delikateſſe retten könnte, und glaube, daß dieſe dadurch geſchont werden würde, wenn ihm dieſes Geſchenk als Rembourſement für gehabte Unkoſten gegeben und unter dieſem Titel von ihm angenommen würde. Entſcheiden Sie nun ſelbſt. So wie es daſteht, ſtutzt der Leſer und wird verlegen, wie er das Zartgefühl des Helden retten ſoll.

Übrigens habe ich beim zweiten Durchleſen wieder neues Vergnügen über die unendliche Wahrheit der Schilderungen und über die treffliche Entwicklung des Hamlet empfunden. Was die letztere betrifft, ſo wünſchte ich, bloß in Rückſicht auf die Verkettung des Ganzen und der Mannigfaltigkeit wegen, die ſonſt in einem ſo hohen Grade behauptet worden iſt, daß dieſe Materie nicht ſo unmittelbar hintereinander vorgetragen, ſondern, wenn es anginge, durch

einige bedeutende Zwiſchenumſtände hätte unterbrochen werden können. Bei der erſten Zuſammenkunft mit Serlo kommt ſie zu ſchnell wieder aufs Tapet und nachher im Zimmer Aureliens gleich wieder. Indes ſind dies Kleinigkeiten, die dem Leſer gar nicht auffallen würden, wenn Sie ihm nicht ſelbſt durch alles Vorhergehende die Erwartung der höchſten Varietät beigebracht hätten.

Körner, der mir geſtern ſchrieb, hat mir ausdrücklich anbefohlen, Ihnen für das hohe Vergnügen zu danken, das ihm Wilhelm Meiſter verſchafft. Er hat ſich nicht verſagen können, etwas daraus in Muſik zu ſetzen, welches er Ihnen durch mich vorlegt. Eins iſt auf die Mandoline und das andre auf das Klavier. Die erſtere findet ſich wohl irgendwo in Weimar.

Noch muß ich Sie ernſtlich bitten, ſich unſers dritten Stücks der Horen zu erinnern. Cotta bittet mich dringend, ihm die Manuſkripte früher zu ſchicken, und meint, daß der zehnte des Monats der ſpäteſte Termin ſein müſſe, an welchem er das Manuſkript beiſammen haben müſſe. Es müſſe alſo am dritten von hier abgehen können. Glauben Sie wohl, um dieſe Zeit mit dem Prokurator fertig zu ſein? Meine Mahnung darf Sie aber keineswegs beläſtigen, denn Sie haben völlig freie Wahl, ihn entweder für das dritte oder vierte Stück zu beſtimmen, weil doch eines von dieſen beiden Stücken von Ihnen übergangen werden ſoll.

Herzlich empfehlen wir uns Ihnen alle, und Meyern bitte ich von meiner Seite beſtens zu grüßen.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 23. Februar 1795.

Vor dem Grab in der Pfütze laß dir nicht bange ſein, dein Werk liegt wohlbehalten bei mir im Hafen; und hätte ich mich an die Gefahren erinnert, denen Pakete an dich dieſer Tage aus-

geſetzt waren, ſo würde ich dich durch ein paar Zeilen darüber beruhigt haben. Ich fand bisher keinen freien Augenblick, dir meine Ideen darüber mitzuteilen, weil ich gerade bei einer ſchwierigen Materie in meinen Briefen geweſen, von der ich mich nicht gern trennen wollte, bis ſie überwunden wäre. Da der Aufſatz doch unmöglich mehr in das dritte Stück hätte kommen können und zu dem vierten noch Zeit iſt, ſo ließ ich ihn um ſo eher ein paar Tage warten. Gegenwärtig iſt er in Herders Händen, und ſobald ich ihn zurück habe, erhältſt du ihn mit meinen Anmerkungen.

Deine Muſik habe ich geſtern an Goethe abgeſchickt, nebſt deinem Auftrag. Wir haben kein brauchbares Klavier und auch keine geſchickte Hand im Hauſe, ſonſt würde ich ſie ſchon haben ſpielen hören. Meine Frau, die eine Mandoline hat, ſoll ſie ſpielen lernen.

Laß uns ja darauf denken, wie wir dieſen Sommer in pleno zuſammen kommen wollen. Ich für mein Teil bin nirgends zu brauchen als in meinem eigenen Hauſe; daher hoffe ich, daß ihr euch entſchließen werdet, bis hieher zu kommen. Wir können euch, Humboldt und ich, ganz gut logieren; denn ich logiere von Oſtern an bei Grießbachs, in einem der beſten Häuſer der Stadt, und auch Humboldt kann, wenn es bei uns für euch alle zu enge wäre, etwas abgeben. Du hätteſt hier auch noch Fichten, Goethen und Meyer. Die Frauen wollten wir wenigſtens durch die ſchöne Gegenden ſchadlos zu halten ſuchen, wenn ſie ſich bei unſeren gelehrten Geſprächen ennuyierten. Wir brächten in Weimar einige Tage bei Goethe und Herder vergnügt hin. Der erſte hat allerlei Intereſſantes zu zeigen, und Ihr würdet ihn ſehr tätig finden, euch etwas Angenehmes zu erweiſen. Kurz, überlegt es miteinander ernſtlich.

Die neuen Horen werden nächſten Montag gewiß an dich geſchickt werden können.

Zu dem dritten Stücke hat Herder einen Aufſatz geſchickt, der

in seiner Manier gar nicht ohne Interesse ist. Er handelt vom eigenen Schicksal. Du kannst dir wohl einbilden, daß von den unbestimmten Begriffen der Menschen über Glück und Unglück, Fatum und dergleichen darin die Rede ist.

Bitte doch Schlegeln, daß er mir die noch fehlenden Blätter zum Dante, wovon du einmal schriebst, bald schicken möchte. Seinem Bruder werde ich bald selbst schreiben und ihn bitten, uns noch viele Beiträge zu schicken.

Daß Funk meine Indiskretion nicht übel genommen, ist mir sehr lieb gewesen zu hören. Es ist mir doch um der Horen willen leid, daß er nicht, wie es hieß, zurückkommt.

Huber hat mir kürzlich geschrieben und sich sehr angelegentlich nach euch erkundigt. Er scheint ziemlich zufrieden mit seinem häuslichen Los. Vor einiger Zeit fragte er bei mir an, ob er sich nicht in Jena niederlassen könne, weil es in der Schweiz für ihn zu teuer leben sei. Er hat sich aber diesen Einfall wieder ausreden lassen und bleibt jetzt vor der Hand noch in Neufchatel. Er möchte gern Kant studieren, um — ihn in Frankreich bekannt zu machen. Einen Aufsatz von demselben über Theorie und Praxis (in der Berliner Monatsschrift) hat er, wie er schreibt, wirklich übersetzt. Lebe wohl. Herzliche Grüße von uns allen an dich und die Frauen. Dein S.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 27. Februar 1795.

Wenn die freundlichen Tage, die wir hier haben, auch von Ihnen genossen werden, so wünsche ich dem vierten Buch von Wilhelm Meister dazu Glück. Mich hat diese Ankündigung des Frühlings recht erquickt und über mein Geschäft, das dessen sehr bedurfte, ein neues Leben ausgegossen. Wie sind wir doch mit aller unsrer geprahlten Selbständigkeit an die Kräfte der Natur angebunden, und was ist unser Wille, wenn die Natur versagt!

Worüber ich ſchon fünf Wochen fruchtlos brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöſt; freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit dieſe Entwicklung vorbereitet haben, aber die Entwicklung ſelbſt brachte mir doch die erwärmende Sonne mit.

Ich bemächtige mich meines Stoffes immer mehr und entdecke mit jedem Schritt, den ich vorwärts tue, wie feſt und ſicher der Grund iſt, auf welchem ich baute. Einen Einwurf, der das Ganze umſtürzen könnte, habe ich von nun an nicht mehr zu fürchten, und gegen einzelne Irrtümer in der Anwendung wird die ſtrenge Verbindung des Ganzen ſelbſt mich ſicher ſtellen, wie den Mathematiker die Rechnung ſelbſt vor jedem Rechnungsfehler warnt.

Mit unſerm Tranſzendentalphiloſophen, der die akademiſche Freiheit ſo wenig zu ſchätzen weiß, habe ich — da er ſelbſt nicht ſichtbar iſt — durch Niethammers Mediation es dahin geleitet, daß er ſich mit dem zeitigen Prorektor friedlich ſetzen will und alſo wahrſcheinlich auch wird in Frieden gelaſſen werden. Ich habe keine Urſache zu glauben, daß er Fakta verdreht hat; wenn er aber die Wahrheit ſagt, ſo hat ſich Herr Profeſſor Schmidt das Prädikat, das er ihm gegeben, ſelbſt zuzuſchreiben; denn, wie Weißhuhn verſichert, ſo hat ihm derſelbe mit ausdrücklichen Worten verſichert, daß er bis auf Oſtern in Ruhe gelaſſen und ihm keine Erklärung, ſeines Hierbleibens wegen, abgefodert werden ſolle; nachher aber hat er ſein gegebenes Wort abgeleugnet und dergleichen. Da Weißhuhn meinte, daß ein ſolches Betragen nicht von dem Prorektor Schmidt, ſondern von dem Profeſſor Schmidt herrühren könne, ſo hat er, bei allem Reſpekt gegen den erſten, den andern impertinent gefunden.

Die neuen Horen ſind fertig, und ein Exemplar davon iſt mir ſchon mit der Briefpoſt zugeſchickt worden. Morgen erwarte ich das Paket. Wir haben in dem zweiten Heft die Schuld völlig getilgt, die wir in dem erſten machten, denn es enthält anſtatt ſieben Bogen achtundeinviertel Bogen.

Ihrem Verſprechen gemäß können wir mit jedem Tag einen Beſuch von Ihnen erwarten, worauf ich mich herzlich freue. Alles iſt wohl und empfiehlt ſich Ihnen aufs beſte.

Schiller.

NS. Die Synonymen haben Sie letzthin beizulegen vergeſſen.

An Immanuel Kant.

Jena, den 1. März 1795.

Verehrteſter Herr Profeſſor,

Ich habe Ihnen im vorigen Sommer den Plan zu einer Zeitſchrift vorgelegt, mit der Bitte, irgend einigen Anteil an derſelben zu nehmen. Die Unternehmung iſt zur Ausführung gekommen, und ich lege Ihnen hier die zwei erſten Monatſtücke vor, herzlich wünſchend, daß dieſe erſten Proben Sie geneigt machen möchten, den vereinigten Wunſch unſerer Sozietät zu erfüllen und unſere Schrift mit einem kleinen Beitrage zu beſchenken.

Beſonders wünſchte ich, daß Sie die darin vorkommenden Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, als zu deren Verfaſſer ich mich gegen Sie bekenne, Ihrer Prüfung wert finden möchten. Es ſind dies die Früchte, die das Studium Ihrer Schriften bei mir getragen, und wie ſehr würde es mir zur Aufmunterung gereichen, wenn ich hoffen könnte, daß Sie den Geiſt Ihrer Philoſophie in dieſer Anwendung derſelben nicht vermiſſen.

Mit unbegrenzter Hochachtung verharre ich

Ihr

aufrichtigſter Verehrer

Fr. Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 1. März 1795.

Hier überſende ich Ihnen einſtweilen vier Exemplarien der Horen, wovon ich eins an den Herzog zu überreichen bitte. Die übrigen werden nachfolgen.

Die Jacobiſche Kritik hat mich nicht im geringſten gewundert; denn ein Individuum wie er muß ebenſo notwendig durch die ſchonungsloſe Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. Jacobi iſt einer von denen, die in den Darſtellungen des Dichters nur ihre Ideen ſuchen und das, was ſein ſoll, höher halten als das, was iſt; der Grund des Streits liegt alſo hier ſchon in den erſten Prinzipien, und es iſt völlig unmöglich, daß man einander verſteht.

Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetiſchen Darſtellungen irgend etwas näher anliegt als die innre Notwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unſittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objekts fließt und daß die Art, wie Sie dasſelbe behandeln, nur von Ihrem Subjekt ſich herſchreibt, ſo würden Sie allerdings dafür verantwortlich ſein, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moraliſchen, ſondern weil Sie vor dem äſthetiſchen Forum fehlten. Aber ich möchte ſehen, wie er das zeigen wollte.

Ein Beſuch ſtört mich, und ich will das Paket nicht aufhalten.

Weißhuhn war eben bei mir. Er will ſich morgen inſkribieren laſſen. Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 2. März 1795.

Hier die Fortſetzung des Manuſkripts zum dritten Stück. Mehr iſt heute noch nicht abgeſchrieben; es folgt aber mit der

nächſten Briefpoſt. Senden Sie mir etwa fünfzehn Tage vor Endigung des Drucks von dieſem Stücke die fertigen Aushängebogen, damit die etwa eingeſchlichenen Druckfehler bemerkt und zugleich mit den andern aus den vorigen Stücken bei dem erſten Bande können angezeigt werden. Es ſind deren in dem zweiten Stücke mehrere und nicht unwichtige vorgekommen, daher ich Sie bitte, den Korrektor, mit dem ich ſonſt recht wohl zufrieden bin, ja immer wachſam zu erhalten.

Recht ſehr danke ich Ihnen, daß Sie das zweite Stück noch komplett und noch zu rechter Zeit herausgebracht haben. Es iſt eine unverzeihliche Nachläſſigkeit von mir, daß ich Ihnen zu dieſem Stücke und ſelbſt noch zu dem dritten das Manuſkript nicht früher geſandt habe. Künftig ſoll dieſer Fehler nicht mehr vorfallen, und ich verſpreche Ihnen, in acht Tagen Manuſkript zu dem vierten Stücke zu ſenden.

Von dem erſten Stücke habe ich kein Exemplar mehr vorrätig. Der Cunoiſchen Handlung habe ich unterdeſſen noch eins abgeben müſſen, eins nach Würzburg geſandt, welches Sie fortſetzen werden, und die übrigen ſind an Mitarbeiter verſendet; die letztern werden nicht fortgeſetzt. Bei den drei Buchhandlungen hier werde ich anfragen laſſen, was ſie vorrätig haben, und an Böhme ſenden. Ich wundere mich, daß Sie nur 1500 Exemplare haben abdrucken laſſen.

An den Herrn in Wien will ich ſchreiben und den Brief Ihnen zum Einſchluß ſenden mit der nächſten Poſt.

Ich habe nichts dagegen, wenn Sie die zweite Auflage des erſten Stücks anzeigen wollen. Nur muß es ſo geſchehen, daß es keiner Prahlerei gleich ſieht, und der Leſer muß wiſſen, warum ſolches angezeigt wird.

Über die Urteile des Publikums in betreff der Horen wundre ich mich gar nicht, aber wenn die Horen gut bleiben und es noch mehr werden ſollen, ſo dürfen wir nach ſolchen einzelnen Stimmen gar nicht fragen, ſondern müſſen unſern Weg mit feſten Schritten

fortwandeln. Dann wollen wir ſehen, ob das Publikum uns oder wir das Publikum zwingen. Das Denken iſt freilich eine harte Arbeit für manchen, aber wir müſſen es dahin bringen, daß, wer auch nicht denken kann, ſich doch ſchämt, es zu geſtehen, und unſer Lobredner wider Willen wird, um zu ſcheinen, was er nicht iſt.

Die Ideen zu einer Geſchichte der Kunſt ſind von einem trefflichen denkenden Künſtler, der mit Goethen lebt, von Herrn Profeſſor Meyer in Weimar.

Der Aufſatz: Das eigene Schickſal iſt von Herdern, die Hölle von Dante von Schlegeln in Amſterdam, die Entzückung des las Caſas von Engel, dem Verfaſſer des Philoſophen für die Welt. Die zwei andern ſind von einem ſehr guten Meiſter.

Mit dem bisherigen Gang der Horen bin ich recht wohl zufrieden. Die Meſſe wird nun entſcheiden. Hoffentlich berühren Sie auf Ihrer Reiſe Jena, und da wollen wir recht darüber plaudern. Leben Sie recht wohl. Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 2. März 1795.

Noch immer konnte ich nicht dazu kommen, dir deinen Aufſatz zu ſchicken. Dieſe Woche plagte mich das Zahnweh, das mich untätig machte.

Hier das zweite Stück. Schreib mir doch, ob ich dir bei der erſten Sendung ein oder zwei Exemplare geſandt habe. Dir gehören zwei, und mit dem zweiten Transport, den ich erhalte, werde ich dir das andere ſchicken. Borge ſie aber nicht aus, damit die Leute kaufen müſſen. Hier Herders Urteil über deine Abhandlung: ein gnädiges Kabinettsſchreiben von ſeiner Herderſchen Eminenz. — Goethe dankt dir herzlich für deine Teilnahme am Meiſter. Deine Muſik, ſchreibt er, werde er nächſtens auf dem Theater hören. Herzliche Grüße von uns allen.

Dein Sch.

An Gottlieb Leberecht Hartung (?)

Jena, den 2. März 1795.

Entschuldigen Sie, hochgeehrtester Herr, daß ich, als ein Unbekannter, so unbescheiden bin, Sie mit einem Auftrage zu belästigen. Ich war in Verlegenheit, beifolgendes Paket an Herrn Professor Kant in desselben Hände zu bringen, ohne ihm die Unkosten eines größern Postgeldes zu machen, als die Kleinigkeit wert sein mag, weil die Briefe von hier aus nach Königsberg nur eine kleine Strecke weit frankiert werden können. Da Sie nun wahrscheinlich mit Herrn Cotta in Tübingen, meinem dermaligen Verleger, in Geschäften stehen, so glaubte ich, daß ich mich am besten an Sie wenden könnte, um Sie zu bitten, die Auslage für dieses und künftige Pakete, die ich vielleicht nach Königsberg zu schicken hätte, zu machen und dann in Leipzig Herrn Cotta in meinem Namen in Rechnung zu bringen. Mißbilligen Sie diese Auskunft nicht, so werde ich so frei sein, in künftig vorkommenden Fällen auf die nämliche Art zu verfahren.

Mit Vergnügen erbiete ich mich zu jedem Gegendienst und verharre mit aller Wertschätzung

Dero

ergebenster Diener

Schiller,

Professor in Jena.

An den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg.

Jena, den 4. März 1795.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Ich habe es vor einigen Wochen gewagt, Euer Durchlaucht das erste Stück meiner Monatschrift, welches den Anfang meiner ästhetischen Briefe enthält, in Untertänigkeit zu überreichen. Erlauben Sie mir nunmehr, gnädigster Herr, Ihnen auch die fernere

Fortsetzung dieser Schrift, der ich kein höheres Glück wünschen kann, als daß sie Ihres Beifalls würdig sein möge, zu Füßen zu legen.

Höhere Angelegenheiten, ich weiß es, als diese literarischen sind, beschäftigen jetzt Ihre Aufmerksamkeit; aber wenn Ihr Geist nach wichtigern Geschäften nach einer Erholung umher blickt, so dürfen sich die Musen Ihnen nahen, und Sie finden im Genusse der Wahrheit und der Schönheit ein Vergnügen, das nur den Edelsten aufbehalten ist.

Möchte auch ich dem Geist und dem Herzen Eurer Durchlaucht etwas anzubieten haben, das Ihrer nicht ganz unwürdig ist.

Mit unbegrenzter Devotion und Ehrfurcht ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

untertänigster

Fr. Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 4. März 1795.

Sie erhalten hier, was indes hat abgeschrieben werden können. Wenn der Aufsatz von Engel (Entzückung des las Casas) noch nicht im Druck angefangen sein sollte, so lassen Sie den Aufsatz über männliche und weibliche Form unmittelbar nach Dante folgen und bewahren den Engelischen Aufsatz zum vierten Stücke auf; denn nach der Berechnung, die ich angestellt habe, wird der Aufsatz über männliche usw. gerade den sechsten und siebenten Bogen füllen. Sollte aber der Aufsatz von Engeln schon angefangen sein, so können Sie den erstern Aufsatz darauf folgen und ihn da abbrechen lassen, wo ich es bemerken will. Im Fall aber, daß die zwei ersten Aufsätze zusammen 72 Seiten voll machen, so bleibt es bei der ersten Einrichtung, und Engels Aufsatz kann Numero drei folgen.

Da ich auch zweifle, ob es Zeit sein wird, die Druckfehler, die

in den ersten Bogen des dritten Stücks einschleichen möchten, noch zu bemerken, so wollen wir die Erwähnung derselben auf den zweiten Band aufsparen, und ich will Ihnen mit nächster Post die Druckfehler des ersten und zweiten Stücks, sowie auch den Titel des ersten Bandes zusenden.

Da dieses dritte Stück schon ganz vortrefflich besetzt ist, so lasse ich die Fortsetzung meiner ästhetischen Briefe weg; das Publikum muß auch in einige Erwartung gesetzt werden, und außerdem will es die Mannigfaltigkeit, daß auch andere Materien und andre Autoren erscheinen. Im vierten Stücke bin ich auch nicht nötig; dafür aber werden Goethe und ich das fünfte Stück allein besetzen, und dies soll alle andern stechen.

Leben Sie wohl und seglen mit gutem Winde.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 8. März 1795.

Meine Hoffnung, Sie diese Woche hier zu sehen, war vergebens; doch hoffe ich, daß sie mir bloß durch Ihren Eifer zu arbeiten vereitelt worden ist. Aber weder von Ihnen zu hören noch zu sehen, ist etwas, wozu ich mich kaum mehr gewöhnen kann.

Ich bin sehr erwartend, von Ihrer gegenwärtigen Beschäftigung zu hören. Mir ist gesagt worden, daß Sie den dritten Band von Meister schon auf Johannis würden drucken lassen, das ginge schneller, als ich dachte; aber so sehr es mich für den Meister freut, so leid sollte es mir tun, daß Sie dadurch auf eine so lange Zeit den Horen entführt werden.

Über das Schicksal des zweiten Stücks habe ich noch kein Urteil einziehen können; vielleicht haben Sie in Weimar etwas Lustiges gehört.

Ist unser Freund Meyer mit seinem Aufsatze zufrieden? Ich wünschte, er wäre es. Dieser Aufsatz, schreibt mir Cotta, hat

vielen ſehr gefallen, und ich zweifle gar nicht, daß wir Ehre damit einlegen.

Hier ſende ich Ihnen noch vier Horenſtücke, worunter eins für Herrn Meyer iſt. Sollten Sie, anſtatt der Schreibpapierexemplare, noch eins oder zwei auf Poſtpapier brauchen, ſo ſind Sie ſo gütig, es zu bemerken, und mir die auf Schreibpapier zurückzuſenden. Alles empfiehlt ſich Ihnen beſtens.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 9. März 1795.

Hier der Reſt des dritten Stücks. Was ich in meinem letzten von einer Umänderung der Ordnung der zwei letztern Aufſätze ſchrieb, kann unterbleiben. Nur bitte und beſchwöre ich Sie, teilen Sie das Manuſkript ſo ein und laſſen es ſo im Druck arrangieren, daß wir, wo nicht den ganzen, doch den halben ſiebenten Bogen damit füllen. Es iſt ſo fatal, daß es mir an kleinen Aufſätzen fehlt, die in ſolchen Fällen aushelfen können. Von heut über acht Tage geht Manuſkript zum vierten Stück gewiß ab.

Von den Exemplaren des zweiten Stücks der Horen auf Schreibpapier habe ich jetzt ein halbes Dutzend überkomplett, weil Sie mir deren mehr geſandt, als ich brauche, und Gabler mir auch einige zurückgegeben. Ich ſende ſolche nach Leipzig an Böhme.

Hier folgt auch der Titel zum erſten Band nebſt dem Druckfehlerverzeichnis. Es iſt nicht groß, und ich bin mit dem Setzer und Korrektor ganz wohl zufrieden.

Hölderlin hat einen kleinen Roman, Hyperion, davon in dem vorletzten Stück der Thalia etwas eingerückt iſt, unter der Feder. Der erſte Teil, der etwa zwölf Bogen betragen wird, wird in einigen Monaten fertig. Es wäre mir gar lieb, wenn Sie ihn

in Verlag nehmen wollten. Er hat recht viel Genialiſches, und ich hoffe auch noch einigen Einfluß darauf zu haben. Ich rechne überhaupt auf Hölderlin für die Horen in Zukunft, denn er iſt ſehr fleißig, und an Talent fehlt es ihm gar nicht, einmal in der literariſchen Welt etwas Rechtes zu werden.

Sie ſchrieben mir vor einiger Zeit, ob Sie mir nicht Geld ſchicken ſollten? Ich nehme Ihr Anerbieten an, denn noch immer bleibt mir mein Geld aus Dänemark aus. Können Sie mir wieder 200 Reichstaler ſchicken, ſo erweiſen Sie mir eine Gefälligkeit. Auch bitte ich, von dieſer Summe 9 Gulden an meinen Vater zu ſenden, der eine Auslage für mich gemacht hat.

Leben Sie recht wohl und erfreuen Sie mich immer mit der Nachricht wie bisher, daß Sie mit dem Gang der Horen zufrieden ſeien. Ganz der Ihrige

Sch.

An Gottfried Körner.

Den 10. März 1795.

Hier haſt du ein paar Worte über deinen Aufſatz. Gern hätte ich mich weitläufiger eingelaſſen, aber es war unmöglich, ohne tief ins Detail zu gehen, welches mir in einer Materie von dieſer fremden Natur nicht leicht geweſen wäre. Sieh nun, ob du unter meinen Bemerkungen etwas findeſt, was du brauchen kannſt. Vor allen empfehle ich dir meine letzte Anmerkung und dann auch dieſes: daß du von Seite 30 bis 40 mehr Klarheit und Anſchaulichkeit in deinen Vortrag bringen mögeſt.

Den Reſt von Schlegel ſende mir mit rückgehender Poſt, ſonſt kann ich ihn nicht brauchen. Vergiß es ja nicht. Je früher du mir deinen Aufſatz zurückſchicken kannſt, deſto mehr wirſt du mich beglücken; denn das Manuſkript zum vierten Horenſtück muß in wenigen Wochen abgehen. Herzliche Grüße an alle.

Dein

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 16. März 1795.

Sie erhalten hier den Reſt von Dantes Hölle, wovon Sie noch einige Seiten auf dem vorigen Manuſkript übrig haben. Mit dieſem Aufſatz laſſen Sie das vierte Stück anfangen. Zugleich folgt der Beſchluß des andern Aufſatzes über männliche und weibliche Form, welcher ſogleich Numero 2 einzurücken iſt. In einigen Tagen wird neues Manuſkript folgen.

Sie erhalten zugleich einen Einſchluß nach Wien, welchen Sie mit einer Anzahl Avertiſſements und einem Briefe begleiten müſſen.

Hofrat Schütz trägt mir auf, Ihnen zu ſagen, daß Sie mit der Rezenſion der Europäiſchen Annalen noch einige Monate Geduld haben möchten. Es iſt in dem Reichsanzeiger ein Ausfall auf die Literaturzeitung wegen der Rezenſion unſers erſten Horenſtücks gemacht worden, welcher Urſache iſt, daß Schütz nicht zu ſchnell hintereinander drei Journale von Ihrem Verlag rezenſieren laſſen mag, um nicht den Vorwurf der Parteilichkeit, der ihm dort gemacht wurde, zu rechtfertigen.

Ich habe aus eben dieſer Urſache und auf Verlangen Hofrat Schützens unſern Kontrakt mit der Literaturzeitung, die Rezenſion der Horen betreffend, wieder kaſſiert. Sie gewinnen dadurch die Unkoſten der Rezenſionen, und der Verluſt iſt nicht ſehr bedeutend. Mit dem Anfang des nächſten Jahrs und ſo überhaupt mit dem Anfang eines jeden Jahrs wird, auf Koſten der Literaturzeitung, immer eine Generalrezenſion des ganzen vorhergegangenen Jahrgangs erfolgen.

Da Sie Luſt haben, auch meine übrigen Werke zu verlegen, ſo wollen wir das nächſte Jahr, wenns irgend möglich iſt, mit einer verbeſſerten Auflage meiner Schauſpiele den Anfang machen, vorausgeſetzt, daß Göſchen des Carlos wegen darein willigt. Meine vermiſchten kleinen proſaiſchen Schriften und Gedichte

hat Cruſius ſchon, dem ich ſie nicht nehmen kann; es bleiben alſo vor der Hand nur die Schauſpiele und in der Folge die äſthetiſchen Briefe übrig. Doch von allem dieſem wird ſich mündlich ſchon ſprechen laſſen.

Die Rezenſion der Flora werden Sie nun in der Literaturzeitung gefunden haben. Der Rezenſent war ſtrenger, als ich wünſchte, und ich habe noch manches ausgeſtrichen, was zum Nachteil der einzelnen Stücke bemerkt worden war. Beobachten Sie aber doch künftig eine ſtrengere Wahl, denn mehrere Aufſätze in der Flora ſind wirklich ſchwer zu verteidigen.

Leben Sie wohl und geben Sie mir bald wieder gute Nachrichten. Der Ihrige Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 19. März 1795.

Hier folgt der Beſchluß des zweiten Aufſatzes zum vierten Stücke. Mit dem nächſten Poſttag erhalten Sie einen neuen Aufſatz von Goethen, der eben abgeſchrieben wird. Von mir wird in dieſem Stücke doch auch ein ſtarker Beitrag erſcheinen, hiſtoriſchen Inhalts.

Es freut mich, daß ſich die Liebhaber der Horen noch immer vermehren. Unſer Journal wird auch an Varietät immer mehr gewinnen.

Veränderungen mit dem Papier wollte ich für dieſen Jahrgang nicht mehr anraten. Im nächſten laſſen ſich dafür noch verſchiedene Änderungen auch in Rückſicht auf den Druck treffen.

Es iſt mir angenehm, daß wir Sie auf Ihrer Reiſe nach Leipzig hier ſehen werden. Richten Sie es aber doch ſo ein, daß Sie wenigſtens einen vollen Tag bleiben können. Es gibt ſo mancherlei zu reden und miteinander abzutun, was einem nicht ſogleich einfällt. Auch würde es gut ſein, wenn Sie hier herum noch einige perſönliche Bekanntſchaften machten.

Außer dem Briefe, worin Engels Manuſkript lag, werden Sie noch zwei von mir erhalten haben.

Dieſes vierte Stück, hoffe ich, wird nun in den erſten Wochen des Aprils fertig ſein können. Von meiner Seite ſoll es gewiß nicht fehlen. Leben Sie recht wohl. Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 19. März 1795.

Auf das Gemälde, das Sie jetzt entworfen haben, bin ich nicht wenig neugierig. Es kann weniger als irgend ein andres aus Ihrer Individualität fließen, denn gerade dies ſcheint mir eine Saite zu ſein, die bei Ihnen, und ſchwerlich zu Ihrem Unglück, am ſeltenſten anſchlägt. Um ſo erwartender bin ich, wie Sie das heterogene Ding mit Ihrem Weſen gemiſcht haben werden. Religiöſe Schwärmerei iſt und kann nur Gemütern eigen ſein, die beſchauend und müßig in ſich ſelbſt verſinken, und nichts ſcheint mir weniger Ihr Kaſus zu ſein als dieſes. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihre Darſtellung wahr ſein wird — aber das iſt ſie alsdann lediglich durch die Macht Ihres Genies und nicht durch die Hilfe Ihres Subjekts.

Ich bin ſeit einiger Zeit meinen philoſophiſchen Arbeiten untreu geworden, um in der Geſchwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu ſchaffen. Das Los traf die bewußte Belagerung von Antwerpen, welche auch ſchon ganz erträglich vorwärts gerückt iſt. Die Stadt ſoll übergegangen ſein, wenn Sie kommen. Erſt an dieſer Arbeit ſehe ich, wie anſtrengend meine vorige geweſen; denn ohne mich gerade zu vernachläſſigen, kommt ſie mir bloß wie ein Spiel vor, und nur die Menge elenden Zeugs, die ich nachleſen muß und die mein Gedächtnis anſtrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich gibt ſie mir auch nur einen magern Genuß; ich hoffe aber, es geht mir wie den Köchen, die ſelbſt wenig Appetit haben, aber ihn bei andern erregen.

Sie würden mir einen großen Dienſt erweiſen, wenn Sie mir den ſehnlich erwarteten Prokurator bis Montag gewiß ſchicken könnten. Ich würde alsdann nicht genötigt ſein, den Anfang meiner Geſchichte in den Druck zu geben, ehe das Ende fertig iſt. Sollten Sie aber verhindert ſein, ſo bitte ich, mir es noch Sonnabends zu wiſſen zu tun. Doch hoffe ich das Beſte.

Mich freut herzlich, daß Sie die Oſtern mit uns zubringen wollen, und ich bedarf auch wieder einer lebhaften Anregung von außen von einer freundſchaftlichen Hand.

Meyern bitte ich herzlich zu grüßen. Ich wünſchte, daß er uns bald wieder etwas liefern möchte. Das Siegel für die Horen habe ich noch nicht erhalten.

Alles empfiehlt ſich Ihnen und erwartet Sie mit Verlangen.

Sch.

Den 20. März. Dieſen Morgen erhalte ich Ihr Paket, welches mich in jeder Rückſicht froh überraſchte. Die Erzählung lieſt ſich mit ungemeinem Intereſſe; was mich beſonders erfreute, war die Entwicklung. Ich geſtehe, daß ich dieſe erwartete, und ich hätte mich nicht zufrieden geben können, wenn Sie hier das Original nicht verlaſſen hätten. Wenn ich mich nämlich anders recht erinnere, ſo entſcheidet beim Boccaz bloß die zeitig erfolgte Rückkehr des Alten das Glück der Kur.

Könnten Sie das Manuſkript mir Montags früh zurückſenden, ſo geſchähe mir dadurch eine große Gefälligkeit. Sie werden wenig mehr dabei zu tun finden.

An Gottfried Körner.

Jena, den 20. März 1795.

Schon ſeit mehreren Wochen habe ich kein Lebenszeichen von dir erhalten, welches mich beinahe unruhig macht; beſonders da ich dich bat, mir den Reſt von Schlegel baldmöglichſt zu ſenden.

Jetzt iſt es damit zu ſpät, und er muß entweder ganz wegbleiben oder, wenn es der Mühe wert iſt, in dem fünften Stück nachgeliefert werden.

Bitte doch deinen Schlegeln, ſeinem Bruder zu ſchreiben, daß er uns alle ſeine Arbeiten zukommen laſſen möge. Ich kann ihm 5 Louisdor für den Bogen geben, die er nicht überall erhält. Auch um Gedichte laſſe ich ihn bitten.

Deinen Aufſatz hoffe ich in kurzem wiederzuerhalten, daß ich ihn zum Druck abſenden kann. Bei mir liegt eine Abſchrift davon, die ich notwendig muß abgehen laſſen, wenn ich dein Original nicht binnen ſechzehn Tagen zurück erhalte.

Das zweite Stück iſt nun in deinen Händen. Wie biſt du damit zufrieden?

Ich weiß eine neue Arbeit für dich, wovon ich dir das nächſtemal ſchreiben will. Eben geht die Poſt.

Herzliche Grüße an dich und die Deinigen von uns allen.

Dein

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 25. März 1795.

Ich erhielt heute wieder einen Brief, worin mir der alte Antrag von Tübingen mit dem Zuſatz erneuert wurde, daß ich von allen öffentlichen Funktionen diſpenſiert ſein und völlige Freiheit haben ſolle, ganz nach meinem Sinn auf die Studierenden zu wirken u. ſ. f. Ob ich nun gleich meine erſte Entſchließung nicht geändert habe und auch nicht leicht ändern werde, ſo haben ſich mir doch bei dieſer Gelegenheit einige ernſthafte Überlegungen in Rückſicht auf die Zukunft aufgedrungen, welche mich von der Notwendigkeit überzeugen, mir einige Sicherheit auf den Fall zu verſchaffen, daß zunehmende Kränklichkeit an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mich verhindern ſollte. Ich ſchrieb deshalb

an den Herrn Geheimerat Voigt und bat ihn, mir von unſerm Herrn eine Verſicherung auszuwirken, daß mir in jenem äußerſten Fall mein Gehalt verdoppelt werden ſolle. Wird mir dieſes zugeſichert, ſo hoffe ich, es ſo ſpät als möglich oder nie zu gebrauchen; ich bin aber doch wegen der Zukunft beruhigt, und das iſt alles, was ich vor der Hand verlangen kann.

Da Sie vielleicht davon ſprechen hören und ſich nicht gleich darein zu finden gewußt haben möchten, ſo wollte ich Ihnen in zwei Worten davon Nachricht geben.

Nächſten Sonntag erwarten wir Sie mit Verlangen. Alles begrüßt Sie.

Sch.

An Gottlob Voigt.

Jena, den 26. März 1795.

Sie haben mich ſo ſehr daran gewöhnt, mein verehrungswürdiger Freund, mich in dem, was mein Schickſal betrifft, Ihnen anzuvertrauen, daß ich auch jetzt in einer Verlegenheit, worin ich mich durch einen Antrag aus meinem Vaterlande geſetzt ſehe, Ihren Rat und Beiſtand mir erbitten muß.

Vor ſechs Wochen wurde mir von der Univerſität Tübingen aus eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbeſſernden Gehalt angetragen, weil man dort eben damit beſchäftigt iſt, nach Aufhebung der Militär-Akademie, die Tübinger Univerſität in einigen Fächern zu verbeſſern. Ich wies dieſen Antrag ab, mit der Erklärung, daß meine Geſundheitsumſtände mir nicht erlaubten, ein ordentliches Amt zu übernehmen. Da ich durch dieſe Erklärung alles für abgetan hielt, ſo ſchwieg ich von der ganzen Sache. Meine Neigung ſteht ganz und gar nicht nach Tübingen, und es iſt mein völliger Ernſt, in Jena zu leben und zu ſterben. Wenn ich unſerm Herzog auch nicht ſoviel ſchuldig wäre, als ich ihm wirklich ſchuldig bin,

ſo möchte ich mir doch keinen beſſern Herrn wünſchen; und ebenſo verhält es ſich auch mit meinen Freunden und Bekannten, die mir an keinem Ort der Welt würden erſetzt werden.

Nun wird mir aber der vorige Antrag vor ein paar Tagen privatim erneuert mit dem Zuſatz, daß man gar keine öffentliche Funktion von mir erwarte, daß ich meine vollkommenſte Freiheit haben ſolle, auf welche Art es mir gefiele, auf die Studierenden zu wirken u. ſ. f. Dieſer Ernſt meiner Landsleute, mich bei ſich zu haben, rührt mich, und zwar um ſo mehr, da die mir beſtimmte Beſoldung außerordentlich iſt und erſt neu muß ausgeſetzt werden. Nichtsdeſtoweniger kann ich mich nicht entſchließen, Jena und meine hieſigen Verbindungen zu verlaſſen, und ich würde auch dieſen neuen Antrag ebenſo ſtill wie den erſten von mir weiſen, wenn nicht eine Betrachtung mir Bedenken machte.

Sie wiſſen, mein vortrefflicher Freund, daß ein Teil meiner Exiſtenz von meiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit abhängt. So lange meine Geſundheit nicht ſchlimmer iſt als gegenwärtig, ſo hat es damit ganz und gar keine Not; ſollte aber einmal körperliches Unvermögen an dieſer Aktivität mich hindern, ſo würden meine kleinen fixen Einnahmen nicht hinreichend ſein. Ich hoffe zwar, daß ein ſolcher Fall nicht zu fürchten iſt, aber er iſt doch möglich, und ich bin es meiner Frau und meinem Kind ſchuldig, es nicht darauf ankommen zu laſſen. Dieſe Unbeſtimmtheit meiner Zukunft iſt das einzige, was mich in Anſehung jenes Antrags zweifelhaft macht. Mein Entſchluß würde aber vollkommen und für immer genommen ſein, wenn unſer gnädigſter Herr mir die Verſicherung geben wollte, daß in dem äußerſten Fall, wenn zunehmende Kränklichkeit an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mich gänzlich verhindern ſollten und nur in dieſem Falle, mein Gehalt mir verdoppelt werden ſollte. Für jetzt verlange ich nichts, und ich hoffe, es auch niemals zu bedürfen. Ja, ich will auch auf dieſe Hilfe Verzicht tun, wenn mir in dieſer Zeit, wie ich einige wahrſcheinliche Hoffnung habe, von andern Orten her eine Penſion bezahlt

werden ſollte, die mir in Jena zu bleiben erlaubt. Würde mir durch eine ſolche Erklärung unſers gnädigſten Herrn Sicherheit für die Zukunft gegeben, ſo würde ich nicht nur den gegenwärtigen, ſondern jeden künftigen Antrag abweiſen und auf immer in Jena bleiben. Dies iſt es, mein verehrungswürdigſter Freund, was ich Ihnen anvertrauen wollte und was ich Sie dem Herzog vorzutragen gehorſamſt bitte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ernſtlich ich hier zu bleiben wünſche, auch meine Frau würde ſich kaum losreißen können, und doch wüßte ich es nicht zu vermeiden, wenn mir nicht einige Sicherheit für künftige Fälle gegeben würde. Sagen Sie unſerm gnädigſten Herrn, daß er zwar tauſend brauchbarere Diener hat als mich, aber gewiß keinen dankbarern und keinen, der herzlicher an ihm hängt als ich.

Ihnen, mein Verehrteſter, dem ich ſchon ſo viele Verpflichtungen habe, brauche ich nicht erſt zu verſichern, wie unbegrenzt das Vertrauen iſt, womit ich die Entſcheidung meines Schickſals in Ihre Hände gebe. Erfreuen Sie mich bald mit einer Antwort, weil man eine zeitige Erklärung in Stuttgart von mir erwartet. Ihrer Frau Gemahlin die reſpektvollſten Empfehlungen von mir und meiner Frau.

Ihr verbundenſter Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 29. März 1795.

Das dritte Stück der Horen habe ich erhalten, und heute geht neues Manuſkript an Sie ab. Die letzten Lieferungen werden, hoffe ich, zu rechter Zeit angelangt ſein. Von dem Aufſatz, deſſen Anfang Sie heute erhalten, ſind noch etwa anderthalb Bogen zurück, die auf den nächſten Freitag abgehen. Dann iſt das vierte Stück fertig.

Ich danke Ihnen für Überſendung des Geldes. Morgen erwarte ich es nebſt dem Transport der Horen. Wieviel auf die

Oſtermeſſe für die Autoren zu bezahlen iſt, kann ich Ihnen noch nicht ganz beſtimmt ſagen, weil Goethe ſich noch nicht erklärt hat, wieviel er verlangt. Wenn wir vier Hefte zuſammennehmen, ſo wird es wahrſcheinlich betragen:

Für Goethe, ſechs Bogen	48	Louisdors
„ Schlegel, vier Bogen	20	„
„ Herrn v. Humboldt, fünf Bogen .	30	„
„ Fichte, ein Bogen	6	„
„ Meyer, ein und $^3/_8$ Bogen . . .	8	„
„ Herder, ein und $^1/_4$ Bogen . . .	8	„
„ Engel, $^5/_8$ Bogen	4	„

Wenn Sie hier ſind, wollen wir es dann genauer berechnen; aber ich halte es für gut, daß die vier erſten Stücke auf Oſtern ganz bezahlt werden und alsdann vor Oſtern 1796 keine neue Zahlung mehr geſchieht. So kommt dieſe Sache in Ordnung.

Wenn Sie außer dieſem Gelde noch 100 Reichstaler für mich mitbringen wollen, ſo wird mir das ſehr lieb ſein. Ich will dann auch bis auf Oſtern 1796 warten.

Das Honorar der erſten vier Stücke fällt ſtärker aus, als die folgenden ſein werden, weil wir in dieſen Stücke lauter teure Autoren haben. Künftig aber ſollen Sie, wie ich hoffe, wohlfeiler wegkommen. Auch kann es ſein, daß Goethe etwas weniger fodert.

Die Flora iſt längſt rezenſiert, was die andern Rezenſionen betrifft, ſo gibt mein voriger Brief darüber Auskunft. Zu Aufſätzen für die Flora habe ich ſeither ſchlechterdings nicht kommen können, weil ich erſtaunlich viele Arbeiten und Zerſtreuungen hatte, aber Wort halte ich gewiß.

Ich habe jetzt ein eigen Siegel für die Horen, welches ich heute erhalten werde. Weil der Name Horen darauf ſteht, ſo kann man es auf der Poſt gleich erkennen, und ich vermute, daß es jetzt mit einem einfachen Kuvert an Dr. Cotta in Stuttgart genug ſein wird. Schreiben Sie mir darüber.

Ich habe unter Ihren Verlagsſchriften auch eine Sammlung von Reiſebeſchreibungen gefunden. Dieſe bitte ich mir von Ihnen aus.

Von dem dritten Stück ſeien Sie ſo gut, mir noch drei Stücke nachzuſchicken, eins für die hieſige Poſt, welches kürzlich beſtellt worden (die zwei erſten habe ich von den vorrätigen hergegeben) und die zwei andern für Schlegel und Engel, weil dieſe Autoren Aufſätze in dieſem Stück haben und alſo ein Freiexemplar von dem Stück bekommen.

An Jakob Abel.

Jena, den 3. April 1795.

Ich habe mir nun Zeit genommen, liebſter Freund, Ihrer letztern Anfrage reiflich nachzudenken und den Vorſchlag, welchen Sie mir tun, mit meiner ganzen Lage zu vergleichen. Das Reſultat meiner Überlegungen iſt, daß ich beſſer tue, in meinen bisherigen Verhältniſſen zu bleiben, vorzüglich deswegen, weil es gar keinen Anſchein hat, daß ich, meiner Geſundheitsumſtände wegen, demjenigen würde entſprechen können, was man von einem akademiſchen Lehrer mit Recht erwartet und was ich in einem ſolchen Fall mir ſelbſt zur Pflicht machen würde. Indem ich einen Ruf annehme, ſo mache ich mich doch ſtillſchweigend anheiſchig, etwas Beſtimmtes dafür zu leiſten, und dies iſt mehr, als meine körperlichen Umſtände mir zu verſprechen erlauben. Hier in Jena und Weimar erwartet man nichts dergleichen von mir, und unſer Herzog weiß, daß keine akademiſche Funktionen von mir geleiſtet werden können. Hier täuſche ich alſo niemand und kann daher mit völliger Zufriedenheit leben. Auch hat mir der Weimariſche Hof ſo viele Beweiſe von einer uneigennützigen Achtung gegeben, daß ich es mir kaum würde verzeihen können, ihn, wenn es auch meinem Vaterlande wäre, aufzuopfern. Noch ganz neuerlich erklärte mir der Herzog, daß mein Gehalt mir verdoppelt werden

ſollte, ſobald ich Unterſtützung nötig haben würde. Setzen Sie ſich nun in meine Lage. Ich bin überzeugt, Sie würden ſich entſchließen wie ich.

Unter 1000 Gulden würde ich in Tübingen nicht wohl haben exiſtieren können, und für dieſes Geld hätte ich zu wenig geleiſtet. Beſſer alſo, man wendet die beſtimmte Summe an einen rüſtigen und verdienſtvollen Mann und ich bleibe in meinen Verhältniſſen.

Daß ich Ihre und Ihrer Freunde liebevolle Bemühungen für mich mit dem dankbarſten Herzen verehre und ewig verehren werde, darf ich Ihnen nicht erſt verſichern. Nehmen Sie noch einmal meinen innigen Dank dafür an.

Ewig der Ihrige

Schiller.

An den Herzog Friedrich Chriſtian von Auguſtenburg.

Jena, den 5. April 1795.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Fürſt und Herr!

In dem Briefe vom 19. März, womit Euer Durchlaucht mich beehrten, leſe ich die für mich höchſt aufmunternde Verſicherung, daß Ihnen die erſten Stücke meines neuen Journals nicht mißfielen, ja daß ihre eignen Überzeugungen mit dem Hauptinhalte meiner äſthetiſchen Briefe übereinſtimmend ſind. Mutiger fahre ich nun in dieſer Arbeit fort und erbitte mir bloß Ihre gnädigſte Erlaubnis, Ihnen jedes neu herauskommende Stück dieſer Zeitſchrift überreichen zu dürfen.

Was Eure Durchlaucht in Anſehung der Schwierigkeit des Vortrags bemerken, iſt ſehr gegründet, und es verdient allerdings die größte Aufmerkſamkeit der Schriftſteller, die erforderliche Gründlichkeit und Tiefſinnigkeit mit einer faßlichen Diktion zu verbinden. Aber noch iſt unſere Sprache dieſer großen Revolution nicht ganz fähig, und alles, was gute Schriftſteller vermögen, iſt

auf dieſes Ziel von Form hinzuarbeiten. Die Sprache der feinen Welt und des Umgangs flieht noch zu ſehr vor der ſcharfen, oft ſpitzfindigen Beſtimmtheit, welche dem Philoſophen ſo unentbehrlich iſt, und die Sprache der Gelehrten iſt der Leichtigkeit, Humanität und Lebendigkeit nicht fähig, welche der Weltmann mit Recht verlangt. Es iſt das Unglück der Deutſchen, daß man ihre Sprache nicht gewürdigt hat, das Organ des feinen Umgangs zu werden, und noch lange wird ſie die übeln Folgen dieſer Ausſchließung empfinden.

Sollte es mir indes auch nur im kleinen gelingen, zu Ausbreitung philoſophiſcher Begriffe im Kreiſe der ſchönen Welt beizutragen, ſo würde ich jede Anſtrengung, welche meine Unterſuchungen mich koſten, für reichlich belohnt achten.

Mit tiefſter Devotion erſterbe ich

Ew. Herzogl. Durchlaucht
untertänigſter
F. Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 5. April 1795.

Du haſt ziemlich lange nichts von dir hören laſſen und auch von mir lange nichts mehr gehört. Mich beſchäftigt ſchon ſeit drei Wochen ein hiſtoriſcher Aufſatz für die Horen aus der niederländiſchen Geſchichte, davon die erſte Lieferung jetzt fertig iſt. Dieſer raubte mir alle Zeit zu andern vernünftigen Sachen; aber die Mannigfaltigkeit, die in den Horen herrſchen ſoll, erforderte einmal eine ſolche Arbeit; deinen Aufſatz erwarte ich nun mit jedem Poſttag; ich bin ungeduldig, deine Autorſchaft in den Horen eröffnet zu ſehen.

Hier das dritte Stück, wo du Herder und Engel kannſt paradieren ſehen. Ein Exemplar dieſes Stücks iſt für Schlegeln. Voß hat ſich ſelbſt zum Mitarbeiter angetragen und einige Gedichte, mit Muſik von Reichardt, geſchickt.

Vom Koadjutor iſt ein unendlich elender Aufſatz eingelaufen, den ich recht verlegen bin, wieder los zu ſein.

Vorgeſtern kam mein Bild von Dorchen an, welches uns allen eine herzliche Freude gemacht hat. Sage Dorchen recht viel Schönes von mir, meine Frau will ſelbſt ſchreiben. Goethe und Meyer, welche eben hier ſind, haben ſich auch recht darüber gefreut.

Du ſchreibſt nicht, ob du meine Büſte erhalten haſt. Eigentlich ſollteſt du ſie längſt haben, und ich will nicht hoffen, daß ein Unglück damit begegnet iſt.

Über dein Hieherkommen wünſchte ich mehr Tröſtliches zu hören, als dein letzter Brief enthält.

Ich habe in dieſer Zeit eine förmliche Vokation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbeſſernden Gehalt. Ich habe ſie aber, weil ich keine beſtimmte Pflichten übernehmen kann, ausgeſchlagen. Aber auch ohne dieſes würde ich Jena und meine hieſige freie Exiſtenz mit keinem andern Orte in der Welt vertauſchen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Falle meine Geſundheit mir die Schriftſtellerei unterſagte. Dies iſt mir bewilligt worden, und nun habe ich meine Exiſtenz auf gewiſſe Weiſe aſſekuriert. Meine 1000 Taler aus Dänemark für das vergangene Jahr habe ich noch immer nicht erhalten, obgleich mir der Prinz erſt kürzlich geſchrieben hat.

Hier ſpricht man ſehr dezidiert, daß zwiſchen Preußen, Hannover, Kaſſel und den Franzoſen der Friede geſchloſſen ſei. Mit Hannover nämlich bloß als deutſcher Reichsſtand. Die Nachricht iſt von einer ſonſt guten Quelle. Möchte ſie wahr ſein, ſo wäre bald eine Nachfolge vom ganzen Deutſchland zu hoffen.

Lebe wohl und gib mir bald wieder Nachricht von dir.

Herzliche Grüße von uns an euch alle.

Dein

Sch.

An Gottlob Voigt.

Jena, den 6. April 1795.

Nehmen Sie, mein verehrteſter Freund, da ich es mündlich nicht konnte, ſchriftlich meinen herzlichen Dank dafür an, daß Sie die Angelegenheit, mit der ich Sie zu beläſtigen wagte, zu meiner vollkommenſten Zufriedenheit beendigt haben. Unſerm Herrn habe ich hier ſchon ſchriftlich meinen Dank dafür abgeſtattet.

Jetzt endlich kann ich mich mit völliger Gewißheit als einen Bürger der hieſigen Univerſität betrachten, und alle Gedanken, Jena zu verlaſſen, ſind nun auf immer verbannt. Kein Ort in Deutſchland würde mir das ſein, was Jena und ſeine Nachbarſchaft mir iſt, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine ſo wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem ſo kleinen Umfang ſoviel vorzügliche Menſchen findet.

Auch hoffe ich durch die Aktivität, die meine Geſundheit mir verſtattet, meines Platzes in dieſer Sozietät nicht ganz unwert zu bleiben und auch für die hieſige hohe Schule kein ganz unnützer Bürger zu ſein.

Meine Frau, die unendlich froh iſt, ſich nicht aus ihrem Vaterland entfernen zu dürfen, verſichert Sie ihres lebhafteſten Dankes. Wir beide empfehlen uns hochachtungsvoll Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin, und ich bin und verbleibe mit der herzlichſten Verehrung

Ihr verbundener

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 6. April 1795.

Sie erhalten hier die Fortſetzung meines Aufſatzes. So gern ich auch wollte, ſo habe ich ihn doch in dieſem Stück nicht beſchließen können. Die Fortſetzung ſoll aber in acht Tagen zum fünften Stück folgen. Weil ich nicht weiß, wieviel das Manuſkript

im Druck beträgt, so schicke ich Ihnen zum Überfluß noch einige Gedichte, die mir Voß zu den Horen gesandt hat. Sollte die Prosa nicht ganz sieben Bogen füllen, so rücken Sie soviel von den Gedichten ein, als noch Platz haben; denn der siebente Bogen muß bei diesem Stück voll werden, weil es bei dem vorigen fehlte. Ist aber das Stück ohne das komplett, so werde ich nachher bestimmen, in welcher Ordnung die Gedichte einzurücken sind.

Ich hoffe, daß Sie mir Exemplare des vierten Stücks mitbringen können. Zugleich wollte ich Sie bitten, meine Familie und meine Schwägerin wissen zu lassen, daß Sie nach Jena reisen.

Das Geld habe ich richtig erhalten und danke Ihnen verbindlich. Anbei folgt die Quittung, der ich auch die 9 Gulden für meinen Vater beigezählt habe.

In Ihrer Adresse werde ich auch in Ihrer Abwesenheit wohl nichts zu ändern haben. Übrigens werden meine Briefe an Herrn Zahn gerichtet sein.

Leben Sie recht wohl. Ich freue mich, Sie zu sehen. Ihr

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 10. April 1795.

Es freut mich, daß die Büste glücklich angekommen ist und dir gefällt. Du wirst den Professor Dannecker recht erfreuen, wenn du ihm einige Worte darüber schreibst.

Deinem Aufsatz sehe ich mit Verlangen entgegen. Übereilen darfst du dich aber nicht; denn glücklicherweise habe ich das Manuskript für den Anfang des Stücks in Händen; wenn ich also deinen Aufsatz nur vor dem 21. April habe, so ist es noch Zeit damit.

Das Stück, worin er erscheint, wird sehr reichhaltig. Es wird acht verschiedene Aufsätze enthalten.

Kant hat mir einen recht freundschaftlichen Brief geschrieben; bittet aber in Ansehung der Horen um Aufschub. Über meine ästhetischen Briefe, die er sehr rühmt, will er mir mehr schreiben, wenn er sie erst studiert hat. Mich freut indessen nur, daß wir den Alten doch in unserer Sozietät haben.

Goethe ist schon seit vierzehn Tagen hier und erscheint jeden Abend pünktlich, wo dann allerlei durchgesprochen wird. Er ist jetzt mit einem Trauerspiel im altgriechischen Geschmack beschäftigt: der Inhalt ist die Befreiung des Prometheus.

Der zweite Teil Meisters erscheint gewiß auf der Messe.

Hast du ein Gedicht von Wieland: Die Wasserkufe, in einem der letzten Stücke des Merkurs gelesen. Es ist recht artig.

Was denkst du zu einer Charakteristik des Goetheschen Genies aus allen seinen Schriften? Wäre dies nicht eine interessante Arbeit für dich? — Denn jetzt mußt du doch ernstlich an einen neuen Aufsatz denken?

In drei Tagen beziehe ich ein neues Logis, worauf ich mich sehr freue, weil ich dort eine viel angenehmere Existenz haben werde. Lebe wohl. Herzliche Grüße an alle.

Dein

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 1. Mai 1795.

Mit Ungeduld habe ich schon drei Posttage auf Nachricht von dir gewartet und kann mir das Ausbleiben nicht erklären. Auch kann ich dir deines Aufsatzes wegen keine längere Frist geben und muß solchen schlechterdings Montag als den 4. Mai von hier absenden.

Ich befand mich seit einigen Wochen gar nicht recht wohl, weil ein heftiger Katarrh mir stark zusetzte. Jetzt fange ich wieder an, mich zu erholen und mich in meiner neuen schönen Wohnung der angenehmen Jahrszeit zu erfreuen. Auch meine Frau war nicht gesund, nur der Kleine hat sich wohl befunden.

Goethe ist noch immer hier, und wir bringen viele vergnügte Stunden miteinander zu. Wärst du doch auch in unserem Kreise.

Cotta, der vor einigen Tagen hier durchkam, hat von den Horen große Hoffnungen. Er ist nicht weit von achtzehnhundert Exemplaren und äußerst zufrieden.

Mache nur, daß du fleißig Anteil an dem Journal nehmen kannst. Du erhältst für den Bogen 6 Louisdors, und der enge Druck wird im nächsten Jahr aufhören.

Die Fortsetzung meiner Briefe folgt im sechsten Stück, nebst Goethens Elegien.

Fichte wird diesen Sommer nicht hier sein. Er hat sich in die akademische Ordens-Geschichten gemischt, worüber die Studenten so ergrimmt worden sind, daß sie ihm alles Herzeleid antaten. Nun hat er den übeln Weg ergriffen, sich zurückzuziehen und dem wilden Gesindel das Feld zu räumen.

Humboldt reist diesen Sommer auf drei Monate nach Berlin. Wie bist du mit seinem Aufsatz über männliche und weibliche Form zufrieden?

Meine Frau grüßt herzlich dich und die Frauen. Lebewohl

Dein

Sch.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 4. Mai 1795.

Eben erhalte ich die Elegien mit Ihren freundschaftlichen Zeilen. Ich habe Sie seit Ihrer Abreise jeden Abend vermißt, man gewöhnt sich so gern an das Gute. Mit meiner Gesundheit geht es langsam besser, und in einigen Tagen hoffe ich, wieder im Gange zu sein.

Mit rechter Ungeduld erwarte ich, was Sie mir für den Almanach schicken wollen. Eher kann ich meine poetische Barschaft zu diesem Werkchen nicht übersehen.

Die Elegien werde ich gleich vor die Hand nehmen und hoffe, Ihnen ſolche Freitags zurückzuſchicken.

Huber ſchreibt mir, daß er Ihren Meiſter ins Franzöſiſche zu überſetzen Luſt habe. Soll ich ihn aufmuntern oder davon abzuraten ſuchen?

Verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich Ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen werde. Ich ſchenke Ihnen kein Verſprechen. Der Chronologie der Horen nach würden Sie jetzt bald wieder auf die Unterhaltungen zu denken haben. Vielleicht ſchlägt auch unterdeſſen eine gute Stunde für die Epiſtel.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen recht freundlich. An Meyern bitte meinen herzlichen Gruß zu machen.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 4. Mai 1795.

Zu meiner großen Freude erhielt ich geſtern deinen Aufſatz, und heute ſende ich ihn ab. Kaum habe ich ihn flüchtig durchlaufen können, weil ich ihn zur Fürſorge noch einmal kopieren laſſen muß. Wenn ich ihn abgedruckt leſe, will ich dir darüber mein Urteil ſagen.

Was du über Arbeiten dieſer Art überhaupt ſchreibſt, finde ich nur allzu begründet. Man iſt in die Notwendigkeit geſetzt, bei jeder einzelnen Ausführung in dieſer Gattung erſt eine Elementarphiloſophie vorauszuſchicken, weil man ſich auf nichts allgemein Geltendes berufen kann; und dieſe Generalia machen alsdann die Sache für ein Journal viel zu trocken. Aber eben darauf gründe ich meinen ſchriftſtelleriſchen Plan für die Horen. Abſichtlich ſende ich in meinen Briefen meine Elementarphiloſophie voraus, um nachher bei einzelnen Ausführungen darauf zurückweiſen zu können. Auf dieſe Art hoffe ich in der Folge mehrerer Jahre keinen wichtigen Satz aus den zwei und drei erſten Lieferungen

unerörtert zu laſſen, denn habe ich nur erſt das Allgemeine vorangehen laſſen, ſo nehme ich einzelne Materien vor, auf welche ich dann jene Hauptſätze anwende.

Schlegeln werde ich nächſtens ſchreiben. Du wirſt dieſer Tage 16 Karolin für ihn von Cotta erhalten oder erhalten haben; die Anweiſung habe ich ſchon gegeben. Ich bezahle ihm für jeden Bogen 5 Louisdors.

Funks Zurückkunft freut mich ſehr. Auch mißfällt mir ſein Abfall von der Geſchichte nicht; er hat doch zu wenig hiſtoriſche Kenntniſſe im ganzen, um es in der Geſchichte zu etwas Vorzüglichem bringen zu können. Philoſophiſche Beſchäftigungen haben ſo viele gelehrte Zurüſtungen nicht nötig, machen den Geiſt geſunder und geben unendlich mehr Genuß.

Ich wünſchte nun herzlich, dich mit einer neuen Arbeit für die Horen beſchäftigt zu ſehen. Iſt dir noch nichts eingefallen? Denke doch nach und ſchreib mirs. Eine kritiſche Darſtellung irgend eines merkwürdigen Dichters oder dergleichen wäre offenbar ein Thema für für dich; nur weiß ich noch nicht, welchen Mann ich dir in Vorſchlag bringen ſoll. Deine Gründe, warum du Goethe nicht erwählen magſt, kann ich nicht mißbilligen.

Matthiſſons Briefe ſind ein herzlich mittelmäßiges Produkt. Du mußt ihn in einer deiner toleranten Stunden geſprochen haben; denn ſonſt zweifle ich, daß du hätteſt Geſchmack an ihm finden können.

Hier ein Brief von Huber, den ich heute erhalten habe. Vielleicht erfährſt du doch gern, wie es jetzt in ihm und bei ihm ausſieht. Schicke mir aber den Brief zurück, und dann vergiß nicht, mir zu ſchreiben, ob das Geld für Schlegeln ausbezahlt worden. Herzliche Grüße an alle von mir und meiner Frau. Humboldt habe ich ſeit deinem Brief noch nicht geſprochen.

Dein

S.

An Christian Jacob Zahn.

Jena, den 4. Mai 1795.

Sie erhalten hier den Rest das Manuskripts zu dem fünften Stücke. Es wird mehr als sieben Bogen betragen, aber doch muß alles in das fünfte Stück kommen. Da der Aufsatz über die Kunstschulen kein Honorar kostet, so kann man den achten Bogen daran wenden. Sollte auf dem achten Bogen Raum übrig bleiben, so sind Sie so gütig, die Gedichte, welche ich Ihnen vor einigen Wochen überschickte, noch darauf abdrucken zu lassen, wenigstens soviele noch Platz finden. Sollten alle drei noch Platz haben, so bemerken Sie in einer Note, daß die Musik dazu in einem der künftigen Stücke werde nachgeliefert werden. Diese Note ist aber nicht nötig, sobald nicht alle drei abgedruckt werden.

Ich habe vor acht Tagen Herrn Cotta ganz vergnügt und wohlauf verlassen und hoffe, daß er mit seinen Expeditionen in Leipzig wird zufrieden sein. Wir haben einen sehr vergnügten Tag in Goethens Gesellschaft zusammen zugebracht. Sehen Sie nun, wie Sie es einrichten, daß auch Sie uns einmal hier besuchen können. Es wäre mir recht angenehm, wenn wir miteinander bekannter werden könnten. Ich sprach mit Herrn Cotta darüber, ob es Ihnen nicht vielleicht eine interessante Beschäftigung sein könnte, sich in eine fremde Literatur (die englische, italienische oder auch spanische) hinein zu studieren und die vorzüglichsten Werke daraus für Deutschland zu bearbeiten. Es wäre dies nicht nur eine treffliche Übung für Ihren Geist, sondern auch zugleich eine ergiebige Quelle zu interessanten Beiträgen für Journale. Überlegen Sie meinen Vorschlag. Der Ihrige

Schiller.

An Christian Gottlieb v. Murr.

Jena, den 5. Mai 1795.

Was werden Sie von mir denken, hochgeehrteſter Herr, daß ich Ihnen für die angenehmen Geſchenke, die Sie mir im vorigen Jahr ſo gütig überſandt haben, noch immer nicht Dank geſagt habe? Damals, als ich Sie empfing, hinderte mich meine Krankheit, Ihnen ſogleich zu antworten, und nachher kamen ſoviel zerſtreuende Geſchäfte dazwiſchen, daß dieſe Bezeugung meiner Schuldigkeit von Tag zu Tag hinaus geſchoben wurde, ſo daß ich endlich, wie es oft geſchieht, aus Beſchämung ſchwieg. Vergeben Sie mir alſo, würdiger Mann, dieſe meine Unhöflichkeit und Undankbarkeit, und denken Sie darum nicht ſchlimmer von mir. Mit dem aufrichtigſten Herzen verſichere ich Ihnen, daß jene Zeichen Ihrer freundſchaftlichen Geſinnungen gegen mich den größten Wert für mich haben und mich zu Ihrem verpflichteten Schuldner machen. Nicht um dieſe Schuld zu tilgen, bloß um Ihnen ein kleines Zeichen meiner Hochachtung zu geben, nehme ich mir die Freiheit, einige Kleinigkeiten von meiner Feder beizulegen, die ich in Ihrer Bücherſammlung aufzuſtellen bitte. Die Sammlung proſaiſcher Aufſätze wird durch mehrere Bände fortgeſetzt, welche ich, ſowie ſie erſcheinen, Ihnen zuſchicken werde.

Ihre Anfrage wegen des Dante kann ich nicht ſogleich beantworten, weil der Verfaſſer dieſer Überſetzung gegenwärtig außerhalb Deutſchlands ſich befindet.

Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren

gehorſamſter Diener

Schiller.

An Benjamin v. Erhard.

Jena, den 5. Mai 1795.

Das unglückliche Schickſal Ihres Freundes geht mir ſehr zu Herzen, und lebhaft fühle ich mit Ihnen das Peinliche dieſer Lage, wo Sie zuſehen müſſen, wie ein Freund, dem Sie geholfen haben würden, das Opfer des Unverſtandes wird. Doch nach Ihrer eigenen Beſchreibung gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, denn gerade deswegen, weil der ganze Anfall den Dekurſus einer hitzigen Krankheit hat, ſo kann man hoffen, daß er auch ehe eine Kriſe haben und in keine eigentliche Manie übergehen werde.

Sind es denn die Menſchen wert, daß ein geſcheiter Mann ihrentwegen ſich auffetze, ſeinen Verſtand zu verlieren? Wahrhaftig, ſie ſind es nicht.

Mich freute es ſehr, mein Lieber, daß Ihre Denkungsart ſich auf den gemäßigten und ruhig feſten Ton geſtimmt hat, den ihre neueſten Arbeiten unverkennbar zeigen. Nach und nach, denke ich mir, ſollen Sie ſich ganz und gar von dem Felde des praktiſchen Kosmopolitismus zurückziehen, um mit Ihrem Herzen ſich in den engeren Kreis der Ihnen zunächſt liegenden Menſchheit einzuſchließen, indem ſie mit Ihrem Geiſt in der Welt des Ideals leben. Glühend für die Idee der Menſchheit, gütig und menſchlich gegen den einzelnen Menſchen und gleichgültig gegen das ganze Geſchlecht, wie es wirklich vorhanden iſt — das iſt mein Wahlſpruch.

Wenn Sie mir erlauben, außer denjenigen Stellen, welche in Ihren Briefen über Platos Republik die ganze Korreſpondenz einleiten, noch hie und da einen Ausdruck zu ändern, der für die Leſer der Horen zu fremd ſein könnte, ſo kann ich Ihren Beitrag ganz gut für die Horen gebrauchen. Einem andern Journal gönne ich ihn nicht; auch wünſchte ich, daß Ihnen der Vorteil des größern Honorars nicht entzogen würde. Ich kann Ihnen für alle Ihre Aufſätze, ſobald ſolche nur für unſer Publikum popular genug ſind, 5 Louisdors par Bogen auszahlen laſſen.

Was meine Theorie betrifft, wie ich ſie in den Äſthetiſchen Briefen aufzuſtellen angefangen, ſo hoffe ich, daß nach und nach jede Zweideutigkeit verſchwinden ſoll. Ich bin auf ein ausführliches Urteil vom alten Kant ſehr begierig, der mir verſprochen hat, die Briefe zu ſtudieren und mir dann ſeine Meinung davon zu ſagen. Beim erſten Durchleſen war er recht wohl damit zufrieden, wie er ſchreibt. Dem Verfaſſer des Aufſatzes über den Geſchlechtsunterſchied läßt er mehr Gerechtigkeit widerfahren als Sie, ob er gleich Zweifel gegen ſeine Behauptungen äußert.

Adieu, lieber teurer Freund. Meine Frau grüßt Sie herzlich, und wir beiden wünſchen Ihnen Aufheiterung und guten Mut. Möchten wir einander bald wieder eine Zeitlang genießen. Ganz der Ihrige

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 11. Mai 1795.

Es iſt mir freilich nicht angenehm, daß Göſchen ſich ſo ungeberdig bezeugt hat; aber ungerecht darf ich auch nicht gegen ihn ſein, und wenn er alſo den Karlos nicht gern verliert, ſo halte ich mich für verbunden, ihm dieſes Stück nicht zu entreißen. Ich werde aber die Bedingung machen, daß, wenn er ſolches verlegen ſollte, dieſes zugleich mit den übrigen meiner Schauſpiele geſchieht, ſo daß wir uns im Format darnach richten können. Indeſſen ſprechen wir darüber noch ausführlicher.

Sie ſchreiben von einem reinen Abſatz von zwanzig Exemplaren. Das iſt doch wohl ſo gemeint, daß dies ganz neue Beſtellungen ſind — nämlich zwanzig Exemplarien mehr, als Sie überhaupt ſchon vor der Meſſe verſendet hatten?

Rechnen Sie auf meine größte Aktivität in Anſehung der Horen — ſowohl was die Redaktion als was meine eigenen

Arbeiten betrifft. Wir wollen das Publikum gewiß noch zwingen; einſtweilen können wir ja zufrieden ſein.

Herdern hat Ihr Brief ſehr erfreut, und Sie können alles Gutes von ihm erwarten, denn er ſchreibt mir ſehr viel Schönes von Ihrem Brief. Hier eine Einlage von ihm.

Das übrige ſchreibe mit der Poſt. Neues Manuſkript folgt in acht Tagen.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 15. Mai 1795.

Daß Sie ſich nicht wohl befanden, erfuhr ich erſt vorgeſtern und beklagte Sie aufrichtig. Wer ſo wenig gewöhnt iſt, krank zu ſein, wie Sie, dem muß es gar unleidlich vorkommen. Daß die jetzige Witterung auf mich keinen guten Einfluß hatte, iſt etwas ſo Gewöhnliches, daß ich nicht davon reden mag.

Freilich verliere ich die ganze zweite Elegie ſehr ungern. Ich hätte geglaubt, daß ſelbſt die ſichtbare Unvollſtändigkeit derſelben keinen Schaden bei dem Leſer tun würde, weil man leicht darauf verfallen kann, eine abſichtliche Retizenz darunter zu mutmaßen. Übrigens kann man ja der Schamhaftigkeit, die von einem Journal gefodert wird, dieſes Opfer bringen, da Sie in einigen Jahren, wenn Sie die Elegien beſonders ſammeln, alles, was jetzt geſtrichen wird, wieder herſtellen können. Gern wünſchte ich Montag früh die Elegien oder doch einen Bogen derſelben zu haben, um ſie abſchicken zu können. Mit meinem Aufſatz hoffe ich endlich noch fertig zu werden, wenn kein beſonderer Unfall dazwiſchen kommt.

An andern Beiträgen iſt nichts eingelaufen, und das ſiebente Stück ſteht noch ganz in Gottes allmächtiger Hand.

Cotta iſt mit der Meſſe ziemlich zufrieden. Es ſind ihm zwar

von den Exemplarien, die er in Kommiſſion gegeben, manche remittiert, aber auch ebenſoviele wieder neu beſtellt worden, ſo daß der Kalkul im ganzen dadurch nichts gelitten hat. Nur bittet er ſehr um größere Mannigfaltigkeit der Aufſätze. Viele klagen über die abſtrakte Materien, viele ſind auch an Ihren Unterhaltungen irre, weil ſie, wie ſie ſich ausdrücken, noch nicht abſehen können, was damit werden ſoll. Sie ſehen, unſre deutſchen Gäſte verleugnen ſich nicht; ſie müſſen immer wiſſen, was ſie eſſen, wenn es ihnen recht ſchmecken ſoll. Sie müſſen Begriff davon haben.

Ich ſprach noch kürzlich mit Humboldt darüber; es iſt jetzt platterdings unmöglich, mit irgend einer Schrift, ſie mag noch ſo gut oder noch ſo ſchlecht ſein, in Deutſchland ein allgemeines Glück zu machen. Das Publikum hat nicht mehr die Einheit des Kindergeſchmacks und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung. Es iſt in der Mitte zwiſchen beiden, und das iſt für ſchlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für ſolche, die nicht bloß Geld verdienen wollen, deſto ſchlechter. Ich bin jetzt ſehr neugierig zu hören, wie von Ihrem Meiſter wird geurteilt werden, was nämlich die öffentlichen Sprecher ſagen, denn daß das Publikum darüber geteilt iſt, verſteht ſich ja von ſelbſt.

Von hieſigen Novitäten weiß ich Ihnen nichts zu melden, denn mit Freund Fichte iſt die reichſte Quelle von Abſurditäten verſiegt. Freund Woltmann hat wieder eine ſehr unglückliche Geburt und in einem ſehr anmaßenden Ton von ſich ausgehen laſſen. Es iſt ein gedruckter Plan zu ſeinen hiſtoriſchen Vorleſungen: ein warnender Küchenzettel, der auch den hungrigſten Gaſt verſcheuchen müßte.

Daß Schütz wieder ſehr krank war, ſich aber wieder beſſer befindet, wiſſen Sie ohne Zweifel.

Ihre Beiträge zu dem Muſenalmanach erwarte ich mit rechter Begierde. Herder wird auch etwas dafür tun.

Reichardt hat ſich durch Hufeland zu einem Mitarbeiter an den Horen anbieten laſſen.

Haben Sie die Luiſe von Voß ſchon geleſen, die jetzt heraus iſt? Ich kann ſie Ihnen ſchicken. Den Aufſatz im Deutſchen Merkur werde ich mir geben laſſen.

Meyern wünſche viel Glück zu ſeiner Arbeit. Grüßen Sie ihn herzlich von mir. Alles empfiehlt ſich Ihnen herzlich.

Sch.

N. S.

Cotta ſchickte mir nicht mehr als dieſe zwei Horen. Ich glaube, daß ich Ihnen deren drei zu ſchicken hatte.

An Gottfried Herder.

Jena, den 17. Mai 1795.

Mit dem Geſchenk der Terpſichore haben Sie mich aufs angenehmſte überraſcht. Daß Sie einen ſolchen Dichter aus ſeinem Grabe erwecken und ſo ſchön erwecken, muß Ihnen jeder Freund der poetiſchen und philoſophiſchen Muſe danken. Das Kleid, das Sie ihm geben, ſteht ihm wie angegoſſen, und mit Mühe kann ich mich überreden, daß ich eine Überſetzung leſe. Auch die Versarten könnten, ſoweit ich Sie geleſen habe, nicht glücklicher gewählt ſein, und wehe dem Ohre, dem hier durch den Reim nachgeholfen werden müßte.

Ich würde mir das Vergnügen nicht nehmen laſſen, dies angenehme Produkt dem Publikum ſelbſt anzuzeigen, wenn ich nicht fürchten müßte, die Anzeige dadurch um mehrere Monate aufzuhalten, da ich mich die nächſten drei oder vier Monate vor dringenden Arbeiten für die Horen und meinen Muſenalmanach kaum zu beſinnen weiß.

Aber ich ſende es, ſobald ich es ganz geleſen habe, an meinen Freund Körner, der ein trefflicher Beurteiler iſt, und, wenn er nicht zu blöd iſt, die Arbeit zu wagen, ſie gewiß vortrefflich ausführen wird.

Mit wahrer Sehnſucht ſehe ich einem neuen Beitrag von

Ihnen für die Horen entgegen, und daß Sie den Muſenalmanach mit dotieren helfen wollen, macht mir nicht wenig Freude. Die Arbeiten für die Horen und überhaupt die gegenwärtige abſtrakte Richtung meines Gemütes haben mir nicht erlaubt, eine neue Form dafür auszudenken und meine Wünſche in Rückſicht auf dieſe Sammlung höher zu ſteigern, als ihr überhaupt durch Auswahl des Guten einen Wert vor ihren Schweſtern zu geben. Alles, was Sie dafür tun wollen, wird zur Erreichung dieſer Abſicht in höchſtem Grade dienen, und alle Formen ſtehen Ihnen frei.

Herrn Michaelis erwarte ich alle Tage hier. Ich werde ihm durch Eröffnung Ihres Verſprechens große Freude machen. Die Luiſe von Voß, die jetzt ganz heraus iſt, haben Sie ohne Zweifel geleſen. Sie iſt ein gar artiges Produkt. Ich wünſchte ſehr, zu wiſſen, was Sie zu dem harten Sturm ſagen, den Profeſſor Wolf in Halle auf Homer getan. Wäre es nicht intereſſant, über dieſen Gegenſtand auch in den Horen ein Wörtchen zu ſagen?

Meine Frau trägt mir auf, Ihnen auch in ihrem Namen für die Terpſichore recht verbindlich zu danken, und empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin aufs beſte.

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 17. [18.] Mai 1795.

Nur zwei Worte, um Ihnen den Empfang der Elegien zu melden und für den zweiten Teil Meiſters meinen und meiner Frau herzlichen Dank zu ſagen. Was ich in der Geſchwindigkeit (denn ich wollte ihn gleich binden laſſen) von Serlos Geſchichte las, iſt äußerſt unterhaltend, und ich freue mich nun ſchon auf den Eindruck, den dieſer Teil im Zuſammenhang auf mich machen wird.

Zu den Elegien wollten Sie Anmerkungen geben, welches

gewiß nicht überflüſſig wäre. Da ſolche am Ende derſelben, wie man es jetzt gewöhnlich zu halten pflegt, folgen könnten, ſo wäre dazu noch bis Montag Zeit. Das Publikum läßt ſich gern alles erklären.

Daß Sie wieder beſſer ſind, hat mir Herr v. Humboldt zu meiner herzlichen Freude verſichert. Ich habe ihm auf Ihre Erlaubnis die Terpſichore gegeben, die mir Herder unterdeſſen geſchickt hat. So weit ich darin las, iſt es eine ſehr glückliche Arbeit, und ein ſolcher Dichter war es in jedem Betrachte wert, in einer ſo ſchönen Form aus der Vergeſſenheit aufzuſtehen.

Wenn wir zu den Überſchriften der einzelnen Elegien recht viel Raum übrig laſſen, ſo können wir jede auf einer eigenen Seite anfangen, ohne daß ſie zu hoch oben aufhört. Ich werde denſelben Druck wie bei den Epiſteln dazu nehmen laſſen. Und ſo wandre denn der Zentaur in einer guten Stunde in die Welt.

Mich erfreut ſehr, Sie in einigen Wochen zu ſehen. Wenn ich darauf rechnen kann, daß Sie am letzten des Monats gewiß hier ſind, ſo hoffe ich, Ihnen meine Briefe noch vorher leſen zu können, ehe ſie abgehen, welches mir ſehr lieb ſein ſollte.

Daß Sie für das ſiebente Stück ſo freundlich ſorgen, dafür ſei Ihnen tauſend Dank geſagt. Unterdeſſen haben ſich wieder drei Mitarbeiter gemeldet, deren Arbeiten ich alle nicht brauchen kann.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 18. Mai 1795.

Hier der Anfang des ſechſten Stücks. Bei dem Druck dieſer Elegien iſt Folgendes zu beobachten.

1. Sie werden mit derſelben Schrift wie die Epiſteln gedruckt.
2. Jeder Hexameter und Pentameter wird gebrochen.
3. Jede Elegie wird auf eigener Seite angefangen.

4. Weil einige Elegien für eine einzige Seite zu lang und für zwei Seiten zu kurz ſind, ſo muß dadurch geholfen werden, daß man zu dem Titel jeder Elegie den Raum von ſechs oder acht Zeilen beſtimmt. Zwei Diſticha oder drei müſſen allerwenigſtens auf die letzte Seite einer jeden Elegie zu ſtehen kommen. Hat eine Elegie aber nicht über ſechs oder ſieben Diſticha, ſo kommt ſie auf eine Seite; hat ſie nicht über fünfzehn, ſo kommt ſie auf zwei Seiten; hat ſie nicht über dreiundzwanzig, ſo kommt ſie auf drei Seiten. Von der erſten Elegie dürfen nicht mehr als vier Diſticha auf die erſte Seite zu ſtehen kommen, daß die Überſchriften gut auseinander gerückt werden. Die dritte Elegie wird, wie im Manuſkript auch ſchon bemerkt iſt, zur zweiten und die zweite zur dritten gemacht.

Die Poſt geht ſogleich ab, und ich kann nichts mehr hinzuſetzen. Seien Sie ſo gut, Herrn Poſtſekretär Le Prêtre zu avertieren, daß er Pakete und Briefe, die künftig unter ſeiner Adreſſe mit dem Siegel der Horen einlaufen, Ihnen unerbrochen zuſendet. Adieu. Sch.

An Wolfgang v. Goethe.

Den 21. Mai 1795.

Der Überbringer dieſes, Herr Michaelis aus Strelitz, iſt der Verleger meines Muſenalmanachs. Wenn Sie ihm einige Augenblicke widmen wollten, ſo würde ich Sie bitten, mit ihm und unſerm Freund Meyer zu deliberieren, ob aus den Beiträgen, die Sie zu dem Almanach beſtimmt haben (die Epigramme mit eingeſchloſſen), nicht einige Stoff zu Vignetten geben, die vielleicht Meyer ſkizzieren würde. Die Gewohnheit fodert dergleichen Verzierungen, und hier weiß ich noch keinen Stoff dazu. Hätten Sie unter Ihren kleinen Gedichten einige Romanzen oder dergleichen, ſo würde ſich daraus am beſten etwas machen laſſen. Der Almanach wird bei Herrn Unger gedruckt und ſoll elegant werden.

Ich ließ Sie durch Herrn Gerning bitten, mich den Tag wissen zu lassen, wo Claudine gespielt wird, um, wenn es mir etwa möglich wäre, die Vorstellung mit anzusehen oder doch meiner Frau das Vergnügen zu machen. Aber diese wird wahrscheinlich die Masern bekommen, und so hebt sich denn das ganze Plänchen.

Herzlich verlangt mich, Sie bald wieder hier zu sehen.

Michaelis wird Ihnen auch sagen, daß in seinen Gegenden starke Nachfrage nach Ihrem Meister ist.

Dieser Brief möge Sie bei der besten Gesundheit finden.

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 2. Juni 1795.

Seit vierzehn Tagen habe ich mich wieder in großer Not befunden. Die Fortsetzung meiner Briefe für die Horen drängte mich, und das üble Wetter wollte mir gar keine Ruhe gönnen. Jetzt geht es mit beidem besser. Der größte Teil meines Geschäfts ist getan, und ich fange auch an, mich leidlicher zu befinden. Auch meine Frau hat sich diese Zeit her an den Masern, die aber doch nicht ordentlich ausbrachen, krank befunden und ist noch nicht ganz wohl. Humboldt sah ich deswegen schon seit zwölf Tagen nicht, weil die Masern eine Sperre zwischen uns machten. Der Kleine ist noch allein ganz gesund.

Sonst erwarte heute nicht viel Tröstliches von mir. Ich wollte dir bloß schreiben, daß ich noch lebe, und warum du nichts von mir hörtest.

Herder hat mir die Terpsichore auch geschickt und mich sehr damit überrascht. Ich lege dir einen Brief von ihm bei, worin er eine Idee von mir, daß du ihn rezensieren möchtest, sehr lebhaft ergreift. Mir wäre es doch lieb, wenn ein Verhältnis zwischen euch käme. Die Terpsichore verdient gewiß eine Beurteilung besserer Art. Schreibe mir doch bald, ob du dich zu dieser Sache geneigt fühlst.

Deine Ergießungen über Meiſter habe ich Goethe, der wieder hier iſt, vorgeleſen und ihm Freude damit gemacht. Auf die Komödie will er aber nicht entrieren, denn er meint, daß wir kein geſellſchaftliches Leben hätten.

Er hat bei der Reviſion ſeines Manuſkripts für die Fortſetzung des Wilhelm Meiſter eine intereſſante Materie über den Unterſchied zwiſchen Roman und Drama unter die Feder bekommen, worin mir die Hauptidee ſehr gefällt. Der Roman, ſagt er, fodert Geſinnungen und Begebenheiten, das Drama Charakter und Tat.

Im Roman darf der Zufall mithandeln, aber der Menſch muß dem Zufall eine Form zu geben ſuchen. Im Drama muß das Schickſal herrſchen und dem Menſchen widerſtreben u. ſ. f. Die Ausführung dieſer Ideen, wovon er mir ausführlicher geſprochen, gibt ihnen ſehr viel Wahres.

Die Louiſe von Voß iſt vortrefflich und hat mir ungemein viel Freude gemacht.

Haſt du Wolfs Prolegomena zum Homer geleſen, worin die Einheit der Homerſchen Werke mit den ſtärkſten Gründen beſtritten ſein ſoll?

Dein Aufſatz in den Horen iſt ſchon abgedruckt in meinen Händen. In einigen Tagen bringt mir die fahrende Poſt die zu verſchickenden Exemplarien.

Herzliche Grüße von uns beiden an euch alle.

Dein

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 8. Juni 1795.

Kaum habe ich noch Zeit, lieber Freund, Ihnen ein Wörtchen zum Gruß zu ſagen. Mehrere Wochen habe ich vor zerſtreuenden Beſuchen und ſchlechtem Befinden, des üblen Wetters wegen,

kaum zu mir ſelbſt kommen können, und dann drängte mich der Aufſatz für die Horen gar ſehr. Hier erhalten Sie nun den Beſchluß des Zentaurs. Ich fürchte, Sie haben ihn früher gebraucht; aber vorigen Poſttag habe ich mich zu übel befunden, als daß ich das Manuſkript hätte ordnen können.

Groß genug iſt der diesmalige Transport meiner Briefe. Seien Sie ſo gut, mir, ſowie Sie dieſen Brief erhalten, die bis dato abgedruckten Bogen zuzuſchicken. Nächſtens mehr. Ihr

Sch.

An den Herzog Friedrich Chriſtian von Auguſtenburg.

Jena, den 9. Juni 1795.

Durchlauchtigſter Herzog, gnädigſter Fürſt und Herr,

Wie ſehr wünſchte ich, daß die Horen, davon ich Ew. Durchlaucht das fünfte Stück zu Füßen lege, Ihrer fernern Aufmerkſamkeit nicht unwert befunden werden möchten. An meinem Eifer das Gute zu ſammeln, wo ich es nur irgend finde, fehlt es nicht, aber ſo reich Deutſchland an Journalen und Schriftſtellern iſt, ſo arm iſt es doch wieder an guten Autoren und an friſchen geſunden Produkten des Genius und des philoſophiſchen Geiſtes. Dieſer Mangel iſt mir, ich geſtehe es, noch nie ſo bekannt geweſen, als ſeit Erſcheinung meines Journals, an dem eine ſo große und nicht unwichtige Sozietät Anteil nimmt und wo es dennoch ſo ſchwer hält, dem Publikum immer etwas Befriedigendes vorzulegen. Es gereicht zwar der Nation zum Ruhme, daß ſie ſchwerer zu befriedigen iſt, aber es wäre zu wünſchen, daß die Geſchicklichkeit der Schriftſteller dieſen hohen Forderungen auch entſprechen möchte.

An Fortſetzung meiner äſthetiſchen Briefe habe ich mich dieſe ganze Zeit über beſchäftigt, ſoweit meine Geſundheit es verſtattete, und das ſechſte Stück, das gegenwärtig unter der Preſſe iſt, wird eilf neue Briefe enthalten. Dürfte ich hoffen, daß dieſe Unterhaltung Eurer Durchlaucht bei Ihrem gegenwärtigen Aufenthalt

auf dem Lande einige Stunden erheitern könnte, so würde ich darin eine süße Belohnung finden.

Mit den Gesinnungen der tiefsten Devotion und Dankbarkeit ersterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht
untertänigster
F. Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 12. Juni 1795.

Das letzte Paket, worin das Manuskript für die Horen eingeschlossen ist, ist hoffentlich jetzt in Ihren Händen, und wenn ich Sie gleich dadurch um einen Posttag habe länger warten lassen, so werden Sie doch, wie ich hoffe, mit dem großen Anteil, den ich an diesem Stücke genommen, zufrieden sein. Ich bat Sie, mir gleich nach Empfang meines Briefs die fertig gewordenen Aushängebogen zu senden. Schicken Sie mir überhaupt von diesem Stücke jeden Bogen zu, weil ich sie früher brauche, als das ganze Heft fertig ist.

Von den Briefen über ästhetische Erziehung soll jetzt nichts mehr in den Horen erscheinen, damit, wenn das Buch einzeln erscheint, das Publikum auch wirklich ein neues Buch und nicht bloß den Abdruck eines alten erhalte. Ich freue mich übrigens sehr auf die Erscheinung dieser Schrift, der wir alle mögliche äußre und innre Eleganz geben müssen.

Was den Karlos betrifft, so wird das Beste sein, die Sache einige Zeit ruhen zu lassen, daß Göschen Zeit hat zu sich selbst zu kommen. Er wird dann desto leichter zu traktieren sein, denn jetzt war er zu sehr irritiert.

Leben Sie recht wohl; in wenigen Tagen erhalten Sie neues Manuskript zum siebenten Stücke der Horen. Ihr

Sch.

An Gottfried Herder.

Jena, den 12. Juni 1795.

Kaum als ich neulich Ihr schönes Geschenk erhalten, wurde ich von einem häßlichen Katarrhfieber befallen, welches mich nicht nur hinderte, Ihnen meinen herzlichen Dank dafür zu sagen, sondern auch das Buch selbst, wie ich es wünschte, zu genießen. Nachdem ich wieder anfing, mich zu erholen, fiel die Last der Horen mit solchem Druck auf mich, daß ich kaum Atem schöpfen konnte. Meinen ersten freien Moment widme ich Ihnen, um Ihnen meine Freude über den reichhaltigen Stoff und das schöne Leben in dieser Schrift mitzuteilen, welches mich in eine sehr angenehme Bewegung versetzt hat. Das eben ist das so sehr Auszeichnende darin (und was auch das Prädikat der Humanität eigentlich ausdrückt), daß Sie Ihren Gegenstand nicht mit isolierten Gemütskräften anfassen, nicht bloß denken, nicht bloß anschauen, nicht bloß fühlen, sondern zugleich fühlen, denken und anschauen, d. h. mit der ganzen Menschheit aufnehmen und ergreifen.

Beinahe möchte ich mich darüber ärgern, daß alle diese interessanten Aufsätze für unsre Horen verloren gehen mußten. Möchten Sie doch veranlaßt werden, alles, was Ihnen von jetzt an in die Feder kommt, unserm Journale zu bestimmen. Machen Sie Herrn Cotta Ihre Bedingungen, er wird alles, was Sie wünschen, mit Freuden eingehen, und ich bitte Sie darum so inständig, als man nur bitten kann, Ihren Anteil an unserm Journale so weit als möglich auszudehnen.

Darf ich zugleich meine Bitte wegen des Almanachs bei Ihnen erneuern? In sechs Wochen soll mit dem Druck der Anfang gemacht werden.

Mit der herzlichsten Hochachtung und Liebe der Ihrige

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 12. Juni 1795.

Daß Sie aufs neue krank geworden, habe ich von Herrn von Humboldt mit herzlichem Bedauern gehört, und daß Sie uns, einer ſolchen Urſache wegen, auf eine Zeitlang verlaſſen, beklage ich noch mehr. Sie waren in einer ſo friſchen und heitern Tätigkeit, und der Sprudel iſt eine ſchlechte Hippokrene, wenigſtens ſolang er getrunken wird. Möchten Sie indes nur bald imſtande ſein, abzureiſen, um deſto zeitiger wieder bei uns zu ſein.

Mein Fieber hat mich ſeit vier oder fünf Tagen verlaſſen, und ich bin gegenwärtig mit meinem Befinden ganz wohl zufrieden. Könnte ich es ebenſo mit meiner Tätigkeit ſein! Aber der Übergang von einem Geſchäft zu andern war mir von jeher ein harter Stand, und jetzt vollends, wo ich von Metaphyſik zu Gedichten hinüberſpringen ſoll. Indeſſen habe ich mir, ſo gut es angeht, eine Brücke gebaut und mache den Anfang mit einer gereimten Epiſtel, welche Poeſie des Lebens überſchrieben iſt und alſo, wie Sie ſehen, an die Materie, die ich verlaſſen habe, grenzt. Könnten Sie kommen und Ihren Geiſt auch nur ſechs Wochen lang, und nur ſoviel ich davon in mich aufnehmen kann, in mich hauchen, ſo würde mir geholfen ſein.

Der Zentaur iſt nun glücklich ausgerüſtet und mit ihm die erſte Semeſtre der Horen. Für die andern iſt mir ein klein wenig bang, wenn ich an den kleinen Vorrat gedenke. Sind Sie indeſſen nur geſund und frei und geht es mir ſelbſt nicht ſchlechter, als es in dieſem Jahre gegangen iſt, ſo iſt nicht zu verzagen. Sehr neugierig bin ich auf den verſprochenen Brief. Kann ich aber auch noch auf die Fortſetzung der Unterhaltungen für das ſiebente Stück zählen?

Das fünfte Buch Meiſters, das ich vor einigen Augenblicken erhielt, wird in instanti vorgenommen. Ich freue mich nicht wenig darauf und wünſchte nur, gleich auch den Reſt des Buchs zu haben.

Das iſt ein prächtiger Patron, der Heſperus, den Sie mir neulich ſchickten. Er gehört ganz zum Tragelaphengeſchlecht, iſt aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune und hat manchmal einen recht tollen Einfall, ſo daß er eine luſtige Lektüre für die langen Nächte iſt. Er gefällt mir noch beſſer als die Lebensläufe.

Meine Frau iſt wieder beſſer, und mit Karln geht es recht gut. Wenn Sie durchreiſen, welches wohl bald ſein wird, finden Sie uns, wie ich hoffe, auf beſſerem Weg.

Meyern bitte recht ſchön zu grüßen. Leben Sie recht wohl und werden Sie baldmöglichſt geſund.

Sch.

An Wilhelm Schlegel.

Jena, den 12. Juni 1795.

Sie haben durch den ſchönen Beitrag, den Sie in Ihrem Dante zu den Horen gegeben, ein zu entſchiedenes Verdienſt um den glücklichen Fortgang dieſes Journals, als daß ich Ihnen nicht den verbindlichſten Dank dafür ſagen ſollte. Ich tue dies um ſo lieber, da es mich zugleich veranlaßt, Ihre ſchriftliche Bekanntſchaft zu machen und Ihnen die Verſicherung meiner freundſchaftlichen Achtung zu geben.

Ich habe ſchon Ihren Herrn Bruder in Dresden erſuchen laſſen, Ihnen zu ſagen, daß Sie uns durch Ihren ferneren Anteil an den Horen außerordentlich verbinden würden. Senden Sie uns, was Sie nur irgend zum Druck beſtimmt haben. Es wird dem Journal immer zur Zierde gereichen, und mit dem Verleger ſollen Sie gewiß auch zufrieden ſein. Ich lege hier ein Avertiſſement bei, welches Sie mit dem Plan und den Grenzen des Journals bekannt machen wird.

Noch eine zweite Bitte hätte ich an Sie, welche darin beſteht, einen Muſenalmanach, welchen ich nächſte Michaelismeſſe heraus-

gebe, mit einigen Beiträgen zu beſchenken. Sie werden in keiner ſchlechten Geſellſchaft darin auftreten. Goethe, Herder, Engel, Matthiſſon u. ſ. f. werden Anteil daran nehmen. Ich müßte Sie aber bitten, mir binnen dem heutigen Datum und dem 1. Auguſt Ihre Beiträge zu ſenden, die direkt an mich nach Jena laufen können.

Von Herdern, der Ihren Aufſatz über Dante ſehr ſchätzt und bewundert, habe ich Ihnen viel Schönes zu ſagen.

Kommen Sie bald wieder in Ihr Vaterland und leben Sie den Muſen ein Leben, das Sie im Dienſt derſelben ſo ſchön eröffnet haben. Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 12. Juni 1795.

Mein letztes Paket wirſt du erhalten haben. Ich ſehe deiner Antwort, die Terpſichore betreffend, mit Verlangen entgegen und wünſche ſehr, daß du die Arbeit übernehmen möchteſt. Auch für die Horen wäre ein ſolcher Aufſatz vortrefflich zu gebrauchen, und ich werde mich kaum entſchließen können, ihn der Literaturzeitung zu überlaſſen. Es iſt überhaupt hohe Zeit, daß du wieder etwas für die Horen übernimmſt. Du mußt ſchlechterdings jährlich zehn Bogen daran ſchreiben und 300 Taler verdienen.

Beiliegenden Brief ſei ſo gut, auf das ſchleunigſte an Schlegel in Amſterdam zu befördern. Er betrifft meine Einladung an ihn zum Muſenalmanach, wozu jetzt die höchſte Zeit iſt. Laß mich wiſſen, ob vielleicht ſein Bruder einen Aufſatz fertig oder unter der Feder hat, der für die Horen brauchbar wäre. — Auch bitte ich dich, mir zu ſchreiben, wo Funk ſich jetzt erfragen läßt und wann er etwa zurückkommt. Schreibſt du ihm, ſo grüße ihn recht freundlich von mir und muntere ihn auf, etwas für die Horen zu arbeiten.

Heute nichts mehr, denn ſogleich geht der Brief ab. Herzliche Grüße an alles. Dein S.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 15. Juni 1795.

Dieſes fünfte Buch Meiſters habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungeteilten Empfindung durchleſen. Selbſt im Meiſter iſt nichts, was mich ſo Schlag auf Schlag ergriffen und in ſeinem Wirbel unfreiwillig mit fortgenommen hätte. Erſt am Ende kam ich zu einer ruhigen Beſinnung. Wenn ich bedenke, durch wie einfache Mittel Sie ein ſo hinreißendes Intereſſe zu bewirken wußten, ſo muß ich mich noch mehr verwundern. Auch was das einzelne betrifft, ſo fand ich darin treffliche Stellen. Meiſters Rechtfertigung gegen Werner ſeines Übertritts zum Theater wegen, dieſer Übertritt ſelbſt, Serlo, der Souffleur, Philine, die wilde Nacht auf dem Theater und dergleichen ſind ausnehmend glücklich behandelt. Aus der Erſcheinung des anonymen Geiſtes haben Sie ſo viel Partie zu ziehen gewußt, daß ich darüber nichts mehr zu ſagen weiß. Die ganze Idee gehört zu den glücklichſten, die ich kenne, und Sie wußten das Intereſſe, das darin lag, bis auf den letzten Tropfen auszuſchöpfen. Am Ende freilich erwartet jedermann den Geiſt bei der Tafel zu ſehen, aber da Sie ſelbſt an dieſen Umſtand erinnern, ſo begreift man wohl, daß die Nichterſcheinung ihre guten Urſachen haben müſſe. Über die Perſon des Geſpenſtes werden ſoviele Hypotheſen gemacht werden, als mögliche Subjekte dazu in dem Romane vorhanden ſind. Die Majorität bei uns will ſchlechterdings, daß Mariane der Geiſt ſei oder doch damit in Verbindung ſtehe. Auch ſind wir geneigt, den weiblichen Kobold, der Meiſtern in ſeinem Schlafzimmer in die Arme zu packen kriegt, für eine Perſon mit dem Geiſt zu halten. Bei der letztern Erſcheinung habe ich aber doch auch an Mignon gedacht, die an dem heutigen Abend ſehr viele Offenbarungen über ihr Geſchlecht ſcheint erhalten zu haben. Sie ſehen aus dieſer kleinen hermeneutiſchen Probe, wie gut Sie Ihr Geheimnis zu bewahren gewußt.

Das Einzige, was ich gegen dieſes fünfte Buch zu erinnern habe, iſt, daß es mir zuweilen vorkam, als ob Sie demjenigen Teile, der das Schauſpielweſen ausſchließend angeht, mehr Raum gegeben hätten, als ſich mit der freien und weiten Idee des Ganzen verträgt. Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für den Schauſpieler, da ſie doch nur von dem Schauſpieler ſchreiben wollen. Die Sorgfalt, welche Sie gewiſſen kleinen Details in dieſer Gattung widmen, und die Aufmerkſamkeit auf einzelne kleine Kunſtvorteile, die zwar dem Schauſpieler und Direktor, aber nicht dem Publikum wichtig ſind, bringen den falſchen Schein eines beſondern Zwecks in die Darſtellung, und wer einen ſolchen Zweck auch nicht vermutet, der möchte Ihnen gar ſchuld geben, daß eine Privatvorliebe für dieſe Gegenſtände Ihnen zu mächtig geworden ſei. Könnten Sie dieſen Teil des Werks füglich in engere Grenzen einſchließen, ſo würde dies gewiß gut für das Ganze ſein.

Jetzt noch ein Wort über Ihre Briefe an den Redakteur der Horen. Ich habe ehemals daran gedacht, daß wir wohl daran tun würden, einen kritiſchen Fechtplatz in den Horen zu eröffnen. Aufſätze dieſes Inhalts bringen ein augenblickliches Leben in das Journal und erregen ein ſicheres Intereſſe beim Publikum. Nur dürften wir, glaube ich, das Heft nicht aus den Händen geben, welches geſchehen würde, wenn wir dem Publikum und den Autoren ein gewiſſes Recht durch unſre förmliche Einladung einräumten. Von dem Publikum hätten wir ſicherlich nur die elendeſten Stimmen zu erwarten, und die Autoren würden ſich, wie man Beiſpiele hat, ſehr beſchwerlich machen. Mein Vorſchlag wäre, daß wir die Angriffe aus unſerm eigenen Mittel machen müßten: wollten dann die Autoren ſich in den Horen verteidigen, ſo müßten ſie ſich den Bedingungen unterwerfen, die wir ihnen vorſchreiben wollen. Auch wäre deshalb mein Rat, ſogleich mit der Tat und nicht mit der Propoſition anzufangen. Es ſchadet uns nichts, wenn man uns für unbändig und ungezogen hält.

Was würden Sie dazu ſagen, wenn ich mich, im Namen eines Herrn von L., gegen den Verfaſſer von Wilhelm Meiſter beſchwerte, daß er ſich ſo gern bei dem Schauſpielervolk aufhält und die gute Sozietät in ſeinem Roman vermeidet? Sicherlich iſt dies der allgemeine Stein des Anſtoßes, den die feine Welt an dem Meiſter nimmt, und es wäre nicht überflüſſig, auch nicht unintereſſant, die Köpfe darüber zurecht zu ſtellen. Wenn Sie antworten wollen, ſo will ich Ihnen einen ſolchen Brief fabrizieren.

Ich hoffe, daß es mit Ihrer Geſundheit jetzt wieder beſſer geht. Der Himmel ſegne Ihre Geſchäfte und hebe Ihnen noch recht viele ſo ſchöne Stunden auf, wie die waren, in denen Sie den Meiſter ſchrieben.

Auf die Beiträge zu dem Almanach und auf die Unterhaltungen, wozu Sie mir Hoffnung gemacht haben, harre ich mit großem Verlangen. In meinem Haus geht es beſſer. Alles grüßt Sie.

Sch.

An Friedrich von Matthiſſon.

Jena, den 18. [13.?] Juni 1795.

Schon viele Monate habe ich Sie, mein lieber Freund, wie einen verlorenen Tropfen im Ozean, in der ganzen bewohnbaren Welt aufſuchen laſſen, aber meine Kundſchafter haben mich ſo ſchlecht bedient, daß ich erſt ſeit wenig Tagen den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts hab erfahren können. Was ich Ihnen zu ſagen habe, überlaſſe ich Ihrem eigenen Gewiſſen. Sie haben ein doppeltes Verſprechen zu erfüllen, und ich ſchenke es Ihnen nicht. Schon ſechs Monate ſind die Horen in der Welt, und Sie tun noch gar nicht, als wenn Sie mit zu unſerer Sozietät gehörten. In ſechs Wochen muß ich den Muſenalmanach in Druck geben, zu dem ich mit Schmerzen Beiträge von Ihnen

erwarte. Dieſe letztern, als das Preſſanteſte, lege ich Ihnen jetzt dringend ans Herz. Senden Sie mir, um der neun Muſen willen, binnen fünf Wochen einige friſche Blumen in den Kranz, den ich flechte.

Für die Horen hoffe ich, wenigſtens noch in dieſem laufenden Jahr etwas von Ihrer Hand zu erhalten. Ich nehme keine Entſchuldigung an. Ihr langes Stillſchweigen läßt mich hoffen, daß Sie recht fleißig geweſen ſind und vielleicht an einem größern Ganzen gearbeitet haben. Darf ich wiſſen, was Sie beſchäftigt hat?

Für jetzt und für immer

Ihr aufrichtiger Freund
Schiller.

An Sophie Mereau.

Jena, den 18. Juni 1795.

Entſchuldigen Sie, daß ich Ihnen für die überſchickten Beiträge zu meinem Almanach nicht früher als heute danke. Kopf- und Zahnſchmerzen, die mich ſchon ſeit mehreren Tagen quälen, raubten mir alle Stimmung zu einem Urteil über poetiſche Werke.

Mit vielem Vergnügen las ich Ihre Gedichte. Ich entdeckte darin denſelben Geiſt der Kontemplation, der allem aufgedrückt iſt, was Sie dichten. Ihre Phantaſie liebt zu ſymboliſieren und alles, was ſich ihr darſtellt, als einen Ausdruck von Ideen zu behandeln. Es iſt dies überhaupt der herrſchende Charakterzug des deutſchen poetiſchen Geiſtes, wovon uns Klopſtock das erſte und auffallendſte Muſter gegeben und dem wir alle, der eine weniger, der andre mehr, nicht ſowohl nachahmen als, durch unſere nordiſch-philoſophierende Natur gedrungen, folgen. Weil leider unſer Himmel und unſre Erde, der eine ſo trüb, die andre ſo mager iſt, ſo müſſen wir ſie mit unſern Ideen bevölkern und ausſchmücken und uns an

den Geiſt halten, weil uns der Körper ſo wenig feſſelt. Deswegen philoſophieren alle deutſchen Dichter, wenige ausgenommen, welche Sie ſo gut kennen als ich.

Ich habe mir die Freiheit eines Redakteur genommen und in Ihren Gedichten einiges angeſtrichen, wogegen ein ſtrenger Ariſtarch etwas einwenden möchte. Sie finden vielleicht Zeit und Luſt, dieſe Kleinigkeiten zu ändern. Schwarzburg hat vorzüglich meinen Beifall. Nur finde ich dieſes Gedicht um ein merkliches zu lang: es überſteigt beinah um ein Dritteil die Grenze, welche der Ton der Empfindung und die Natur der Sache dergleichen Schilderungen ſetzt. Auch dies iſt ein Fehler, den wir alle mit Ihnen teilen und den ich um ſo weniger Bedenken trage zu rügen, da ich mir ihn ſelbſt vorzuwerfen habe. Allen den jetzt überſchickten Gedichten haben Sie einen Geiſt der Melancholie aufgedrückt. Nun wünſchte ich auch einige zu leſen, die eine fröhliche Stimmung und einen Geiſt der Luſtigkeit atmen. Leben Sie recht wohl und nehmen meine Bemerkungen ſo freundſchaftlich auf, als ich ſie niedergeſchrieben habe.

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 19. Juni 1795.

Hier folgt das Manuſkript von Meyern nebſt meinem beſten Gruß. Daß ich ſo bald etwas von ihm zu erwarten habe, iſt mir ſehr tröſtlich. Wenn es ihm indeſſen bloß an Zeit fehlt, um noch den Mantegna folgen zu laſſen, ſo kann ich ihm dieſe vielleicht geben, da ich von Freund Fichte einen Aufſatz erwarte und nun auf die Unterhaltungen ſicher rechnen darf. Nächſten Montag kann ich beſtimmter wiſſen, wie ich daran bin.

Daß Sie meine Erinnerungen, das fünfte Buch des Romans betreffend, Ihrer Aufmerkſamkeit wert achten, freut mich und gibt mir neuen Mut. Ich fühle indeſſen mit der Liebe, die ich für

dieſes Werk Ihres Geiſtes hege, auch alle Eiferſucht wegen des Eindrucks, den es auf andere macht, und ich möchte mit dem nicht gut Freund ſein, der es nicht zu ſchätzen wüßte.

Aus welchem Tollhauſe Sie das vortreffliche Fragment mögen aufgegriffen haben, weiß ich nicht, aber nur ein Verrückter kann ſo ſchreiben. Freund Obereit könnte es wohl geſchrieben haben, doch zweifle ich daran. Es hat mir vielen Spaß gemacht.

Gleich geht die Poſt. Ich freue mich ſehr darauf, Sie bald wieder zu ſehen.

Sch.

An Gottlieb Fichte.

Jena, den 23. Juni 1795.

[1. Bruchſtück.]

So ſehr mich der Anblick Ihres Manuſkripts erfreute, lieber Freund, und ſo ungern ich einen Beitrag miſſe, auf den ſchon ganz ſicher gerechnet war, ſo ſehe ich mich doch genötigt, ihn zurück zu ſchicken. Ich müßte dieſes, wenn der Inhalt auch noch ſo ſehr meinen Beifall hätte, denn ſowohl ſeine unförmliche Größe, die der Anfang erwarten läßt, als die (wenigſtens was dieſe erſte Probe betrifft) trockene, ſchwerfällige und — verzeihen Sie es mir — nicht ſelten verwirrte Darſtellung ſchließen ihn ſchon an ſich von den Horen aus; ich muß es aber um ſo mehr, da mich der Inhalt desſelben nicht viel beſſer als die Form befriedigt.

Über Geiſt und Buchſtaben in der Philoſophie überſchreiben Sie dieſe Briefe, und die erſten Bogen handeln faſt von nichts als von dem Geiſt in den ſchönen Künſten, ohne daß man den Gegenſtand, von welchem gehandelt werden ſoll, auch nur von weitem zu Geſicht bekommt; ich ſollte meinen, Geiſt, im Gegenſatz gegen den Buchſtaben, und Geiſt, als äſthetiſche Eigenſchaft, wären ſo himmelweit verſchiedene Begriffe, daß man nicht ohne eine ſchreckliche Digreſſion von dem einen zu dem andern gelangen

könnte. In einem Aufsatz für ein Journal, wo es bloß auf eine simple und zweckmäßige Ausführung des Gegenstandes ankommt, ist eine so diffuse Behandlung und ein so weiter Anlauf vollends nicht zu entschuldigen.

Noch zweckwidriger wird der Aufsatz durch diesen Eingang für das gegenwärtige Bedürfnis meines Journals. Ein großer Teil meiner Briefe behandelt den nämlichen Gegenstand, und bei aller Mühe, die ich mir gegeben, den abstrakten Inhalt durch die Darstellung zu beleben, so findet man doch allgemein eine Unschicklichkeit darin, das Publikum in einem Journal mit so abstrakten Untersuchungen zu behelligen. Durch Ihre Beiträge hoffte ich, den philosophischen Kreis des Journals zu erweitern, der Gegenstand Ihres Aufsatzes ließ mich eine allgemein verständliche und allgemein interessierende Entwicklung hoffen. Was erhalte ich nun und was muten Sie mir zu, dem Publikum zu geben? Die alte Materie, sogar in der schon dagewesenen unbequemen Briefform und, um den Leser ja recht zu verwirren, nicht in der geringsten Verbindung mit der meinigen. Wäre Ihre Ausführung nur wenigstens eine Widerlegung meiner Theorie, so möchte es noch hingehen, der Leser hätte doch das Interesse der Vergleichung — aber verzeihen Sie, daß ich es sage, sie widerlegt und erbaut . . .

. . . dabei entblößt von allem, was den Leser bei gutem Mut erhalten könnte. Es tut mir leid, es zu sagen, aber es liege nun, woran es wolle, so befriedigt mich weder der Inhalt noch die Behandlung, und ich vermisse in dieser Arbeit die Bestimmtheit und Klarheit, welche Ihnen sonst eigen ist. Ihre Einteilung der Triebe deucht mir schwankend und unrein. Es fehlt an einem Einteilungsgrund, man sieht nicht, welche Sphäre dadurch erschöpft wird. Der Trieb zu empfinden (der Trieb nach Existenz, nach Materie) hat gar keine Stelle darin, denn es gehörte eine sehr gewaltige Operation dazu, ihn aus dem praktischen Trieb, so wie Sie diesen definieren, herauszubringen. Da die zwei ersten

Triebe nicht rein unterſchieden ſind, ſo konnte der dritte, daraus abgeleitete äſthetiſche Trieb nicht anders als ſchielend ausfallen. In der Beſtimmung dieſes äſthetiſchen Triebes herrſcht noch große Verwirrung, obgleich manches einzelne, was Sie darüber ſagen, vortrefflich iſt. Aber . . .

*

[2. Bruchſtück.]

Jena, den 24. Juni 1795.

So ſehr mich der Anblick Ihres Manuſkripts erfreute, lieber Freund, und ſo ungern ich einen Beitrag miſſe, auf den in den nächſten Lieferungen der Horen ſchon ganz ſicher gerechnet war, ſo bleibt mir doch nichts andres übrig, als ihn zurückzuſchicken. Ich müßte dieſes ſchon ſeiner unförmlichen Länge wegen, die ſich aus dem Anlauf, welchen Sie nehmen, nun wohl erraten läßt: ich muß es aber um ſo mehr, da ich mit dem Inhalt desſelben ſo wenig als mit der Behandlung zufrieden bin.

Über Geiſt und Buchſtaben in der Philoſophie überſchreiben Sie dieſe Briefe, und die erſten drei Bogen handeln von nichts als von dem Geiſt in den ſchönen Künſten, ohne daß man den Gegenſtand, welchen der Titel angibt, auch nur von weitem zu Geſicht bekommt. Ich ſollte meinen, Geiſt, im Gegenſatz gegen den Buchſtaben, und Geiſt, als äſthetiſches Vermögen, wären ſo himmelweit verſchiedene Begriffe, daß man nur durch einen Salto mortale von dem einen zum andern übergehen könnte.

Noch zweckwidriger wird dieſe Einleitung Ihres Aufſatzes für das gegenwärtige Bedürfnis der Horen. Ein großer Teil meiner Briefe über äſthetiſche Erziehung behandelt ſchon den nämlichen Gegenſtand. Aus der zweiten Lieferung Ihres Manuſkripts ſehe ich indes wohl, daß Sie keinen ſo großen Umweg gemacht zu haben glauben, denn nachdem ſie vorher dem äſthetiſchen Geiſt Geiſtloſigkeit entgegenſetzten, ſetzen Sie ihm auf einmal durch eine unbegreifliche Operation den Buchſtaben entgegen und nennen

Buchſtäbler die, denen die Fähigkeit dazu gebricht. Wie ſie von dem Geiſt in den Goethiſchen Werken, den man unter der Aufſchrift Ihres Aufſatzes ſchwerlich erwartet hätte, zu dem Geiſt der Kantiſchen oder Leibniziſchen Philoſophie einen Weg finden werden, ſoll mich in der Tat wundern.

*

[3. Bruchſtück.]

Wie ſollte ich es nun wagen, die nämliche Materie und noch dazu in der nämlichen unbequemen Briefform dem Publikum zum zweitenmal vorzulegen. Indeſſen es möchte ſein, wenn durch Ihre Ausführung die meinige nur entweder widerlegt oder beſtätigt würde und der Leſer zu einem Reſultate gelangte; aber — verzeihen Sie, daß ich es ſage — keines von beidem iſt der Fall, und es liege nun, woran es wolle, ſo iſt es Ihnen nicht gelungen, Ihre Meinung einem andern verſtändlich, viel weniger annehmlich zu machen. Ihre Einteilung der Triebe kommt mir höchſt ſchwankend und unbeſtimmt vor. Ich vermiſſe daran den Einteilungsgrund und ſehe nicht ab, welche Sphäre dadurch erſchöpft wird. Der Trieb nach Daſein [nach Stoff oder Leiden] findet darin gar keine Stelle; und da ſchon die zwei erſten Triebe nicht richtig unterſchieden ſind, ſo konnte der dritte, daraus abgeleitete äſthetiſche nur ſo ſchielend ausfallen, wie er in dieſer Deduktion erſcheint. In der Beſtimmung dieſes dritten, äſthetiſchen Triebs herrſcht noch eine nicht zu hebende Verwirrung, obgleich manche einzelne Beſtimmungen daran mich vollkommen befriedigen — doch ich kann nicht hoffen, in einem kurzen Briefe nur das Allernötigſte über dieſe Materie zu ſagen. Sie werden das Urteil anderer darüber hören; dieſes und die Zeit wird mich rechtfertigen.

Nur noch ein Wort über Ihren Vortrag. Sie ſchreiben, daß Sie Fleiß darauf verwendet hätten. Wir müſſen aber ganz verſchiedene Begriffe von einer zweckmäßigen Darſtellung haben, denn ich geſtehe, daß ich mit der Ihrigen in dieſen Briefen gar nicht

zufrieden bin. Von einer guten Darſtellung fodre ich vor allen Dingen Gleichheit des Tons und, wenn ſie äſthetiſchen Wert haben ſoll, eine Wechſelwirkung zwiſchen Bild und Begriff, keine Abwechſlung zwiſchen beiden, wie in Ihren Briefen häufig der Fall iſt. [Ich weiß wohl, daß man tiefſinnige Deduktionen niemals in ein Spiel für die Einbildungskraft verwandeln kann, aber ein lichtvoller Ausdruck] Daher das Unſchickliche, daß man unmittelbar von den abſtruſeſten Abſtraktionen unmittelbar auf Tiraden ſtößt, ein Fehler, woran man ſchon in Ihren früheren Schriften Anſtoß genommen, und der

*

[4. Bruchſtück.]

24. Juni.

So ſehr mich der Anblick Ihres Manuſkripts erfreute, lieber Freund, und ſo ungern ich einen Beitrag miſſe, auf den in den nächſten Lieferungen der Horen ſchon ganz ſicher gerechnet war, ſo ſehe ich mich doch genötigt, ihn zurückzuſchicken. Ich müßte dieſes ſchon ſeiner unförmlichen Länge wegen, die ſich aus dem Anlauf, welchen Sie nehmen, nun wohl erraten läßt, ich muß es aber um ſo mehr, da mich der Inhalt desſelben ſo wenig als die Behandlung befriedigt.

Über Geiſt und Buchſtaben in der Philoſophie überſchrieben Sie den Aufſatz, und die erſten drei Bogen handeln von nichts als von dem Geiſt in den ſchönen Künſten, der, ſoviel ich weiß, etwas ganz andres als das Gegenteil des Buchſtabens iſt. Geiſt, als Gegenſatz des Buchſtaben, und Geiſt, als äſthetiſche Eigenſchaft, dünken mir ſo himmelweit verſchiedene Begriffe zu ſein, daß es einem philoſophiſchen Werk ganz und gar an dem letztern gebrechen kann, ohne daß es ſich darum weniger qualifizierte, als ein Muſter einer reinen Darſtellung des Geiſtes aufgeſtellt zu werden. Ich ſehe alſo in der Tat nicht ab, wie Sie ohne einen Salto mortale von dem einen zu dem andern übergehen können, und noch weniger

begreife ich, wie Sie von dem Geiſt in dem Goetheſchen Werke, den man unter der Aufſchrift Ihrer Abhandlung ſchwerlich erwartet hätte, zu dem Geiſt in der Kantiſchen oder Leibniziſchen Philoſophie einen Weg finden werden. Aus der zweiten Lieferung Ihres Manuſkripts ſehe ich zwar wohl, daß Sie keinen ſo großen Umweg gemacht zu haben glauben, denn nachdem Sie vorher dem äſthetiſchen Geiſt Geiſtloſigkeit entgegengeſetzt, ſetzen Sie ihm durch eine mir unbegreifliche Operation den Buchſtaben entgegen und nennen Buchſtäbler die, denen die Fähigkeit dazu gebricht.

Für ſo zweckwidrig ich dieſe Einleitung in Rückſicht auf den abzuhandelnden Gegenſtand halte, ſo zweckwidrig iſt ſie noch insbeſondere für das gegenwärtige Bedürfnis der Horen. Ein großer Teil meiner Briefe aber behandelt den nämlichen Gegenſtand, und bei aller Mühe, die ich mir gegeben, den abſtrakten Inhalt durch die Darſtellung zu beleben, ſo findet man doch allgemein eine Unſchicklichkeit darin, dergleichen abſtrakte Unterſuchungen in einem Journal zu plazieren. Durch Ihren Aufſatz über Geiſt und Buchſtaben hoffte ich den philoſophiſchen Teil des Journals zu bereichern, und der Gegenſtand, den Sie wählten, ließ mich eine allgemein verſtändliche und allgemein intereſſierende Unterſuchung erwarten. Was erhalte ich nun und was muten Sie mir zu, dem Publikum vorzulegen? Die alte von mir noch nicht einmal ganz geendigte Materie, ſogar in der alten ſchon von mir gewählten Briefform und dies alles nach einem ſo exzentriſchen Plan, daß es unmöglich wird, die Partien Ihres Aufſatzes in ein Ganzes zuſammenzuhalten. Es tut mir leid, es zu ſagen, aber es liege nun, woran es wolle, ſo befriedigt mich weder die Einkleidung noch der Inhalt, und ich vermiſſe in dieſem Aufſatz die Beſtimmtheit und Klarheit, die Ihnen ſonſt eigen zu ſein pflegt. Ihre Einteilung der Triebe kommt mir ſchwankend, willkürlich und unrein vor. Es fehlt an einem Einteilungsgrund, man ſieht nicht, welche Sphäre erſchöpft iſt. Der Trieb nach Exiſtenz oder Stoff (der ſinnliche Trieb) hat gar keine Stelle darin. Denn es iſt unmöglich, den Trieb nach

Mannigfaltigkeit mit dem nach Einheit in eine Klaſſe zu [bringen]. Aus dem praktiſchen Triebe, ſowie Sie dieſen definieren, läßt er ſich ohne die gewaltſamſte Operation nicht herausbringen. Da die zwei erſten Triebe nicht rein unterſchieden ſind, ſo konnte auch der dritte, daraus abzuleitende äſthetiſche Trieb nicht anders als ſchielend und unſicher ausfallen. Kurz, in der Beſtimmung dieſes äſthetiſchen [Triebs herrſcht noch eine nicht zu hebende Verwirrung, obgleich manche einzelne Beſtimmungen daran mich vollkommen befriedigen. — Doch ich kann nicht hoffen, in einem kurzen Brief nur das Allernötigſte über dieſe Materie zu ſagen. Sie werden das Urteil anderer darüber hören; dieſes und die Zeit wird mich rechtfertigen.

Nur noch ein Wort über Ihren Vortrag. Sie ſchreiben, daß Sie Fleiß darauf verwendet hätten. Wir müſſen aber ganz verſchiedene Begriffe von einer zweckmäßigen Darſtellung haben, denn ich geſtehe, daß ich mit der Ihrigen in dieſen Briefen gar nicht zufrieden bin. Von einer guten Darſtellung fodre ich vor allen Dingen Gleichheit des Tons und, wenn Sie äſthetiſchen Wert haben ſoll, eine Wechſelwirkung zwiſchen Bild und Begriff, keine Abwechſlung zwiſchen beiden, wie in Ihren Briefen häufig der Fall iſt. Daher das Unſchickliche, daß man unmittelbar von den abſtruſeſten Abſtraktionen unmittelbar auf Tiraden ſtößt, ein Fehler, woran man ſchon in ihren früheren Schriften Anſtoß genommen und der hier vergrößert wiederkehrt. Wie endlich zu einem guten Vortrage Härten notwendig ſein können, begreife ich vollends nicht].

Sie unterſagen mir, eigenmächtige Änderungen in Ihrem Manuſkript zu machen, als wenn ich es gewohnt wäre, dergleichen ohne Einwilligung der Verfaſſer vorzunehmen. Habe ich an Ihrem erſten Aufſatz geändert, ſo haben Sie ſelbſt mich dazu autoriſiert, auch war es ein dringendes Bedürfnis. Das nämliche würde auch hier der Fall ſein, wenn der Fehler nicht tiefer läge.

Vergeben Sie die Freimütigkeit, mit der ich Ihnen meine Meinung eröffnete. Ich mußte, um nicht der Willkürlichkeit be-

ſchuldigt zu werden, Gründe von meinem Entſchluß angeben, der bei dem großen Bedürfniſſe der Horen nicht voll begreiflich ſein möchte. Habe ich mich in einigen Stellen zu lebhaft ausgedrückt, ſo mag der ſehr natürliche Unmut über eine fehlgeſchlagene Erwartung mich entſchuldigen.

In Ihrer Abrechnung mit Cotta kann übrigens dieſer Umſtand keine Veränderung machen. Er wird, wenn Sie die Schrift einzeln drucken laſſen, gerne Verleger dazu ſein. Ich lege deshalb den Brief, den Sie mir an ihn zugeſchickt, mit bei. Nur müſſen Sie mir erlauben, im Fall Cotta mich darüber zu Rat zieht, ihm als ſein Freund zu raten, worauf er ſich ein Recht erworben hat.

Der Ihrige

Sch.

Leben Sie wohl und laſſen den Freund nicht entgelten, was der Redakteur nicht wohl verſchweigen konnte.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 26. Juni 1795.

Ich erwarte mit dem nächſten Poſttag die erſten Bogen des ſechſten Stücks mit großem Verlangen. Hoffentlich iſt alles Manuſkript noch zu gehöriger Zeit angekommen, daß dieſes Stück wenigſtens nicht ſpäter als das vorhergegangene erſcheinen kann.

Neues Manuſkript zum ſiebenten Stück werden Sie erhalten haben. Mit nächſtem Poſttage folgt der Reſt. Laſſen Sie aber einſtweilen die Muſik zu den Voſſiſchen Gedichten beſorgen.

Die Thunbergiſche Reiſe nach dem Cap, Java und Japan habe ich dieſer Tage mit ungemeinem Intereſſe geleſen. Ich danke Ihnen noch einmal recht ſchön für dieſe Schrift, die für mich ebenſo belehrend als unterhaltend geweſen iſt. Sie hat das Intereſſe eines Romans und bei dieſem noch den großen Wert der

Geſchichte. Adele von Senange iſt auch eine recht artige Erzählung.

Dieſen und den nächſten Monat muß ich dem Almanach widmen und bin alſo für zwei Monate bloß Redakteur der Horen. Sie ſollen aber nichts dabei verlieren.

Das fünfte Stück, höre ich, iſt ganz gut aufgenommen worden. Ich fürchte, gerade das Schlechteſte darin hat ſein Glück gemacht, denn der Aufſatz über Muſik, welcher offenbar das Beſte darin iſt, wird von wenigen beurteilt werden können.

Sollten Ihnen von einem hieſigen Schriftſteller Anträge wegen eines Verlags geſchehen, ſo rate ich Ihnen, mir vorher ein Wort davon zu ſchreiben, ehe Sie etwas dezidieren.

Notieren Sie den Tag, an dem Sie dieſen Brief erhalten, und ſchreiben Sie mirs.

Ich lege hier einige Gedichte bei, werde aber noch beſonders ſchreiben, wann ſie einzurücken ſind. Sollte der Setzer aber fertig ſein, ehe das neue Manuſkript eintrifft, ſo kann er dieſe Gedichte ſowie das Voſſiſche einſtweilen ſetzen, denn das letzte kommt gewiß und die drei andern wahrſcheinlich in das ſiebente Stück.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 29. Juni 1795.

Eben erhalte ich Ihre zwei Pakete auf einmal und bin nicht wenig über die Schnelligkeit erſtaunt, womit Sie dieſes ſechſte Stück expediert haben. Ich mache Ihnen darüber mein großes Kompliment. Auch müſſen wir uns den Poſttag merken, an welchem Sie das zweite Paket abgeſchickt. Ihr Brief iſt vom 22. Juni datiert, und da ich heute früh das Paket erhalten, ſo iſt dasſelbe nicht ſieben Tage unterwegs geweſen.

Hier folgt neues Manuſkript. Suchen Sie ja recht viele Nach-

richten über die Aufnahme des Zentaurs einzuziehen, auch, wenn es ſein kann, aus öffentlichen Blättern, wo etwa davon die Rede wäre.

Der Aufſatz, den ich hier beilege, folgt unmittelbar auf den Dante, und nach demſelben werden die vier Gedichte, die Sie ſchon haben, eingerückt. Bei ſechs Bogen wollen wirs auch für diesmal bewenden laſſen.

Eben geht die Poſt. Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Friedrich Jacobi.

Jena, den 29. Juni 1795.

Ich hätte es nicht ſo lange anſtehen laſſen, Ihnen, mein vortrefflicher Freund, meine Freude über Ihren Brief zu bezeugen, wenn ich nicht befürchtet hätte, Sie dadurch zu mahnen, welches auch einen ſonſt angenehmen Beſuch läſtig machen kann. Jetzt aber, da Sie mir durch Herrn von Humboldt Hoffnung zu einer nahen Erfüllung Ihres Verſprechens geben, kann ich ohne die Gefahr einer Zudringlichkeit mein Andenken bei Ihnen erneuern.

Die Ausſicht, bald einen Beitrag von Ihnen zu erhalten, iſt mir in jeder Rückſicht äußerſt angenehm. In jeder Spur, worin er ſich abdrückt, erfreut mich Ihr origineller Genius, und er wird mich nur um ſo mehr erfreuen, wenn ich ihm auf meinem eigenen Felde begegne, das er mir neu machen wird. —

Was Sie mir durch Goethe über die erſte Lieferung meiner äſthetiſchen Briefe haben ſagen laſſen, hat mich nicht wenig erfreut. Ich darf bei dem Gang, den ich nehme, vor der Hand wenigſtens, auf keinen großen Anhang rechnen, da ich es ſowohl mit den empiriſchen als mit den rationalen Äſthetikern verderben mußte. Indeſſen habe ich noch immer guten Mut und werde, wenn die Götter wollen, meinen Weg mit Beharrlichkeit auslaufen. Da, wo ich bloß niederreiße und gegen andere Lehrmeinungen offenſiv verfahre,

bin ich ſtreng kantiſch; nur da, wo ich aufbaue, befinde ich mich in Oppoſition gegen Kant. Indeſſen ſchreibt er mir, daß er mit meiner Theorie ganz zufrieden ſei; ich weiß alſo doch noch nicht recht, wie ich gegen ihn ſtehe. — —

An Gottfried Körner.

Den 4. Juli 1795.

Nur zwei Worte, um dieſe Sendung der Horen zu begleiten. Ich habe heute eine ſchreckliche Expedition von Briefen.

Goethe iſt in Karlsbad und Humboldt auf drei Monate nach Berlin. Ich bin alſo ziemlich verlaſſen hier. Dafür will ich deſto fleißiger ſein. Ich lebe jetzt ganz cavalierement, denn ich mache — Gedichte für meinen Muſenalmanach. Närriſch genug komme ich mir damit vor.

Dein Aufſatz macht überall viel Senſation, und wer von dem fünften Stück der Horen ſpricht, der erwähnt ihn zuerſt. Du kannſt alſo mit deinem Debüt in den Horen wohl zufrieden ſein. Ein Aufſatz von dir über lyriſche Poeſie ſoll mich ſehr freuen. Die Materie iſt ſehr für dich. Laß ihn nur ja nicht liegen.

Vor einiger Zeit las ich im Deutſchen Merkur einen Aufſatz von deinem Schlegel über die Grenzen des Schönen. Welche Verworrenheit des Begriffs und welche Härte der Darſtellung herrſchte darin. So etwas mußt du ihm nicht ſchenken, wenn du ihm die Wahrheit ſagen darfſt. Er hat Kenntniſſe und denkt über ſeinen Gegenſtand. Aber er bringt es nicht bis zur Klarheit und eben deswegen auch nicht zur Leichtigkeit in der Diktion. Ich fürchte doch, er hat zum Schriftſteller kein Talent.

Iſt Langbein nicht in Dresden und könnteſt du mir nicht etwa einige Kleinigkeiten für meinen Almanach von ihm verſchaffen?

Lebe wohl. Von meiner Frau an euch alle die herzlichſten Grüße. Dein Sch.

An den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg.

Jena, den 5. Juli 1795.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr,

Nicht ohne Verlegenheit wage ich es, Ew. Herzoglichen Durchlaucht das sechste Stück der Horen zu überreichen.

Die Elegien, welche es enthält, sind vielleicht in einem zu freien Tone geschrieben, und vielleicht hätte der Gegenstand, den sie behandeln, sie von den Horen ausschließen sollen. Aber die hohe poetische Schönheit, mit der sie geschrieben sind, riß mich hin, und dann gestehe ich, daß ich zwar eine konventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Dezenz dadurch verletzt glaube. Ich werde in einem künftigen Stücke des Journals mir die Freiheit nehmen, mein Glaubensbekenntnis über das, was dem Dichter in Rücksicht auf das Anständige erlaubt und nicht erlaubt ist, ausführlich abzulegen.

Möchte die Fortsetzung meiner Briefe über ästhetische Erziehung, davon dieses Stück eine große Lieferung enthält, von Ew. Durchlaucht nicht ohne Interesse gelesen werden. Ich nähere mich darin immer mehr meinem Ziele und hoffe, mehreres, was in den vorigen Briefen noch dunkel geblieben ist, darin entwickelt zu haben.

In tiefster Devotion und Ehrerbietung ersterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht

untertänigster

F. Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 6. Juli 1795.

Eine große Expedition der Horen, die ich heute habe, läßt mir nur einige Augenblicke frei, um Sie zu Ihrer Ankunft im Karlsbad, welche, wie ich hoffe, glücklich gewesen ist, zu begrüßen. Ich freue mich, daß ich von den dreißig Tagen Ihrer Abwesenheit viere wegstreichen darf.

Von Fichte habe ich einen Brief erhalten, worin er mir zwar das Unrecht, das ich ihm getan, sehr lebhaft demonstriert, dabei aber sehr bemüht ist, nicht mit mir zu brechen. Bei aller nicht unterdrückten Empfindlichkeit hat er sich sehr zu mäßigen gewußt und ist bemüht, den Räsonnablen zu spielen. Daß er mir schuld gibt, seine Schrift ganz mißverstanden zu haben, ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Daß ich ihm aber Verworrenheit der Begriffe über seinen Gegenstand schuld gab, das hat er mir kaum verzeihen können. Er will mir seinen Aufsatz, wenn er ganz fertig ist, zum Lesen schicken und erwartet, daß ich alsdann mein übereiltes Urteil widerrufen werde. So stehen die Sachen, und ich muß ihm das Zeugnis geben, daß er sich in dieser kritischen Situation noch ganz gut benommen hat. Sie sollen seine Epistel lesen, wenn Sie zurückkommen.

Von hiesigen Novitäten weiß ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß die Tochter vom Hofrat Schütz wirklich gestorben ist, er selbst aber sich erträglich befindet.

Woltmann, der mich vor einigen Tagen besuchte, versicherte mir, daß nicht Fichte, sondern ein gewisser Fernow (ein junger Maler, der hier studierte, auch Gedichte macht und mit Baggesen eine Zeitlang reiste) Verfasser des Aufsatzes im Merkur über den Stil in den bildenden Künsten sei. Baggesen selbst erzählte dieses und erklärte dabei, daß jener Aufsatz das Sublimste sei, was je über diesen Gegenstand geschrieben worden. Ich hoffe also, Sie werden dem großen Ich in Oßmannstädt im Herzen Abbitte tun und wenigstens diese Sünde von seinem schuldigen Haupte nehmen.

Woltmann sagt mir, daß er angefangen habe, an einem Roman zu arbeiten, welches ich freilich mit seiner übrigen historischen Aktivität nicht recht reimen kann.

Von Humboldt habe noch keine Nachricht. Daß Ihr Aufenthalt im Karlsbad recht fruchtbar für Ihre Gesundheit und für die mitgenommenen Beschäftigungen sein möchte, wünsche ich von Herzen. Sollte sich eine Gelegenheit finden, mir den Rest des

fünften Buchs zu ſchicken, ſo würden Sie mir eine große Freude damit machen.

Von den Horen habe ich zwei Exemplarien nach Ihrer Vorſchrift verſchickt.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen beſtens. Leben Sie recht wohl und behalten uns in freundſchaftlichem Angedenken.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 6. Juli 1795.

Haben Sie die Güte, lieber Freund, beikommende Briefe baldmöglichſt zu beſorgen.

Ich bin in Sorgen, daß das Ihnen zugeſchickte Manuſkript für das ſiebente Stück nicht hinreichen möchte, und alles, was ich noch ſonſt ſchicken könnte, iſt viel zu groß für dieſes Stück und darf doch nicht abgebrochen werden. Sehen Sie alſo, wie Sie es machen, daß wenigſtens ſechs Bogen voll werden, wenn auch nicht von ordentlichen Aufſätzen, doch von Avertiſſements und dgl. Wenn das Manuſkript nur einige Blätter über fünf Bogen füllt, ſo iſt es zur Not ſchon genug. Können Sie aber vielleicht einige Stücke von Pfeffel, die für die Flora beſtimmt ſind, miſſen, ſo borgen Sie ſie den Horen. Ich will Ihnen dann den Valor auf irgend eine andere Art für die Flora erſtatten. Dies iſt aber nur in dem Fall nötig, daß von dem abgeſchickten Manuſkript nicht über fünf Bogen angefüllt werden ſollten.

Hier folgt auch neues Manuſkript für das achte Stück. Die erſten fünf oder ſechs Zeilen dieſes Aufſatzes befinden ſich noch auf dem vorhergehenden Manuſkript des Dante, und Sie werden ſo gut ſein, die Überſchrift und Nummer zu beſorgen.

Jetzt eine Hauptfrage. Wir haben hier miteinander überlegt, ob es nicht für die Horen empfehlend ſein würde, wenn wir von dem nächſten Jahr an einen achten Bogen, bloß Kritik enthaltend,

lieferten, in welchem wir uns anheiſchig machten, alles, was von einer Meſſe zur andern im Fach der ſchönen Literatur herauskommt, kurz, aber beurteilend, anzuzeigen, ſodaß nichts übergangen würde. Wir würden dadurch leiſten, was ſelbſt die Allgemeine Literaturzeitung nicht leiſtet, nämlich Vollſtändigkeit in dem Fache, das wir erwählen. Wir würden uns furchtbar machen und, was das vornehmſte iſt, eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit in die Horen bringen, indem der einzige achte Bogen zwiſchen 40—50 Schriften jeden Monat anzeigen müßte.

Dazu würde aber gehören, daß Sie uns die Rezenſenda lieferten, welches immer, da das Fach der ſchönen Literatur gegen 700 Schriften enthält, ein beträchtliches Objekt ſein würde. Ich zweifle aber nicht, daß Sie ſowohl als wir viele Schriften umſonſt erhalten würden, und von den meiſten Buchhändlern würden Sie wenigſtens die Hälfte Rabatt erhalten. Sobald eine Meßlieferung rezenſiert wäre, ſo erhielten Sie die Exemplare entweder zurück oder ließen ſolche dem Rezenſenten um den Rabatt. Auch könnten die Schriften hier und in Halle verauktioniert werden.

Der achte Bogen würde ſehr enge gedruckt, und Sie bezahlten ihn mit 6 Louisdor Honorar.

Denken Sie dem Vorſchlage nach — er koſtet Sie freilich mehr, aber hier iſt zu überlegen, ob man nicht die Exiſtenz des ganzen Journals durch dieſe Ausgabe ſicher ſtellt. Indeſſen wollen wir Ihrem eigenen Vorteil keineswegs zu nahe treten, und finden Sie die Sache zu koſtbar, ſo ſtehen wir gern davon ab.

Eben fällt mir ein, daß ich ein paar kleine Gedichte aus meinem Almanach aufopfern und für das ſiebente Stück hergeben kann. Doch wenn das alte Manuſkript 84 Seiten beträgt, ſo behalten Sie die Gedichte ja zurück und ſchicken ſie mir wieder. Adieu.

Dante will ich mit nächſter Poſt nachſenden.

An Karl von Morgenstern.

Jena, den 9. Juli 1795.

Ich bin beschämt über meine Nachlässigkeit, daß ich Ihnen über Ihre gütige Zuschrift und Ihr schönes Geschenk noch nicht meine Dankbarkeit bezeugt habe. Beides hat mich sehr erfreut, und der Wert des letzteren, welches überall den geistreichen Denker und trefflichen Kenner der Alten zeigt, rechtfertigt den hohen Wert, den ich auf die erstere und auf die gütige Meinung lege, die Sie mir darin zeigen. Alles Glück, das Ihrem entschiedenen Talente gebührt, begleite Sie auf der schönen Bahn, die Sie wandeln. Rechnen Sie dabei auf die lebhafteste Teilnehmung

Ihres aufrichtig ergebenen

F. Schiller.

An Friedrich Jacobi.

Jena, den 9. Juli 1795.

Um Sie, vortrefflicher Freund, über das Schicksal Ihres Manuskripts keinen Augenblick ungewiß zu lassen, melde ich Ihnen nur in zwei Worten die glückliche Ankunft desselben und meine herzliche Freude über seinen Inhalt. Ob ich gleich in einigen Punkten, die Sie darin berühren, meinen eigenen Glauben habe, so bin ich doch in allen übrigen Stücken von der Wahrheit dessen, was Sie bescheiden nur „Ihre Meinung" nennen, durchdrungen, und die Liberalität, mit der Sie über die Schonung menschlicher Vorstellungsarten sprechen, atmet den Geist der echtesten und humansten Philosophie. Gar zu gerne begegnet es dem Analysten, das Leben von dem Körper und den Geist von der toten Hülle zu trennen und was oft bloß Formel und Buchstabe ist, mit einer Rigidität und Unduldsamkeit, als wenn es der lebendige Geist wäre, zu verteidigen. Die Geständnisse, welche Sie bei dieser Gelegenheit ablegen, sollten billig beide Parteien, die Religions-

eiferer und die Religionshaſſer, ſchamrot machen und zur Verträglichkeit führen.

Ich freue mich, Ihren Aufſatz mit mehrerer Muße gedruckt zu durchleſen, denn da ich ihn heute noch nach Tübingen abſenden muß, ſo konnte ich mir noch nicht die gehörige Zeit dazu nehmen. Der Freiheit gemäß, die Sie mir bewilligten, habe ich auf einen andern Titel gedacht, in welchem etwas von dem Inhalt vorkäme; ich fand aber keinen, der mir ſchicklich genug ſchien, und habe daher den Ihrigen beibehalten, welcher Sie auch bei künftigen Fortſetzungen deſto weniger genieren wird.

Mit rechtem Verlangen erwarte ich die von Ihnen zunächſt verſprochene Fortſetzung.

Humboldt iſt bereits ſeit neun Tagen abgereiſt. Ich werde ihm aber Ihren Brief nach Berlin nachſenden.

Schenken Sie ein freundliches Andenken Ihrem ewig ergebenen

F. Schiller.

An Wilhelm von Archenholz.

Jena, den 10. Juli 1795.

Schon mehrere Wochen, mein vortrefflicher Freund, habe ich mit jedem Poſttage auf einen Aufſatz von Ihrer Hand geharrt, wozu Ihr letzter Brief mir eine ſehr nahe Hoffnung machte, und habe deswegen immer verſchoben, Ihnen zu antworten. Beinahe aber fürchte ich, daß Sie mich vergeſſen haben, und will alſo meine Antwort nicht länger verſchieben.

Ihre Darſtellung von der Räumung Toulons iſt ein treffliches Stück, und wer es weiß, was dazu gehört, für eine ſo verwirrte und wilde Maſſe den rechten Standpunkt zu finden und die Partien zu ordnen, der muß den Verſtand bewundern, womit es angelegt und entwickelt iſt. Auch der Geſchichtsſchreiber muß wie der Dichter und Hiſtorienmaler genetiſch und dramatiſch zu Werk gehen; er muß die produktive Einbildungskraft des Leſers ins

Spiel zu ſetzen wiſſen und bei der ſtrengſten Wahrheit ihr den Genuß einer ganz freien Dichtung verſchaffen. Dieſes haben Sie hier, und wahrhaftig nicht hier allein, in hohem Grade erreicht, und es müßte ein ſchlechter Maler ſein, der nach Ihrer Darſtellung nicht in Stand geſetzt wäre, ein ausdrucksvolles Gemälde jener fürchterlichen Begebenheit hinzuwerfen. Ich bin ein zu ſchlecht beleſener Hiſtoriker, als daß ich über Ihre hiſtoriſche Treue urteilen, oder, wenn ich es auch täte, daß mein Urteil darüber für Sie einen Wert haben könnte; aber daß Sie die hiſtoriſche Kunſt mehr als irgend einer in Ihrer Gewalt haben, dies iſt ein Zeugnis, das ich Ihnen, öffentlich und im ſtillen, zu geben bereit und begierig bin.

Auf das, was Sie über Polen ſagen werden, bin ich ſehr neugierig. Auch in der Wahl Ihrer Stoffe habe ich Sie öfters beneidet: aber vielleicht iſt es nicht der Stoff, ſondern der Geiſt, womit Sie ihn beleben, was ihn fruchtbar macht.

Iſt Ihnen noch nicht die Idee gekommen, ein kurzes, gedrängtes Tableau von dem amerikaniſchen Freiheitskrieg aufzuſtellen. Ich kenne nichts in der neuern Geſchichte, was unter der Hand eines guten Meiſters ſo allgemein anziehend werden könnte; denn die franzöſiſche Revolution iſt wenigſtens vor der Hand noch nicht reif für die hiſtoriſche Kunſt.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Sophie Mereau.

[Mitte Juli 1795.]

Die Mühe, welche Sie auf Verbeſſerung Ihrer Gedichte verwendet haben, iſt durch einen ſehr glücklichen Erfolg belohnt. Klarheit, Leichtigkeit und (was bei Produkten der weiblichen Muſe ein ſo ſeltenes Verdienſt iſt) Korrektheit zeichnen ſolche ſehr vorzüglich aus, und ich darf Ihnen ohne Schmeichelei im voraus verſichern, daß ſie in dem Almanach hervorſtechen werden.

Ihre Vorliebe für jenes beſchreibende Gedicht iſt vollkommen gerecht, denn was in den übrigen Gedichten einzeln zerſtreut iſt, Geiſt, Empfindung, poetiſche Malerei und fließende Sprache, iſt in dieſem vereinigt. Was die Abkürzung dieſes Gedichtes betrifft, ſo war meine Meinung nicht, eine Auswahl unter den einzelnen Stanzen zu treffen, ſondern aus einem Gedicht deren zwei zu machen, weil ich zwei verſchiedene Töne der Empfindung darin zu bemerken glaubte und nur gegen die Einheit des Geiſtes gefehlt ſchien. Nach einem zweiten Leſen fiel mir aber dieſer Umſtand weit weniger auf, und ſo wie es iſt, bin ich jetzt auch vollkommen damit zufrieden. So gern ich dieſes Gedicht meinem Almanach gönne, dem es zur großen Zierde gereichen wird, ſo liegen mir doch die Horen noch näher an, und ich hätte große Luſt, es in dieſe zu ſetzen, wenn Sie damit zufrieden ſind.

Unterdeſſen nehmen Sie für die ganze, mir ſehr willkommene Lieferung meinen verbindlichſten Dank an.

In der letzten Zeile des Gedichts Schwarzburg iſt eine Silbe ausgelaſſen, welche noch einzurücken bitte.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Benjamin Erhard.

Jena, den 17. Juli 1795.

Nur zwei Worte, lieber Freund, zur Begleitung dieſes Pakets. Ich leide ſchon mehrere Wochen faſt anhaltend an meinen Krämpfen und habe die Feder ganz weglegen müſſen. Sie erhalten hier die bisher herausgekommenen Horenſtücke. (Jedes Stück, worin etwas von Ihnen enthalten iſt, erhalten Sie gratis, und ſobald wir Sie unter die fleißigen Mitarbeiter zählen dürfen, bekommen Sie den ganzen Jahrgang ohnehin frei.) Dieſe ſechs Stücke hatte ich noch übrig, ſie werden Ihnen alſo nicht verrechnet.

Ihr Aufſatz wird in acht Tagen, denke ich, gedruckt ſein. Er

fängt das siebente Stück an. Ich wünsche, daß Sie mit meiner Redaktion desselben, auf die ich freilich nicht viel Zeit wenden konnte, zufrieden sein möchten.

Melden Sie mir, ob ich Ihnen das Honorar für diesen Aufsatz gleich bar soll bezahlen lassen. Nach unserer Einrichtung wird von einer Ostermesse zur andern Abrechnung vorgenommen. An diese Übereinkunft brauchen Sie sich aber nicht zu binden.

Recht verlangend bin ich auf etwas Neues von Ihrer Hand. Lassen Sie mich nicht allzulang darauf warten.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 20. Juli 1795.

Ehe ich es vergesse, lieber Freund, so bitte ich Sie, in den Ergießungen von Jacobi einen Schreibfehler zu verbessern und anstatt Maximilian Kaiser Leopold zu setzen. Jacobi hat mir von Hamburg aus dieses Versehen gemeldet.

Wenn es Ihnen nichts verschlägt, so wünschte ich, daß Sie Jacobin ein Freiexemplar der Horen (das erste Stück habe ich ihm schon geschickt) senden wollten. Es liegt mir daran, ihn für die Horen in Eifer zu setzen und darin zu erhalten. Auch weiß ich, daß er für eine solche Aufmerksamkeit sehr empfindlich ist. Es müßte aber ein Exemplar auf Postpapier sein. Seine Adresse ist an Herrn Geheimen Rat Jacobi nach Eutin, wo er sich vier Wochen aufhalten wird. Die folgende Exemplare an ihn können Sie bis auf weitere Nachricht an mich einschließen.

Ich habe, um nicht zu viele kleine Geldberechnungen mit Gablern allhier zu haben, für die an ihn eingeschlossenen Pakete kein Porto genommen; damit wir ihm aber nichts schenken, so seien Sie so gut, von dem achten Stück an die Adresse umzukehren und das für mich bestimmte Paket an ihn einzuschließen.

Hier der dritte Aufſatz zum achten Stück, den vierten und letzten werde ich nächſten Poſttag ſenden. Auch das achte Stück wird nicht volle ſieben Bogen enthalten. Ich hoffe, daß Sie die Gedichte, welche ich Ihnen zur Fürſorge für das ſiebente Stück geſchickt, nicht werden nötig gehabt haben und mir alſo zurückſchicken können.

Göſchen iſt noch immer ſehr unwillig und beträgt ſich überhaupt höchſt plump. Ich bin überzeugt und kann es aus ſeinen neueſten Äußerungen ſchließen, daß er in ſeinem Grimm auf mich, beſonders wenn ich dieſen noch mehr erregen ſollte, mir auch den Carlos an den Hals werfen wird, um zu zeigen, daß er mich nicht brauche und nichts mit mir zu ſchaffen haben wolle. Was meinen Sie, wenn ich ihn jetzt noch etwas in Zorn brächte und ihm alsdann für ein großes Honorar den Verlag meiner Schauſpiele anböte? Ich will indes dieſen Schritt nicht tun ohne Ihre Einwilligung, aber ſo wie die Sachen ſtehen, bin ich feſt überzeugt, daß er die Offerte grob zurückweiſen und uns auf dieſe Art über den Carlos freie Hand laſſen wird. Ich werde ihm fünf Louisdors für den Bogen abfodern, eine Summe, die ich von Ihnen nie verlangen werde, und ſollte er gegen alle meine Erwartung die Foderung eingehen, ſo zahle ich Ihnen zwei Louisdors von jedem Bogen heraus, denn drei Louisdors iſt alles, was ich für den Bogen meiner theatraliſchen Schriften verlangen kann.

Überlegen Sie meinen Vorſchlag und beantworten ihn bald. Der Ihrige

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 20. Juli 1795.

Um nicht wieder zu vergeſſen, dir die Verfaſſer des ſiebenten Stücks der Horen zu nennen, will ich gleich damit anfangen: 1. Über den Nationalcharakter der Franzoſen, von Woltmann.

2. Über das Spiel in der engſten Bedeutung, von Magiſter Weißhuhn, der vor acht Wochen hier geſtorben iſt. 3. Der rhodiſche Genius, von Alexander von Humboldt. 4. Literariſche Sansculottismen von Goethe. 5. Gedichte von Voß.

Im ſiebenten Stücke erſcheint die Fortſetzung von Schlegels Dante, ein Aufſatz von D. Ehrhard aus Nürnberg über die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Geſetzgebung (zugleich Kritik der platoniſchen Republik), einige Briefe von F. Jacobi, philoſophiſche Gegenſtände betreffend, auch einige Gedichte von Voß, Pfeffel und Woltmann. Dieſes Stück wird in zwölf Tagen in deinen Händen ſein.

Es tat mir leid, daß du über meine Briefe im ſechſten Stücke nicht ausführlicher ſein konnteſt. Wenn dich dieſe Veranlaſſung aber zu einem neuen Aufſatz für die Horen bringt, ſo will ich ſehr damit zufrieden ſein. Dein Aufſatz im fünften Stücke intereſſiert jedermann, und die Horen befinden ſich ſehr gut dabei. Könnteſt du mehrere kleine Aufſätze von ſechs bis zehn Blatt ausarbeiten, ſo würde dies für uns um ſo zweckmäßiger ſein. Auch du ſelbſt würdeſt dich leichter dazu geſtimmt finden und in Atem bleiben. Über die Tanzkunſt, über Terpſichore und dergleichen ſcheinen ſich ſehr gut zu ſolchen kleinen Ganzen zu qualifizieren. Wenn du übrigens machen kannſt, daß ich für jedes der drei letzten Stücke dieſes Jahrs (deren Gehalt für den Vorteil des Journals beſonders viel entſcheiden wird, weil man ſich in dieſer Zeit zur Subſkription entſchließt) [etwas] erhalte, ſo würdeſt du mir damit große Freude machen.

Langbein kannſt du verſichern, daß mir ſein Anerbieten große Freude macht. Von den erſten Tagen des Auguſt an wird der Druck des Almanach angefangen, den die neue Hofbuchhandlung in Neu-Strelitz verlegt und Unger in Berlin druckt. Wenn nun alſo Herr Langbein etwa in zwölf Tagen etwas ſchickt für die erſten Bogen und ohngefähr gegen den 14. Auguſt wieder etwas für die letzten Bogen, ſo iſt es gut. Nach dem 14. Auguſt

möchte es aber zu spät sein, denn der Almanach soll mit den ersten Tagen Septembers abgedruckt sein.

Von Goethens Elegien sind die derbsten weggelassen worden, um die Dezenz nicht zu sehr zu beleidigen.

Mein Beitrag zum Almanach wird sich schwerlich über drei Gedichte erstrecken; denn die acht Wochen, die ich dazu bestimmte, sind bald vorüber, und ich bin noch am dritten Gedicht. Seit vierzehn Tagen haben meine Krämpfe mich so geplagt, daß ich fast gar keine Feder ansetzen konnte.

Lebewohl. Herzliche Grüße von uns allen an euch.

D.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 20. Juli 1795.

Daß ich seit den letzten zwölf Tagen mich schlimm befunden und dadurch abgehalten worden, Ihnen Nachricht von mir zu geben, hat meine Frau Ihnen geschrieben. Hoffentlich haben Sie diesen und einen Brief von mir, der vier Tage nach Ihnen von hier abging, richtig erhalten.

Der Ihrige hat mich sehr erfreut, und ich wünsche herzlich, daß Ihnen die Klingerische Maske recht viele freundliche Abenteuer zuwenden möge. Ich halte es für gar nichts Schlechtes, sich unter einem solchen Namen bei Damen wohl aufgenommen zu sehen, denn das Schwierigste ist alsdann schon abgetan.

Ich bin gleich ungeduldig, zu hören, wie Sie mit Ihrer Gesundheit und mit Ihren Beschäftigungen vorwärts gerückt sind. Auf den Rest des fünften Buchs freue ich mich sehr. Was ich unterdessen von dem Zentaur erfahren, klang noch ganz gut. Über die Elegien freut sich alles, und niemand denkt daran, sich daran zu skandalisieren. Die eigentlich gefürchteten Gerichtshöfe haben freilich noch nicht gesprochen. Auch ich habe über meinen Anteil

an dem Zentaur mein Teil Lob weg, ja ich bin noch glücklicher sogar als Sie; denn kaum acht Tage nach Erscheinung dieses Stücks erhielt ich von einem Leipziger Schriftsteller ein förmliches Gedicht zu meinem Lobe.

Es sind unterdessen zwei neue Aufsätze von Orten, wo ich nichts erwartete, für die Horen eingelaufen. Der eine darunter handelt von griechischer und gotischer Baukunst und enthält, in einem ziemlich vernachlässigten Stil und bei vielem Unbedeutenden, manchen sinnreichen Einfall. Nach langen Deliberationen, ob ich ihn aufnehmen solle, bestimmte mich die Zweckmäßigkeit und Neuheit des Gegenstandes für die Horen, besonders da er nicht groß ist, ihn aufzunehmen. Der zweite, auch nicht einmal einen Bogen stark, untersucht die Ideen der Alten vom Schicksal. Er ist von einem vortrefflichen Kopf und scharfen Denker, ich werde ihn daher ohne Anstand brauchen können. Erst vor einer Stunde erhielt ich ihn.

Jacobi hat nun seine Abhandlung geschickt. Sie enthält viel Vortreffliches, besonders über die Billigkeit in Beurteilung fremder Vorstellungsarten, und atmet durchaus eine liberale Philosophie. Den Gegenstand kann ich Ihnen nicht wohl bestimmen. Unter der Aufschrift: Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers (in Briefen an Erneſtine) wird von mancherlei Dingen gehandelt.

Von Herdern habe ich weder Manuskript noch Nachricht seit vielen Wochen. Humboldt ist glücklich angelangt, hat aber seine Mutter sehr krank angetroffen.

Meine Poesien rücken sehr langsam vorwärts, da ich ganze Wochen lang zu jeder Arbeit untüchtig war. Etwas sollen Sie aber doch finden, wenn Sie kommen. Von hiesigen Novitäten weiß ich Ihnen gar nichts zu schreiben.

Leben Sie recht wohl, und der Himmel bringe Sie gesund und heiter zurück.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 2. Auguſt 1795.

Wenn Sie es nicht inkommodiert, lieber Freund, ſo würden Sie mir eine große Gefälligkeit erzeugen, wenn Sie an meinen Vater die Summe von 25 Louisdors à fünf Reichstaler S. in Golde oder mit Agio auszahlen wollten. Stellen Sie ſich vor, daß der elende Menſch, der Michaelis, der das Buch meines Vaters verlegte, ihm noch nicht einmal ein Exemplar und noch weniger Geld geſchickt hat. Auch hat er, außer mir, noch keine Seele bezahlt und iſt hier wenigſtens 800 Reichstaler ſchuldig. So debütiert dieſer Menſch in dem Buchhandel. Leider hat er mich für den Almanach bezahlt, denn gerne nähme ich ihm den Verlag desſelben ab. Doch iſt dieſer Jahrgang auch der letzte, und ich werde nun nichts mehr mit ihm zu tun haben. Wie beklage ich, daß mein Almanach nicht in Ihren Händen iſt: aber künftig haben Sie darüber zu disponieren. Weil ich nun meinen Vater nicht länger warten laſſen will, ſo geſchieht mir ein großer Gefalle, wenn Sie dieſe Zahlung leiſten wollen. Wir können es dann miteinander abtun, wie es Ihnen gefällig iſt. Auch bitte ich, Herrn Dr. Ehrhard in Nürnberg gegen einen Schein, den er Ihnen vorzeigen wird, ſein Honorar für einen Aufſatz in den Horen auszubezahlen. Ich möchte ihn nicht gerne bis zu dem Generaltermin warten laſſen, da ich weiß, er braucht es, weil er auch eine beträchtliche Summe bei dem Buchhändler Michaelis zu fodern hat.

Wenn ich etwa (welches aber nicht ſehr wahrſcheinlich iſt) dem Buchhändler Michaelis den Almanach für dieſes Jahr zu nehmen genötigt wäre, wollten Sie ihn noch nehmen? 90 Louisdors ſind für die Redaktion und 30 für die Mitarbeiter ſtipuliert. Der Almanach als Manuſkript iſt fertig.

Seien Sie ſo gut, mir bald auf dieſe Punkte zu antworten, übrigens aber ganz ſtille davon zu ſchweigen.

Ganz der Ihrige Schiller.

An Fritz Reichardt.

Jena, den 3. August 1795.

Ihr Brief und was ihn begleitete, mein vortrefflicher Freund, hat mich nicht wenig erfreut, und ich benutze, wie Ihnen die Beilage zeigen wird, Ihre gütige Erlaubnis, Ihnen auch von meinem Machwerk etwas zur Kompoſition zu übergeben.

Der Tanz iſt zwar in einer Versart abgefaßt, die für den Muſiker nicht ſehr bequem iſt. Da aber das Sujet deſto muſikaliſcher und das Stück an ſich nicht groß iſt, ſo ſetzen Sie ſich vielleicht über jene Schwierigkeiten hinweg — und dann, was könnte für einen Meiſter Schwierigkeit haben? Mir kömmt vor, als müßte es eine gute Wirkung tun, wenn die Muſik zu dieſem Stück einen ordentlichen Tanz ausdrückte, nur in einer mehr idealiſchen Manier gedacht und ausgeführt.

Auch glaube ich, brauchte nicht alles geſungen zu werden, beſonders könnten die einzelnen Stellen: „Jetzt verliert es der ſuchende Blick" und „Nein, dort ſchwebt es frohlockend herauf" ſo wie auch einige ins Philoſophiſche gehende Stellen bloß rezitativ ſein — doch ich vergeſſe, daß ich ein erbärmlicher Laie bin und mit einem Meiſter rede.

Der Frühling iſt von einem jungen Frauenzimmer, das, wie Sie aus dieſer Probe ſehen, viel poetiſches Talent hat. Mir ſcheint dieſes Stück auch eine muſikaliſche Kanoniſation zu verdienen. Auch die Minnelieder ſcheinen mir ſehr ſingbar.

Meine übrigen poetiſchen Beiträge zu dem Almanach qualifizieren ſich nicht wohl zur Kompoſition, weil ſie mehr Ausführungen philoſophiſcher Ideen als Empfindungs-Gemälde ſind. Vielleicht aber findet ſich in einigen Wochen noch eines, das für jenen Zweck taugt.

Freilich iſt es ſchade, daß Goethe von der Idee abgekommen iſt, den Cophta als Oper auszuführen, beſonders da Sie ſchon auf dem Weg waren, die Muſik dazu zu entwerfen. Indeſſen

glaube ich doch, daß das Sujet an ſich zu kalt und daher für den Muſiker nicht ganz günſtig geweſen wäre.

Für die überſchickten Stücke Ihres Journals ſage ich Ihnen den verbindlichſten Dank. Beinahe hätte es mich anfangs verdroſſen, einen Künſtler (der noch das einzige ganz freie Weſen auf dieſer ſublunariſchen Welt iſt) an dieſer ſchwerfälligen politiſchen Diligence der neuen Welthiſtorie ziehen zu ſehen, aber der Reichtum von Materialien und die intereſſante Auswahl derſelben, wodurch Ihr Journal ſich offenbar auszeichnet, entſcheiden Ihren Beruf zu dieſer Art von Schriftſtellerei. Aber von mir, werteſter Freund, verlangen Sie ja in dieſem Gebiete weder Urteil noch Rat, denn ich bin herzlich ſchlecht darin bewandert, und es iſt im buchſtäblichſten Sinne wahr, daß ich gar nicht in meinem Jahrhundert — lebe; und ob ich gleich mir habe ſagen laſſen, daß in Frankreich eine Revolution vorgefallen, ſo iſt dies ohngefähr das wichtigſte, was ich davon weiß.

Den Abdruck Ihrer Kompoſition zu den Voſſiſchen Gedichten finden Sie in der Beilage. Ich will hoffen, daß er fehlerlos ſein wird.

Goethen erwarte ich heute abend aus dem Karlsbade zurück.

Leben Sie recht wohl und behalten Sie in freundſchaftlich Andenken

Ihren

ganz ergebenen

Schiller.

N. S. Die Gedichte von Ihrem jungen Freunde ſollen mir willkommen ſein.

An Gottfried Körner.

Jena, den 3. Auguſt 1795.

Dein Stillſchweigen läßt mich vermuten, daß du ſehr fleißig biſt und mich nächſter Tage mit einem großen Paket Manuſkript überraſchen wirſt. Es ſoll eine herzliche Aufnahme finden.

Bald kann ich dir einen Echantillon meiner neue Poeſie vorlegen. Leider hinderte mich meine mehr als je unterbrochene Geſundheit, die gute Stimmung, in der ich wirklich öfters zum Poeſieren war, gehörig zu benutzen. Indes iſt doch etwas geſchehen, was mir fürs Künftige Vertrauen gibt. Ich habe mich zwar, da meine Zeit für dieſe Arbeit zu ſtrenge beſtimmt war, nicht auf das weite Meer gewagt, ſondern bin am Ufer der Philoſophie herumgefahren, doch iſt dadurch wenigſtens der Übergang zu einer freiern Erfindung gemacht.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach bleibe ich den Reſt dieſes Jahres, vielleicht noch den ganzen Winter im poetiſchen Felde.

Hier die Horen. Ein Exemplar biſt du ſo gut an Schlegeln zu geben.

Goethen erwarte ich heute vom Karlsbad zurück. Humboldt läßt grüßen.

Bei mir iſt alles wohl, und meine Frau grüßt herzlich. Lebe wohl und laß bald etwas von dir hören.

Dein

Sch.

An Benjamin Erhard.

Jena, den 3. Auguſt 1795.

Hier, lieber Freund, das ſiebente Stück. Möchten Sie mit Ihrem Aufſatz zufrieden ſein, ſo wie ich ihn herausſtaffiert habe.

Beiliegende Anweiſung ſenden Sie an die Cottaiſche Buchhandlung in Tübingen, und die Bezahlung wird immediat erfolgen.

Ein andermal mehr. Heute habe ich eine ſchreckliche Brief-Expedition.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Gottlieb Fichte.

[1. Bruchstück des ersten Konzepts.]

Jena, den 3. August 1795.

Ich beantworte Ihren Brief auf der Stelle und folglich auch nur denjenigen Teil desselben, der sich so schnell beantworten läßt. Über die ästhetische Partie unsres Streites, lieber Freund, werden wir nie einig werden und wollen also auch nicht mehr streiten. Nicht sowohl deswegen, weil wir in Prinzipien verschieden sind, denn diese müßten doch endlich gewürdigt werden können, sondern deswegen, weil wir verschiedene, höchst verschiedene Naturen sind, weil wir ganz verschieden empfinden. Freilich muß auch darüber ein Ausspruch gefällt werden können, aber von einer bessern Autorität, als das Publikum, so wie es ist, oder ein einzelner aus demselben sein kann. Sie lieben, wie es scheint, den Appell an andre Richter, und es ist schon das zweite Mal, daß Sie mich an den Ausspruch des Publikums verweisen. Ich muß aber eine ganz andere Idee von dem deutschen ästhetischen Publikum bekommen, als ich habe, um in einer Sache, worüber meine Vernunft und Empfindung nach einer langen mühseligen und ernstlichen Krise entschieden haben, eine solche Stimme zu respektieren. Es gibt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht, weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lektüre zu machen gewohnt ist und in ästhetischer Rücksicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können.

Auch kann ich in Rücksicht auf den philosophischen Vortrag keine Vergleichung meiner Manier mit der eines andern gelten lassen, am wenigsten mit der Manier eines lediglich nur didaktischen Schriftstellers. Meine beständige Tendenz ist, neben der

Unterſuchung ſelbſt, das Enſemble der Gemütskräfte zu beſchäftigen und ſoviel möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will alſo nicht bloß meine Gedanken dem andern deutlich machen, ſondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auf ſeine ſinnlichen Kräfte wie auf ſeine geiſtigen wirken. Dieſe Darſtellung meiner ganzen Natur auch in trockenen Materien, wo der Menſch ſonſt nur als Genus zu ſprechen pflegt, macht zu Beurteilung meiner Manier einen ganz andern Standpunkt nötig, und indem Sie mir einen Home und dergleichen einen entgegenſetzen, beweiſen Sie deutlich, daß Sie nie über mich hätten urteilen ſollen. Sie ſagten mir in einem der vorigen Briefe, daß ich meine Spekulationen in Bildern vortrage, und daß man mich erſt überſetzen müſſe, um mich zu verſtehen. Das tut mir leid, aber wahrlich nicht meinetwegen. Zeigen Sie mir in allen meinen philoſophiſchen Aufſätzen einen einzigen Fall, wo ich die Unterſuchung ſelbſt (nicht bloße Anwendungen derſelben) in Bildern abhandle. Das wird und kann nie mein Fall ſein, denn ich bin beinahe ſkrupulös in der Sorgfalt, meine Vorſtellungen deutlich zu machen. Habe ich aber die Unterſuchung mit Präziſion und logiſcher Strenge geführt, ſo liebe ich es und beobachte es zugleich aus Wahl, eben das, was ich dem Verſtande vorlegte, auch der Phantaſie (doch in ſtrengſter Verbindung mit jenem) vorzuhalten. Ich verweiſe Sie, wenn Sie dieſe Bemerkung verifizieren wollen, auf das ſechſte Stück der Horen, weil gerade hier die Anwendung bequemer iſt. Wenn Sie hier in dem 19., 20., 21., 22. und 23. Briefe, wo eigentlich der Nervus der Sache vorkommt, eine unzweckmäßige Sprache finden, ſo weiß ich in der Tat keinen Punkt der Vereinigung in unſern Urteilen mehr.

Wenn ich gegen jede Inſtanz proteſtiere, ſo geſchieht dieſes nicht darum, weil ich nichts dabei zu hoffen habe, denn wenn je darnach abgeurteilt werden ſollte, ſo könnte ich es noch immer darauf wagen, und die Inſtanz, welche Sie vorſchlagen, nämlich Goethe, möchte Ihnen am wenigſten gefallen. Goethe kann aber

nicht gerecht gegen Sie ſein und ſein Urteil nichts wider Sie beweiſen. Er iſt viel zu fremd in dem philoſophiſchen Gebiet, als daß er mit den äſthetiſchen Übertretungen, die er Ihnen vorwerfen würde, könnte ausgeſöhnt werden. Sonderbar genug iſt es, daß Sie von mir erſt hören müſſen, wie wenig Goethe dazu taugt, Ihre Partie zu ergreifen. Ebenſo ſonderbar iſt es, daß Sie mir abſprechen, über den Geſchmack und den ganzen Ton Ihrer Schriften zu urteilen, und dieſes Amt Goethen übertragen, der in ſeinen eigenen Manuſkripten und Schriften über dieſen Punkt mich zum Richter anerkennt und meine Urteile befolgt.

Ich glaube übrigens, daß Sie wohl tun, wenn Sie ſich einmal mit ihm darüber erklären, denn es könnte doch ſein, daß Sie ihm glauben, was Sie mir nie glauben werden.

Sie berufen ſich auf das Schickſal unſerer Schriften nach zehen Jahren. Ich will zwar nicht prognoſtizieren, denn wer kann in dem Betragen des deutſchen Publikums eine Regel und eine Konſequenz entdecken? Soviel iſt aber gewiß, daß, wenn meine Schriften auch dem Inhalt nach ſich nicht halten könnten, ſchon der einzige Umſtand, daß ſie zugleich ein äſthetiſches Produkt ſind, ein ganzes Individuum darſtellen, ihnen eine Dauer, ich will nicht ſagen, eine Partie verſichern würde. Eine bloß didaktiſche Schrift kann ſich, wenn ſie nicht eine abſolut entſcheidende und dauerhafte Epoche macht, bei der Rapidität der Literatur nicht halten, denn wenn man im Wiſſen fortſchreitet, ſo weiß alsdann ſchon der Lehrling, was ehmals dem Meiſter viel zu ſchaffen machte. Hingegen ein Individuum, welches ſich in einem Buche lebendig abgeworfen hat, iſt und bleibt ewig das einzige in ſeiner Art und kann zwar verkannt, aber nie erſetzt werden.

Es iſt traurig, daß ſelbſt unter Zeitgenoſſen, unter Menſchen, die in dem Jahrhundert, worin ſie leben, eine eigene Familie formieren ſollte und könnte, eine ſo enorme Differenz und ein ſo unauflöslicher Streit obwaltet, daß das Eigentümliche immer

isoliert bleibt und dergleichen. Daß dieses selbst unter den Philosophen, die von der wahren Schätzung der Dinge Profession machen sollten, gerade am meisten stattfindet und dergleichen. Wir haben in einer Zeit gelebt, und die Nachwelt wird uns als Zeitgenossen zu Nachbarn machen usw., aber wie wenig haben wir uns vereinigt.

Der verkennt mich ganz, der mich als Lehrer schätzen will. — Dazu hat weder die Natur mich berufen, noch mein Bildungsgang mich qualifiziert. Der Lehrer muß gelehrt sein, und es gibt vielleicht unter allen Schriftstellern, die man kennt, wenigstens im philosophischen Felde keinen, der es so wenig ist als ich — und in einem so enormen Grade wenig, daß, wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich in meinem ganzen Leben von Philosophie und dergleichen gelesen habe, Sie nicht wissen würden, ob Sie . . .

*

[2. Bruchstücke eines zweiten Konzepts.]

einzelnen etwas ändern, aber nie die Natur umkehren. Wären wir bloß in Prinzipien geteilt, so wollte ich es herzhaft versuchen, entweder Sie auf meine Seite zu ziehen oder zu der Ihrigen zu übergehen; aber wir empfinden verschieden, wir sind ganz verschiedene Naturen, und dagegen weiß ich keinen Rat. Die einzige Art, wie wir uns hier miteinander vereinigen können, ist diese, daß wir gemeinschaftlich die Maxime der gesunden Vernunft adoptieren, welche lehrt, daß man Dinge, welche man einander nicht gleich setzen kann, einander auch nicht entgegensetzen müsse.

Freilich muß sich auch über (Würdigung der) die Natur und über den ästhetischen Teil des Menschen etwas bestimmen lassen können; aber nach Ihren eigenen Grundsätzen nicht aus Vernunftprinzipien. Sie gestehen dies selbst in Ihrem Aufsatz, und ihre öftere Appelle an fremde Urteile in unserer gegenwärtigen Streitigkeit beweisen, daß Sie nicht die Vernunft, sondern die Empfindung (oder besser den ganzen Menschen) als ästhetische Richter anerkennen. Ich bin

hierin vollkommen Ihrer Meinung, nur werden Sie mir verſtatten müſſen, daß ich in der Wahl dieſes äſthetiſchen Mittelsmanns mein äſthetiſches Gefühl ſelbſt zum Führer nehme.

Ich muß eine ganz andere Idee von dem deutſchen Publikum bekommen, als ich gegenwärtig habe, wenn ich in einer Sache, worüber meine ganze Natur nach einer langwierigen und mühſeligen Kriſe endlich mit ſich einig geworden iſt, ſein Anſehen reſpektieren ſoll. Das allgemeine (entſchiedene) und wirklich revoltante Glück der Mittelmäßigkeit in unſren Zeiten, die Rohigkeit auf der einen Seite und die verächtliche Schlaffheit auf der andern (erwecken mir) erfüllen mich mit einem ſo herzlichen Ekel vor unſerm deutſchen Publikum (daß ich mich für ſehr unglücklich halten würde, für dieſes Publikum zu ſchreiben, wenn es mir überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu ſchreiben), daß ich mich in einer unglücklichen Stunde bereden laſſen könnte, dieſen elenden Geſchmack zu bekämpfen, aber mir niemals verzeihen würde, ihn zu meinem Modell gemacht zu haben. Aber glücklicherweiſe iſt die eine Torheit ſo fern von mir als die andre. (Es iſt eine ſehr armſelige Gerechtigkeit, die ich mir ſelbſt erweiſe, wenn ich mich freiſpreche.) Unabhängig von dem allen, was um mich herum gemeint und bewundert wird, folge ich bloß dem Zwange meiner Natur oder dem meiner Vernunft, und weil es mir nie eingefallen iſt, eine Sekte zu ſtiften oder eine Schule anzulegen, ſo hat dieſe Verfahrungsart (welche ich im Vorbeigehen für die einzige einem Philoſophen anſtändige halte) keine Überwindung gekoſtet. Bei dieſer Stimmung meines Gemüts (können Sie denken) muß es mir freilich ſonderbar genug vorkommen, wenn mir von dem Eindrucke, den meine Schriften auf das Gros des Publikum machen, geſprochen wird. Hätten Sie die letztern (geleſen, oder ſich mit dem Sinn derſelben vertraut gemacht, ſo würden Sie den Widerſpruch nicht begangen haben, ſo würden Sie fühlen, daß dieſe Schriften) mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen, ſo würden Sie nicht von mir erſt zu

hören brauchen, daß eine direkte Oppoſition gegen den Geiſt des Zeitalters der Hauptcharakter derſelben iſt, und daß eine andere Aufnahme ein ſehr bedenklicher Beweis gegen ihren Inhalt wäre. Beinahe jede Zeile, die ſeit den letzten Jahren aus meiner Feder gefloſſen iſt, trägt dieſen Charakter, und wenn ich aus äußern Gründen nicht gleichgültig ſein kann, ob ich ein großes oder kleines Publikum habe, ſo habe ich mich wenigſtens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität entſpricht — nicht das Publikum durch Anſchmiegung an ſeine Vorſtellungsart zu gewinnen, ſondern es durch die kühne Aufſtellung der Meinigen zu überraſchen, zu erſchüttern und anzuſpannen. Ein ſolcher Schriftſteller kann der Natur der Sache nach nie geliebt werden, denn man liebt nur, was einen in Freiheit ſetzt, nicht, was einen zwingt, aber er erhält dafür die Satisfaktion, von der Armſeligkeit gehaßt, von der . . .

mit Begeiſterung aufgenommen und von der Feigheit mit . . .

Ein Individuum (iſt) immer das Einzige in ſeiner Art und (kann) nie erſetzt und nie erſchöpft werden kann. Solange Sie in Ihren Schriften nichts (mehr ſagen) anders enthalten, als worin ein nachdenkender Menſch durch ſeinen bloßen Verſtand, Ihnen folgen kann, ſo können Sie ſicher ſein, daß ein anderer nach Ihnen kommen, und was Sie geſagt haben, anders und beſſer ſagen wird — denn der Verſtand ſchreitet bekanntlich ewig weiter und iſt in keinem Punkt ſeiner Bahn ein Unendliches. Aber nicht ſo dasjenige, was die Einbildungskraft darſtellt. Ich gebe zu, daß jetzt und künftig manches — vielleicht das Beſte in meinen Schriften von der Beſchaffenheit iſt, daß es ſich ſchwer, ja manchen gar nicht mitteilen läßt, und den Vorwurf, den Sie mir dadurch machen, will ich Ihnen mit Freuden zugeben. Aber ſobald der Effekt, den ſie machen (gleichviel bei wie wenig oder vielen), äſthetiſcher Art iſt, ſobald iſt dieſer Effekt für alle folgende Zeiten (in welchen

man die Sprachen des Autors verſteht) geſichert. Ob — wie — und in welchem Grade der Extenſität und Intenſität meine Schriften äſthetiſch wirken, das, ſehen Sie wohl ein, iſt etwas, was hier nicht verhandelt werden kann. Die minor mag alſo auf ſich beruhen: gegen die propositio major werden Sie aber, wie ich hoffe, nichts einzuwenden haben.

(Ich brauche Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, daß, wenn ich das Äſthetiſche allein für unſterblich erkläre, dieſes keinen Vorzug gegen das andre begründen ſoll. Denn Unſterblichkeit kommt beiden Arten von Werken zu, nur mit dem Unterſchied, daß von der einen Art Schriften die Folgen und von der andern der individuale Effekt ewig lebt. Wenn (Euklid oder) Ariſtoteles nicht mehr geleſen wird, ſo iſt ſein Einfluß auf ſeine Wiſſenſchaft und folglich ſein Ruhm dennoch ewig, auch wenn ſein Name vergeſſen würde). Aber, ich mußte Ihnen dieſes ſagen, weil Sie unſere beider Schriften in einem Punkte vergleichen, worin ſie nach meiner Überzeugung ganz erſtaunlich auseinander weichen.

Überhaupt beweiſen mir mehrere Ihrer Äußerungen, daß Sie über den Standpunkt, aus welchem mein Individuum zu beurteilen iſt, in einem ſonderbaren Irrtum ſchweben. (Ich ſollte zwar, ſeitdem Sie über eine Schrift, wie die von HE. Oertel über Humanität ekſtaſiert und mich gern zum Verfaſſer davon gemacht, den Mut nicht mehr haben, mit Ihnen über einen ſolchen Gegenſtand zu diskutieren.) Wenn Sie

*

[3. Bruchſtück eines dritten Konzepts.]

Jena, den 4. Auguſt 1795.

Es tut mir leid, lieber Freund, daß ich zu einem Streite über unſere Manier zwiſchen uns beiden Gelegenheit gegeben habe, der nie geendigt werden kann und von mir nie hätte angefangen werden ſollen. Ein mißverſtandenes Beſtreben nach Billigkeit verführte mich dazu; ich wollte bei Ausſchließung Ihres Aufſatzes

von den Horen den Vorwurf der Willkür und Caprice vermeiden und deshalb mein Verfahren motivieren; ich vergaß aber, daß eben das, was jenen Aufsatz von den Horen ausschloß, allen meinen Gründen den Zugang zu Ihnen sperren mußte. Ich hätte mir nämlich billig selbst sagen sollen, daß eben, weil Sie so schreiben, und weil Sie von dieser Schreibart so denken, weil Sie ein solches Individuum sind, Ihnen durch keine Gründe, die mein Individuum zur Quelle haben, würde beizukommen sein: denn der ästhetische Teil eines Menschen ist das Resultat seiner Natur, und durch Räsonnement lassen sich wohl einzelne Vorstellungsarten ändern, aber nie die Natur umkehren. Wären wir bloß in Prinzipien geteilt, so hätte ich Vertrauen genug zu unserer beiderseitigen Wahrheitsliebe und Kapazität, um zu hoffen, daß der eine den andern endlich auf seine Seite neigen würde; aber wir empfinden verschieden, wir sind zwei ganz verschiedene Naturen, und dagegen weiß ich keinen Rat. Die einzige Art, wie wir uns hier miteinander vereinigen könnten, wäre diese, daß wir gemeinschaftlich die Maxime der gesunden Vernunft adoptierten, welche lehrt, daß man Dinge, welche einander nicht gleich zu setzen sind, einander auch nicht entgegensetzen müsse.

Freilich muß sich auch über die Natur und über das Ästhetische eines Menschen etwas ausmachen lassen können, aber, nach Ihren Grundsätzen, wenigstens vor der Hand nicht nach Prinzipien. Sie gestehen dies selbst einmal in Ihrem Aufsatze, und Ihre wiederholten Appelle an fremde Urteile in unserer gegenwärtigen Streitigkeit beweisen, daß sie in diesem Gebiet nicht von der Vernunft, sondern von dem Gefühl und von der Totalität des Individuums die Entscheidung erwarten. Ich bin hierin ganz Ihrer Meinung, aber eben darum werden Sie mir verstatten, daß ich in der Wahl eines solchen ästhetischen Mittelmannes gleicherweise meine Empfindung zum Führer nehme.

Ich müßte eine ganz andere Meinung von dem deutschen Publikum bekommen, als ich gegenwärtig habe, wenn ich in einer Sache,

worüber meine Natur nach einer mühſamen und hartnäckigen Kriſe endlich mit ſich einig geworden iſt, ſein Anſehen reſpektieren ſollte. Das allgemeine und revoltante Glück der Mittelmäßigkeit in jetzigen Zeiten, die unbegreifliche Inkonſequenz, welche das ganz Elende auf demſelben Schauplatze, wo man kurz vorher das Vortreffliche bewunderte, mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, die Rohigkeit auf der einen und die Kraftloſigkeit auf der andern Seite erwecken mir, ich geſtehe es, einen ſolchen Ekel vor dem, was man öffentliches Urteil nennt, daß es mir — vielleicht zu verzeihen wäre, wenn ich in einer unglücklichen Stunde mir einfallen ließe, dieſem heilloſen Geſchmack entgegenwirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn ich ihn zu meinem Führer und Muſter machte. Glücklicherweiſe iſt mir die eine Torheit ſo fremd als die andere. Unabhängig von dem, was um mich herum gemeint und geliebkoſet wird, folge ich bloß dem Zwang entweder meiner Natur oder meiner Vernunft, und da ich nie Verſuchung gefühlt habe, eine Schule zu gründen oder Jünger um mich her zu verſammeln, ſo hat dieſe Verfahrungsart (die einzige, welche ich, im Vorbeigehen geſagt, einem Philoſophen anſtändig finde) keine Überwindung gekoſtet. Bei dieſer Stimmung meines Gemüts muß es mir freilich ſonderbar genug vorkommen, wenn mir von dem Eindrucke, den meine Schriften auf die Majorität des Publikums machen und nicht machen, geſprochen wird. Hätten Sie die letztern mit der Aufmerkſamkeit geleſen, welche von dem parteiloſen Wahrheitsforſcher zu erwarten war, ſo würden Sie ohne meine Erinnerung wiſſen, daß eine direkte Oppoſition gegen den Zeitcharakter den Geiſt derſelben ausmacht, und daß jede andere Aufnahme als die, welche ſie erfahren, einen ſehr bedenklichen Beweis gegen die Wahrheit ihres Inhalts abgeben würde. Beinahe jede Zeile, die ſeit den letzten Jahren aus meiner Feder gefloſſen iſt, trägt dieſes Gepräge, und wenn ich gleich aus äußern Gründen, die ich mit noch mehr Schriftſtellern gemein habe, nicht gleichgültig ſein kann, ob mich ein großes oder kleines Publikum kauft, ſo habe ich mich wenigſtens

auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und meinem Charakter entspricht, — nicht dadurch, daß ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern dadurch, daß ich es durch die lebhafte und kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern suchte. Daß ein Schriftsteller, welcher diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publikums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man liebt nur, was einen in Freiheit setzt, nicht, was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugtuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemütern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird. Ich habe nie sehr gesucht, von dem guten oder schlimmen Effekt meines schriftstellerischen Daseins Erkundigungen einzuziehen, aber die Proben von beiden sind mir ungesucht aufgedrungen worden, und es geschieht noch bis auf den jetzigen Augenblick.

Dies erinnert mich an diejenige Stelle Ihres Briefs, wo Sie sich auf den Ausspruch des Publikums über uns beide nach zehen Jahren berufen. Was nach zehen Jahren geschehen wird, weiß ich zwar nicht; ich zweifle aber nicht im geringsten, daß, wenn Sie, wie zu hoffen, alsdann noch leben, noch lehren und noch schreiben, Sie dafür sorgen werden, Ihre Philosophie und Ihr Individuum bei Zuhörern und Lesern im Andenken zu erhalten, ich hingegen, wie zu vermuten ist, alsdann weder mehr lehre noch mehr schreibe, mit meiner Philosophie so still wie jetzt durch das Publikum gehen werde. Daß aber in hundert oder zweihundert Jahren, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken ergangen sind, Ihre Schriften zwar zitiert und ihrem Wert nach geschätzt, aber nicht mehr gelesen werden, dies liegt ebensosehr in der Natur der Sache, als es darin liegt, daß die meinigen (von denen, versteht sich, welchen sie zufällig in die Hände fallen, denn darüber entscheidet die Mode und das Glück) alsdann zwar nicht mehr, aber gewiß

auch nicht weniger denn jetzt geleſen werden. Und woher möchte dieſes kommen? Daher, weil Schriften, deren Wert nur in den Reſultaten liegt, die ſie für den Verſtand enthalten, auch wenn ſie hierin noch ſo vorzüglich wären, in demſelben Maße entbehrlich werden, als der Verſtand entweder gegen dieſe Reſultate gleichgültiger wird oder auf einem leichtern Weg dazu gelangen kann: da hingegen Schriften, die einen von ihrem logiſchen Gehalt unabhängigen Effekt machen und in denen ſich ein Individuum lebend abdrückt, nie entbehrlich werden und ein unvertilgbares Lebensprinzip in ſich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig und mithin auch unerſetzlich iſt.

Solange Sie alſo, lieber Freund, in Ihren Schriften nicht mehr geben, als was jeder, der zu denken weiß, ſich aneignen kann, ſo können Sie ſicher ſein, daß nach

An Friedrich Cotta.

Jena, den 9. Auguſt 1795.

Sie haben mir neulich den Tanz für den Almanach zurückgeſchickt. Dafür ſollen Sie jetzt etwas erhalten, was ich allem andern vorziehe, das ich in den Almanach gebe. Ich gönne es dem Almanach nicht.

Seien Sie nur ſo gütig, dem Korrektor die größte Pünktlichkeit zu empfehlen. Es muß ſo eingerichtet werden, daß nie mehr als zwei Strophen auf eine Seite kommen und auf die erſte Seite nur eine einzige. Dies erfodert aber, daß eine mittlere Schrift zwiſchen unſerer Text- und unſerer Notenſchrift dazu genommen wird, denn die erſte iſt mir für ein ſolches Gedicht zu unbehilflich, und die zweite iſt zu klein, wenn nur zwei Strophen auf eine Seite kommen ſollen. Haben Sie aber keine ſolche mittlere Schrift und kann es mit Durchſchießen erzwungen werden, ſo können Sie die Notenſchrift dazu nehmen. In dieſem Falle aber muß mehr durchſchoſſen werden als bei den Gedichten in Schlegels Aufſatz

nötig war, damit zwiſchen den beiden Strophen auf einer Seite kein zu großer Zwiſchenraum bleibt.

Ich werde Ihren Wunſch, die künftigen Stücke der Horen und die dabei erfoderliche Auswahl der Aufſätze betreffend, ſoviel möglich zu erfüllen ſuchen. Von Wallenſtein etwas einzelnes in die Horen zu geben, iſt nie meine Abſicht geweſen, und ich würde dem Stück dadurch großen Schaden tun. Aber ich will ſchon auf andere Art helfen.

Mit Göſchen machen Sie es ganz nach Ihrem Sinn. Ich kann von Ihnen erwarten, daß Sie mich nicht kompromittieren werden, doch riete ich Ihnen, da die Sache ja ohnehin nicht dringend iſt, ihm noch einige Monate Zeit zur Abkühlung zu geben.

Der Verfaſſer der Nummer eins im ſiebenten Stück der Horen iſt Herr Dr. Erhard in Nürnberg. Das zweite und dritte Gedicht iſt von Profeſſor Woltmann. Der Verfaſſer des dritten Aufſatzes im achten Stück iſt unſer Landsmann Herr Magiſter Gros, und der des vierten Aufſatzes iſt Ben David aus Wien. Der über die neuere Kunſt, davon ich heute den Anfang Ihnen ſende, iſt Herr Profeſſor Meyer von Weimar. Herder wird zu dieſem Stück auch einen Aufſatz liefern und wahrſcheinlich auch noch ich ſelbſt.

Adieu, der Ihrige

Schiller.

An Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 9. Auguſt 1795.

Wenn Sie dieſen Brief erhalten, liebſter Freund, ſo entfernen Sie alles, was profan iſt, und leſen in geweihter Stille dieſes Gedicht. Haben Sie es geleſen, ſo ſchließen Sie ſich mit der Li ein und leſen es ihr vor. Es tut mir leid, daß ich es nicht ſelbſt kann, und ich ſchenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier ſein werden. Ich geſtehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben und deren Ihr letzter Brief mich verſicherte, ſo iſt es durch

dieſe Arbeit. Um ſo ſtrenger muß aber auch Ihre Kritik ſein. Es mögen ſich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen laſſen, und wirklich war ich ſelbſt bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht ſein, daß ein anderer als Sie und ich noch einiges deutlicher geſagt wünſchte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel ſcheint, will ich ändern; für die Armſeligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. Eben fällt mir ein, daß ich das Gedicht an Cotta abſenden muß, ehe ich noch Ihre Kritik erwarten kann, denn ein Fragment von Meyers Aufſatz abgerechnet, iſt noch gar nichts zum neunten Stück der Horen da, wozu ich doch mit erſter Poſt Manuſkript ſchicken muß.

Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Poſt wieder. Michaelis erhält es nicht, auch iſt es für eine Almanachsarbeit zu gewichtig. Für den Almanach werde ich aber doch, da ich im Zuge bin, noch einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich feſt entſchloſſen, die nächſten zehen Monate nichts als Poeterei zu treiben.

Es iſt gewiß, daß die Beſtimmtheit der Begriffe dem Geſchäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft iſt. Hätte ich nicht den ſauren Weg durch meine Äſthetik geendigt, ſo würde dieſes Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer ſo diffizilen Materie gelangt ſein, die es wirklich hat.

Meine zwei letzten Briefe haben Sie hoffentlich erhalten, und nochmals bitte ich Sie, mit Michaelis Ihre Maßregeln ſo frei zu nehmen, als wenn es Ihre und nicht meine Sache wäre. Er war vor kurzer Zeit noch in Braunſchweig, wo er Schlegeln ſagte, daß es noch Zeit wäre, wenn er Beiträge zum Almanach ſchicken wollte. Indeſſen ſehe ich noch keine Möglichkeit, wie dieſer zur Meſſe noch fertig werden ſoll.

Goethe iſt noch nicht zurück. Vor etlichen Tagen erhielt ich einen neuen Brief, wo er mir den Tag ſeiner Abreiſe von Karlsbad auf den vierten feſtſetzte, der längſt verſtrichen iſt.

Von Körnern habe ich ſeit drei Wochen keine Zeile geſehen. Ich erwarte daher in ſeinem erſten Briefe einen Aufſatz von ihm.

Beiliegende Schlegelsche Gedichte rücken Sie unmittelbar hintereinander in die neulich überschickte Sammlung und haben die Güte, solche zu paginieren. In acht Tagen folgt eine neue Lieferung. Tausend herzliche Grüße an Sie und Li von uns beiden. Goethe grüßt Sie auch.

Mit herzlicher Liebe der Ihrige.

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 11. August 1795.

Die Erwartung steigt noch immer, aber man sieht doch schon von ferne, daß der Wald anfängt, lichter zu werden. Die Erinnerung an Marianen tut viel Wirkung, und Mignon wächst mit jedem Buch mehr heran. Der düstre Harfenspieler wird immer düsterer und geisterhafter, und Philine gefällt mir noch immer trefflich wohl. Man freut sich, wie Sie in diesem Buch vorhergegangene Personen und Szenen wieder ins Gedächtnis bringen.

Der vielen Schreibfehler wegen, auch wegen einiger Ungleichheiten in der Schreibart (bald des Publikums, bald des Publici usw.) ist noch viel Aufmerksamkeit zu empfehlen. In dem Gedicht am Schluß haben Sie ein Wort lang gebraucht, das durch die Stellung notwendig kurz wird, und ein Zeitwort kurz, das lang bleiben muß.

Verzeihen Sie mein Geschmiere. Ich muß eilen, um das Manuskript nicht länger aufzuhalten.

Bald hoffe ich wieder von Ihnen zu hören und wünsche Glück zur Ankunft in Weimar. Meyern meinen freundlichen Gruß.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Den 17. August 1795.

Ich nahm Ihre neuliche Zusage nach dem Buchstaben und rechnete darauf, Sie morgen, als den Dienstag, gewiß hier zu

ſehen: dies iſt Urſache daß ich den Meiſter ſo lange behielt und Ihnen auch nichts darüber ſchrieb. Sehr hätte ich gewünſcht, mit Ihnen über dieſes ſechſte Buch mündlich zu ſprechen, weil man ſich in einem Brief nicht auf alles beſinnt und zu ſolchen Sachen der Dialog unentbehrlich iſt. Mir deucht, daß Sie den Gegenſtand von keiner glücklichern Seite hätte faſſen können, als die Art iſt, wie Sie den ſtillen Verkehr der Perſon mit dem Heiligen in ſich eröffnen. Dieſes Verhältnis iſt zart und fein, und der Gang, den Sie es nehmen laſſen, äußerſt übereinſtimmend mit der Natur.

Der Übergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen durch die Erfahrung der Sünde iſt meiſterhaft gedacht. Überhaupt ſind die leitenden Ideen des Ganzen trefflich, nur, fürchte ich, etwas zu leiſe angedeutet. Auch will ich Ihnen nicht dafür ſtehen, daß nicht manchen Leſern vorkommen wird, als wenn die Geſchichte ſtille ſtünde. Hätte ſich manches näher zuſammenrücken, anderes kürzer faſſen, hingegen einige Hauptideen mehr ausbreiten laſſen, ſo würde es vielleicht nicht übel geweſen ſein. Ihr Beſtreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht ihren Gegenſtand zu purifizieren und gleichſam wieder ehrlich zu machen, iſt mir nicht entgangen; aber einige Stellen habe ich doch angeſtrichen, an denen, wie ich fürchte, ein chriſtliches Gemüt eine zu „leichtſinnige" Behandlung tadeln könnte.

Dies wenige über das, was Sie geſagt und angedeutet. Dieſer Gegenſtand iſt aber von einer ſolchen Art, daß man auch über das, was nicht geſagt iſt, zu ſprechen verſucht wird. Zwar iſt dieſes Buch noch nicht geſchloſſen, und ich weiß alſo nicht, was etwa noch nachkommen kann, aber die Erſcheinung des Oheims und ſeiner geſunden Vernunft ſcheint mir doch eine Kriſe herbeizuführen. Iſt dieſes, ſo ſcheint mir die Materie doch zu ſchnell abgetan: denn mir deucht, daß über das Eigentümliche chriſtlicher Religion und chriſtlicher Religionsſchwärmerei noch zu wenig geſagt ſei; daß dasjenige, was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſein kann oder

vielmehr, was eine ſchöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet ſei. Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir bloß deswegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentümlichen Charakterzug des Chriſtentums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts anderm als in der Aufhebung des Geſetzes oder des Kantiſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtentum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo in ſeiner reinen Form Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen und in dieſem Sinn die einzige äſthetiſche Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſoviel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird. Doch ich mag in einem Brief über dieſe kitzlichte Materie nichts weiter vorbringen und bemerke bloß noch, daß ich dieſe Saite ein wenig hätte mögen klingen hören.

Ihre Wünſche, die Epigramme betreffend, ſollen pünktlich erfüllet werden. Die Druckfehler in den Elegien haben mich auch ſehr verdroſſen, und ich habe den wichtigſten im Intelligenzblatt der Literaturzeitung ſogleich anzeigen laſſen; es ſind aber Fehler des Kopiſten, nicht des Setzers, und laſſen ſich alſo künftig um ſo eher verhüten.

Mit der Ausführung deſſen, was Sie für die reſtierenden Monate in die Horen verſprechen, werden Sie mir große Freude machen, und noch einmal wiederhole ich meine Fürbitte wegen Fauſt. Laſſen Sie es auch nur eine Szene von zwei oder drei Seiten ſein. Das Märchen wird mich recht herzlich erfreuen und die Unterhaltungen für dieſes Jahr ſchön ſchließen.

Ich habe in dieſer Woche mich zwar körperlich nicht beſſer befunden, aber doch Luſt und Laune zu einigen Gedichten gehabt, die meine Sammlung vermehren werden.

Meine Frau wünſcht zu erfahren, ob die Nadeln, in welche Sie das ſechſte Buch neulich gepackt haben, Symbole von Gewiſſensbiſſen vorſtellen ſollen.

Leben Sie recht wohl. Ich ſehne mich, Sie bald zu ſehen und unſern Freund Meyer.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Den 17. Auguſt 1795.

Dein langes Stillſchweigen ſchon ſeit einem Monat fängt an, mich zu beunruhigen, da ich es mir aus keiner natürlichen Urſache zu erklären weiß. Zwei Briefe von mir an dich ſind noch unbeantwortet, ich erwarte ſchon ſeit 14 Tagen Langbeins Gedichte und hoffte auch von dir ſelbſt Manuſkript zu erhalten. Von allem nichts, und ich muß nun beinahe fürchten, daß du krank ſeiſt. Schreib, oder laß in dem letzten Falle mir doch gleich ſchreiben, was du machſt. Sobald ich Nachricht von dir habe, kann ich dir auch etwas zu leſen ſchicken.

Ich ſelbſt habe mich dieſen Sommer nie recht wohl befunden, und ob ich gleich Luſt und Kräfte zum Arbeiten hatte, ſo erlauben mir doch meine Krämpfe kaum, das Haus zu verlaſſen. Zum Glück wohne ich jetzt angenehm und frei und kann alſo das Ausgehen eher miſſen.

Goethe iſt ſeit acht Tagen wieder zurück, und dies bringt wieder einige Veränderung in meine Einſamkeit.

Lebe wohl für heute; mit Ungeduld warte ich auf ein Lebenszeichen von dir und werde alsdann auch mehr zu ſchreiben haben.

Mein Muſenalmanach iſt, was das Manuſkript betrifft, in wenig Tagen ganz fertig, und ich denke, daß er unter ſeinen Brüdern keine ſchlechte Figur machen ſoll. Von Goethe allein ſind über 150 zuſammengehörender Epigramme darin, von Herder auch 20 Stücke und von mir etwa 15 kleine und große

Gedichte. Die Goetheſchen Epigramme kann ich dir vorher noch ſenden, ſowie meine eigenen Gedichte, weil von beiden Abſchriften genommen werden. Auch in dem neunten Stück der Horen erſcheinen zwei größere Gedichte von mir. Du kannſt daraus auf meine poetiſche Fruchtbarkeit in dieſen letzten ſieben Wochen den Schluß machen. Lebe recht wohl. Bei mir iſt alles geſund, wie ich auch bei dir hoffe. An Minna und Dorchen herzliche Grüße von uns. Dein S.

An Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 21. Auguſt 1795.

Hier, liebſter Freund, wieder einige neue Stücke zum Almanach, welche den übrigen in der hier bemerkten Ordnung anzuſchließen bitte. Der nächſte Poſttag, hoffe ich, ſoll Ihnen die Epigramme, die eben kopiert werden, nebſt den noch reſtierenden Gedichten bringen.

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe an Sie einige fruchtbare Stimmungen erlebt, davon die beiliegenden Gedichte die Früchte ſind. Zu dieſen kommt noch ein anderes größeres, welches aber noch nicht ganz fertig iſt und die letzte Lieferung beſchließen wird. Natur und Schule laſſen Sie aber noch aus der Reihe ſo lange weg, bis ich Ihnen noch einmal geſchrieben. Vielleicht, daß ich dieſes Stück in die Horen ſetze.

Sie wundern ſich vielleicht darüber, daß ich noch ſo viel für den Almanach tue und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht willens bin, den Almanach dem Juden zu laſſen, ſo halte ich dieſe Entrepriſe doch für ſolid genug, um einen Verſuch zu machen, ſie in Gang zu bringen. Mit den Horen gebe ich zuweilen die Hoffnung auf. Nicht allein deswegen, weil es zweifelhaft iſt, ob uns das Publikum treu bleiben wird, ſondern weil die Armut am Guten, die kaltſinnige Aufnahme des wenigen Vortrefflichen mir die Luſt mit jedem Tage raubt. Ich werde zwar nicht vorſätzlich zum Untergang des Journals beitragen, aber

es auch nicht sehr emsig in seinem Falle zu halten bemüht sein. Der Almanach ist eine so wenig beschwerliche und sichere Unternehmung, daß es nicht zu verantworten wäre, wenn ich ihn leichtsinnig fallen lassen wollte. Die Epigramme, meine eigene und Herders Beiträge geben dem Almanach ein entscheidendes Übergewicht, wie ich hoffen kann, über seine Mitbewerber, daß selbst Michaelis Armseligkeit ihn nicht ganz soll zu grund richten können. Sie sind so gütig, wenn wir Michaelis los werden sollten, ihn sogleich auf meine oder Cottas Rechnung bei Ungern drucken zu lassen, zu 2000 Auflage, worunter 500 auf Schweizer- und die übrigen auf gutem Schreibpapier. Die übrige Einrichtung bleibt Ihnen und Ungern überlassen. Cotta hat mir auf meine Anfrage schon geschrieben, daß er den Almanach auch noch auf dieses Jahr nehmen würde. (Auch könnte, selbst wenn wir mit Michaelis nicht brechen, gleich nach Empfang dieses Briefs an dem Druck (wenigstens an dem Satz der ersten Bogen) angefangen werden, weil der Almanach doch in jedem Fall gedruckt werden soll.) Auch will ich den Epigrammen eine eigene Pagina mit römischen Zahlen geben lassen, daß sie zugleich neben den übrigen Gedichten einen Setzer und eine Presse beschäftigen können. Auf diese Art gewinnen wir Zeit.

Ich ersuche Sie also, lieber, gleich nach Empfang meines Briefes den Satz der ersten Bogen des Almanachs anfangen zu lassen, auch Ungern zu bitten, daß er Schweizer- und Schreibpapier bereit halten mag. Unterdessen kommen wir mit Michaelis zu irgend einer Entscheidung, so daß entweder er (Michaelis) oder wir über den Abdruck genauer verfügen können. Es liegt mir soviel nicht daran, 15 oder 20 Louisdors bei diesem Arrangement zu verlieren, sobald nur der Zweck erreicht und der Almanach für die Messe fertig wird.

Was die Verlegung des Almanachs auf das nächste Jahr betrifft, so dürfen Sie nur an Michaelis schreiben, daß nach meiner Abrede mit den Autoren dieses nicht mehr tunlich sei. Sie dürfen

ihm auch bestimmt sagen, daß er den Almanach auf jeden Fall nur dieses einzige Jahr verlegen würde. Mein Kontrakt mit ihm verpflichtet mich bloß zu einer halbjährigen Aufkündigung, und hier ist eine zwölfmonatliche. Auch kann er dabei keinen Schaden haben, denn das Debüt des diesjährigen Almanachs ist von diesem Arrangement völlig unabhängig, und behält der Almanach auch nach der Hand noch einen Wert, so ist er es doch immer, der den ersten Jahrgang verkauft.

Ihnen überlasse ich es, ob lateinische oder deutsche Schrift zum Almanach genommen werden soll. Hätte Unger eine recht passende kleine lateinische Schrift, so würde ich dieselbe vorziehen; doch bin ich nicht so sehr darauf gestellt, und es kommt ganz darauf an, wie Sie seine Schriftproben finden. Es versteht sich, daß alle Hexameter und Pentameter ohne Unterschied gebrochen werden. Die Namen der Autoren Kursiv im Lateinischen und Schwabacher im Deutschen. Das Format natürlicherweise Duodez. Sie können aber Ungern vorschlagen, ob er nicht sehr großes Papier dazu nehmen und in Sedez brechen will, weil dieses den Vorteil verschafft, daß man nur sechs Bogen abzudrucken hat. Göpfert findet diese Einrichtung vorzuziehen. Auch wird dabei Zeit und Geld gewonnen.

Sollte Michaelis sich geben und die Sache Ihren alten Gang gehen, so bitte ich Sie, die hier bemerkten Sachen Ungern dennoch zu empfehlen; auch bitten Sie ihn, daß er alsdann auf meine Kosten ein Dutzend Exemplarien auf Schweizer Papier über die Zahl abziehen lassen möge, da ich nicht sicher bin, ob ich ein einzig Exemplar von Michaelis erhalte.

Die 55 Louisdors behalten Sie, wenn Sie bezahlt werden, und bringen mir solche im Oktober mit. Meinen Vater habe ich schon bezahlt. Die zwölf Exemplarien sind Sie so gütig, nur an mich zu schicken.

Ihr letzter Brief mit den Horen-Nachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indessen nicht zu leugnen, daß Sie und ich ver-

dient haben, in unſerer Erwartung getäuſcht zu werden, weil unſere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube nun, daß wir unrecht getan, ſolche Materien und in ſolcher Form in den Horen abzuhandeln, und ſollten ſie fortdauern, ſo werde ich vor dieſem Fehler mich hüten. Die Urteile ſind zu allgemein und zu ſehr übereinſtimmend, als daß wir ſie zugleich verachten und ignorieren könnten.

Meyers Reiſe nach Italien iſt nun beſtimmt und wird in wenigen Wochen vor ſich gehen. Ich erwarte ihn jeden Tag mit Goethe, weil er Abſchied nehmen will.

Goethe gibt für die Horen dieſes Jahres noch, 1. einige Blätter zu der letztern Geſchichte in den Unterhaltungen, wo Ferdinand in ſpätern Jahren erſcheint, 2. Apollos Geburt nach Homer, 3. Drama und Roman verglichen, 4. Ein Märchen, 5. den Eingang zum Cellini und 6. (wie er ſchreibt, doch ſehr bedingungsweiſe) etwas aus dem Fauſt. Herders Homeridiſchen Aufſatz habe ich noch immer nicht und weiß in dieſem Augenblick noch nicht, wo ich den dritten Bogen zum neunten Stück hernehmen werde, von dem ich ſchon die zwei erſten zum Druck abgeſchickt habe. So arm ſieht es bei uns aus! Ich habe zwar dieſer Tage etliche Aufſätze von fremden Autoren erhalten, aber die ich ſchlechterdings nicht brauchen kann. Im äußerſten Falle kann ich freilich von mir einen Aufſatz geben, welches mir aber doch jetzt eine unangenehme Diverſion machen würde, da ich im beſten poetiſchen Feuer bin.

Ihre Briefe, lieber Freund, ſind mir ein rechter Troſt, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie ſich von mir bilden, den Anteil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dient er mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entraten kann. Der Wunſch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei dieſen poetiſchen Arbeiten belebt und geſtärkt und wird es auch künftig tun. Übrigens kenne ich nun bald meine Stärke ſowohl als

meine Schranken im poetiſchen Felde. Dieſe letztern werden mir wohl das Dramatiſche verbieten, aber auf das Epiſche werde ich dafür ernſtlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe verſteht ſich.

Doch darüber und über dieſes ganze Kapitel mündlich. Ich freue mich, daß nun doch eine volle Hälfte Ihrer Abweſenheit vorbei iſt. Unterdeſſen werde ich in der poetiſchen Welt noch einige Wanderungen machen, und Sie führen mich dann mit freundſchaftlicher Hand in die Wirklichkeit zurück.

Goethe verſichert mir, daß die Beſchwerden, die ich ihm über das ſechſte Buch des Meiſters machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt ſeien. Ich hatte ihn merken laſſen, was ich gewünſcht hätte, daß vorzüglich berührt worden wäre, und was nach meiner Meinung noch mehr in dem Gegenſtande läge, als er angedeutet hätte. Bei dieſer Gelegenheit habe ich aufs neue erfahren, daß man ihm ſehr viel Wahrheit ſagen kann.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Ich freue mich auf Ihre nächſten Briefe, die jetzt faſt mein einziger Berührungspunkt mit der Außenwelt ſind.

Herzliche Grüße an Li von uns allen. Ihr

Sch.

N. S. Ich hatte anfangs im Sinn, unter mehreren Namen im Almanach mich zu verkappen und dadurch einen größern Schein von Mannigfaltigkeit hervorzubringen; da aber jetzt ohne das Mannigfaltigkeit genug und durch Herdern der Anonymität ſchon zuviel iſt, ſo fällt jene Urſache weg, und es iſt der wenigen Kleinigkeiten nicht der Mühe wert, zu lügen. Seien Sie daher ſo gut und ſetzen unter die drei Kleinigkeiten, die mit O und Bſch bezeichnet ſind, meinen Namen. Ich halte es für gut, daß ich recht oft darinnen vorkomme, und werde darauf bedacht ſein, wenigſtens 25 mal darin genannt zu ſein. Auch da, wo Th. ſteht, ſetzen Sie Goethens Namen.

Eben erhalte ich Nachricht von Goethe, daß ich morgen Herders

Aufſatz erhalte, und daß er vortrefflich geraten ſei. Goethe ſchickt mir eben auch den Schluß der Erzählung in den Unterhaltungen, die aber nur einen halben Bogen gedruckt ausmacht. Das Märchen iſt ſchon darin angekündigt.

Natur und Schule laſſen Sie noch aus der Sammlung heraus. Aber den ſpielenden Knaben und die Ilias mögen Sie irgendwo unterſtecken, wo noch Platz iſt, oder wo Sie etwas herauswünſchen und eine Lücke auszufüllen iſt. Beide Stücke müſſen voran Platz finden, denn alles, was noch kommt, iſt beſetzt.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 21. Auguſt 1795.

Hier einſtweilen einige Blätter zur Fortſetzung des neunten Stückes. Mehreres bringt die nächſte Poſt.

Für gütige Erfüllung meiner Bitte danke ich Ihnen verbindlich. Noch habe ich von Michaelis keine Antwort auf meine Anfrage erhalten können, aber der Almanach, für den ich viel getan und den ich reichlich ausgeſtattet, wird auf jeden Fall gedruckt. Das nächſte Jahr müſſen Sie ihn verlegen, und da ſoll er erſt ſeine rechte Vollkommenheit erhalten.

Poſſelts Annalen ſind, wie mir geſagt worden, ſchon an den Legationsrat Gentz in Berlin zum Rezenſieren gegeben, der ſehr gut von dieſem Journal ſich geäußert. Vielleicht wärs nicht übel, wenn Sie ihm Ihr Kompliment machten. Die Poſt geht ſogleich. Adieu. Ihr Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 21. Auguſt 1795.

Ich erinnre mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß und mir alles Geld bis etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen.

In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literatur-Zeitung an demſelben Tage überſendet wurde. Das war in der Tat Gottes Finger, und das iſt auch Ihre heutige Miſſion. Ich wußte in der Tat nicht, was ich Cottaen, der Manuſkript für das neunte Stück nötig hat, heute ſenden ſollte; und Sie als ein wahrer Himmelsbote ſenden mir zwar nur etwa halbe Bogen, aber doch genug, um mit dem Apollo einen ganzen auszumachen.

Ich werde kaum Zeit haben, dieſes Manuſkript noch zu leſen, ob ich es gleich in orthographiſcher Rückſicht ſorgfältig durchlaufen will.

Auf Ihr Märchen freue ich mich ſehr, denn es ſcheint unter ſehr guten Auſpizien zur Welt zu kommen.

Herders Abhandlung ſoll mir auch eine recht angenehme Apparition ſein.

Humboldt begrüßt Sie. Ich werde Ihnen allerlei Kurioſa, die Horen und auch etwas den Meiſter betreffend, zu erzählen haben, wenn Sie hieher kommen, welches ich bald zu tun herzlich bitte.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Gottfried Körner.

Den 27. Auguſt 1795.

Hier einſtweilen die eine Hälfte meiner Gedichte.

Du kannſt ſie bei dir liegen laſſen, bis du auch den Reſt erhalten.

Die Krämpfe quälen mich heute wieder ſo anhaltend, daß ich dir nicht mehr ſchreiben kann. An Langbein werde ich Montag ſchreiben.

Auf deinen Beitrag bin ich ſehr begierig. Schreib mir, ob ich ihn zwiſchen 14 Tagen wohl erhalten kann.

Herzliche Grüße an Minna und Dorchen. Ich wünſchte, daß die Gedichte ihnen gefallen möchten.

Dein Sch.

An Fritz Reichardt.

Jena, den 28. Auguſt 1795.

Beikommendes Gedicht ſende ich Ihnen noch ganz warm, wie es aus der Feder und aus dem Herzen kommt. Ich denke, daß es ſich zur Kompoſition nicht übel qualifizieren wird. Nur müßte ich Sie ein wenig damit preſſieren, weil die Erſcheinungszeit des Almanach bald heranrückt, und damit kein unnötiger Aufenthalt entſteht, ſo bitte ich Sie, von den Noten eine Kopie ſogleich, wenn ſie fertig ſind, an Herrn Legationsrat von Humboldt in Berlin zu ſchicken, der die Beſorgung meines Almanachs übernommen hat; damit aber meine Ungeduld nicht zu lange unbefriedigt bleibe, ſo ſind Sie ja ſo gütig, mir zugleich eine Kopie nach Jena zu ſenden.

In meinem Tanz bin ich genötigt worden, einige kleine Veränderungen vorzunehmen, von denen Sie aber in der Kompoſition nicht mehr Notiz zu nehmen brauchen, wenn es Sie genierte.

Dieſe Veränderungen ſind folgende:

Gleich nach dem dritten Vers:

Seh ich flüchtige Schatten u. ſ. f.
Iſt es Elyſiums Hain, der den
Erſtaunten umfängt?
Wie, vom Zephir gewiegt, der leichte
Rauch durch die Luft ſchwimmt,
Wie ſich leiſe der Kahn ſchaukelt auf
ſilberner Flut u. ſ. f.

Weiter unten: Anſtatt

Sprich, was machts, daß in raſtloſen uſw.

heißt es jetzt:

Sprich, wie geſchiehts, daß raſtlos bewegt die
Bildungen ſchwanken uſw.

Die Beiträge Ihres Freundes habe ich vergeblich erwartet.

Wenn ſolche nicht bereits unterwegs ſind, ſo wird es nicht mehr Zeit ſein, weil der Almanach nun geſchloſſen werden muß.

Leben Sie wohl, mein vortrefflicher Freund, und erfreuen Sie mich bald mit einer muſikaliſchen Erſcheinung. Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 29. Auguſt 1795.

Das Märchen iſt bunt und luſtig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, „das gegenſeitige Hülfleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen aufeinander" recht artig ausgeführt. Meiner Frau hat es viel Vergnügen gemacht; ſie findet es im Voltairiſchen Geſchmack, und ich muß ihr recht geben. Übrigens haben Sie durch dieſe Behandlungsweiſe ſich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß alles Symbol ſei. Man kann ſich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu ſuchen. Die vier Könige präſentieren ſich gar prächtig, und die Schlange als Brücke iſt eine ſcharmante Figur. Sehr charakteriſtiſch iſt die ſchöne Lilie mit ihrem Mops. Das Ganze zeigt ſich überhaupt als die Produktion einer ſehr fröhlichen Stimmung. Doch hätte ich gewünſcht, das Ende wäre nicht vom Anfang getrennt, weil doch beide Hälften einander zu ſehr bedürfen und der Leſer nicht immer behält, was er geleſen. Liegt Ihnen alſo nichts daran, ob es getrennt oder ganz erſcheint, ſo will ich das nächſte Stück damit anfangen; ich weiß zum Glück für das neunte Rat, und kommt dann das Märchen im zehenten Stück auf einmal ganz, ſo iſt es um ſo willkommener.

An dem Epigramm, das ich beilege, fehlt der Schluß. Seien Sie ſo gütig, es mir mit eheſter Gelegenheit zurückzuſchicken.

Mit meiner Geſundheit geht es noch nicht viel beſſer. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetiſieren mich verſetzte. Zum Philoſophieren iſt ſchon der

halbe Menſch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Muſen ſaugen einen aus.

Seien Sie herzlich gegrüßt zu Ihrem Geburtstag.

Sch.

N. S.

An den Herzog habe ich noch kein Exemplar des achten Stücks geſendet. Sie ſind wohl ſo gütig, es zu beſorgen.

Wenn Sie Herrn von Humboldt zu ſchreiben haben, ſo kann ich den Brief einſchließen.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 31. Auguſt 1795.

Nur zwei Worte heute, Ihnen für Ihr Andenken aus Ilmenau zu danken. Es iſt heute der Expeditionstag der Horen, wo ich immer viel zu ſchreiben habe, da ich die Pakete benutze, um Briefe einzuſchließen.

Zu einem kleinen „proſaiſchen" Amüſement lege ich Ihnen den Extrakt der Subſkriptionsliſte für die Horen bei, den mir Cotta heute geſendet hat.

Meinen und Herrn von Humboldts Brief, den ich Ihnen nebſt den Horen-Paketen vorgeſtern nach Weimar geſendet, haben Sie, weil es ein großes Paket iſt, wohl nicht erhalten. Es iſt mir aber daran gelegen, auf einige Punkte daraus ſchnell Ihre Reſolution zu erfahren.

1. ſchlug ich Ihnen vor, ob wir das Märchen nicht lieber auf einmal im zehenten Stück geben wollen. Das Publikum iſt immer mit dem Abbrechen unzufrieden, und jetzt müſſen wir es bei guter Laune erhalten. Für das neunte Stück weiß ich Rat: dies darf Sie alſo nicht beſtimmen, wenn Sie ſonſt nicht wünſchen, daß es getrennt erſcheint.

2. fehlt zu dem 101. Epigramm der letzte halbe Pentameter

— — — Es deutet die fallende Blüte dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht

Wollen Sie mir dieſe zwei Punkte mit dem ſchnellſten beantworten?

Mögen Sie in dem ſtillen, geſchäftigen Kreis, wo Sie jetzt ſind, recht zufrieden ſein und ſich unſerer mit Liebe erinnern. Frau von Kalb iſt ſeit einigen Tagen hier und bleibt noch einige Tage. Meine Frau grüßt Sie ſchönſtens.

Sch.

N. S.

In Nr. 28 ſteht unterſtändig, wovon ich nicht weiß, ob es Schreibfehler iſt. Es geradezu dafür zu nehmen und unverſtändig dafür zu ſetzen, wäre in dem Konterte, worin es ſteht, eine zu große Kommentatorsfreiheit. Übrigens kenne ich kein ſolches Wort, wenn es wirklich unterſtändig heißen ſoll. Reſolvieren Sie baldmöglichſt darauf.

An Gottfried Körner.

[31. Auguſt 1795.]

Hier das achte Stück der Horen. Gern hätte ich dir den Reſt meiner Gedichte mitgeſchickt; aber mein Abſchreiber hat für den Almanach und das neunte Horenſtück alle Hände voll zu tun. Etwas will ich aber doch womöglich noch beilegen.

Die Macht des Geſanges hat Reichardt komponiert; aber an dem Tanz, den ich ſehr gern komponiert gewünſcht hätte, verzagte er. Er meint, daß derſelbe nur im Großen und mit ganzer Partitur könne ausgeführt werden. Wie wärs, wenn du dich daran verſuchen wollteſt? Nicht für den Almanach, aber zum Genuß unter Freunden.

Jetzt erwarten dich noch, die Kleinigkeiten nicht gerechnet, zwei Hauptgedichte von mir, wovon das eine beſonders mein poetiſches

Hauptwerk iſt, das ich je gemacht. Die nächſte Poſt wird dir ſie bringen. Auch erſcheint es im neunten Stücke der Horen, weil es mir für den Almanach zu ernſthaft und zu bedeutend war. Du glaubteſt neulich, daß wir verlegen wären, Herrn Voß mit ſeinem Almanach die Spitze zu bieten. Aber ich hoffe, du ſollſt eine andere Idee von unſerem Almanach bekommen, wenn du ihn erſt ganz in Händen haſt. Im zweiten Bande von Voß' Gedichten iſt auch nicht eins, das von Bedeutung wäre, und ich darf hoffen, daß die eine Hälfte unſeres Almanachs vortrefflich und die andere wenigſtens gut iſt.

Lebe wohl. Ich habe heute eine fürchterliche Briefexpedition. — Minna und Dorchen herzliche Grüße.

Möchten euch die Gedichte Freude zuſammen machen und euch an den alten Freund vis-à-vis erinnern.

Dein Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 3. September 1795.

Da ich den Gartenkalender voriges Jahr rezenſiert, ſo darf ich ihn nach den Statuten der Literatur-Zeitung in dieſem Jahr nicht wieder rezenſieren. Ich habe denſelben aber Schützen ſehr angelegentlich empfohlen.

Herders Aufſatz über Homer wird jetzt, wie ich hoffe, in Ihren Händen ſein. Er iſt ein treffliches Stück und eines der beſten Werke, die Herder geliefert.

Hier der Anfang eines neuen Aufſatzes von mir, welcher, wie ich hoffe, ſo populär geſchrieben iſt, als man fodern kann. Zugleich erhalten Sie noch zwei Gedichte von mir für das neunte Stück, die Ihnen meinen beſten Willen für Sie und das Journal beweiſen mögen. Mehrere folgen im zehnten.

Wenn es Leſer gibt, die lieber die Waſſerſuppen in andern Journalen koſten, als eine kräftige Speiſe in den Horen genießen wollen, und die in den 56 Bogen, die ſie nunmehr von uns ge-

leſen, nicht mehr finden, als in den jetzt herauskommenden Journalen zuſammen genommen zu finden iſt, ſo iſt dieſes freilich ſehr übel, aber zu helfen weiß ich nicht.

Für ein ſolches Publikum iſt es mißlich, ein Journal zu ſchreiben, an dem man ſelber Freude hat. Laſſen Sie es alſo darauf ankommen, wie am Ausgang des Jahrs die Stimmen ſind. Die drei letzten Stücke ſollen mannigfaltig, allgemein, intereſſant und an innerem Gehalte reich ſein. Ich ſelbſt werde alle meine Stunden daran wenden und die beſſern Mitarbeiter gleichfalls dazu vermögen. Wenn aber aller dieſer Beſtrebungen ungeachtet die öffentliche Stimme gegen uns iſt, ſo muß die Unternehmung aufgegeben werden. Mir iſt es unmöglich, mich lange gegen Stumpfſinnigkeit und Geſchmackloſigkeit zu wehren, denn Luſt und Zuverſicht allein ſind die Seele meines Wirkens.

Es iſt noch immer möglich, daß mein Almanach für dieſes Jahr nicht mehr erſcheinen kann, denn der Druck iſt noch gar nicht angefangen. Eben iſt mein Kommiſſionär beſchäftigt, mich von Michaelis loszumachen und ihn zu vermögen, daß er das ſchon an mich bezahlte Redaktionsgeld zurücknimmt. Gelingt dieſes, ſo beſtimme ich die vorzüglichſten Gedichte der Sammlung, die über zwei Dritteile davon betragen, den Horen und gebe den Almanach für dieſes Jahr ganz auf, obgleich ich eine anſehnliche Summe dabei einbüße. Aber ich will nicht, daß dieſe ſchöne Entrepriſe gleich in dem erſten Jahrgang verpfuſcht wird, und dann freut es mich auch, acht bis neun Bogen auserleſene Gedichte den Horen zuzuführen. Goethe hat beinahe vier Bogen, Herder drittehalb und ich ebenſoviel dazu gegeben, und es iſt ſehr ſchade, daß die unerhörte Nachläſſigkeit des Verlegers dieſe Unternehmung verpfuſcht, nachdem von meiner Seite alles dafür geſchehen war. Doch ſoll ſie dafür das nächſte Jahr deſto glänzender werden und weder im Innern noch Äußern ihresgleichen haben.

Der nächſte Poſttag bringt Ihnen den Reſt des Manuſkripts für das neunte Stück.

Die auf der Liſte befindliche Anzahl der Subſkribenten für die Horen wäre noch immer aufmunternd genug, wenn ſie uns bleibt. Sie ſchrieben, daß in dem zweiten Halbjahr einige aufgeſagt hätten — kann man denn auch halbjährig aufſagen oder gilt dieſe Aufkündigung bloß fürs nächſte Jahr?

Mit dem Druck der Horen ſoll es (wenn ſie fortgeſetzt werden, wie ich wünſche und hoffe) ganz bei dem alten bleiben, da es Ihnen ſo lieber iſt.

Verbindlichſten Dank für die Bezahlung an meinen Vater.

Ganz der Ihrige

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 7. September 1795.

Hier der Beſchluß des neunten Stückes, er enthält nunmehr ſiebzehn Artikel, worunter elf poetiſche Stücke von mir, nebſt einem proſaiſchen Aufſatz. Wenn ich, wie zu vermuten, noch über das Manuſkript zum Almanach disponieren kann (denn noch hat der Verleger nicht die geringſte Anſtalt zum Druck gemacht), ſo können die drei letzten Horenſtücke jedes zu zwanzig oder fünfundzwanzig Artikel anwachſen, ohne daß die Bogenzahl überſchritten wird. Auch arbeite ich gegenwärtig an einem wichtigen Aufſatz, den ſein Ton ſowohl als Inhalt zu einer allgemein verſtändlichen Lektüre machen. Ein anderer Aufſatz von mir iſt ſchon bis aufs Abſchreiben fertig, und was ich in dieſem Monate noch ausarbeite, iſt alles für die Horen beſtimmt. Von Goethen liegt ſchon ein Märchen fertig, womit das zehente Stück ſoll angefangen werden. Er gibt noch mehreres, und vielleicht kann ich ihn noch bereden, einige ungedruckte Szenen aus dem Fauſt zu geben. Dies iſt indeſſen noch eine zweifelhafte Sache. Herder wird zu ſeinem Aufſatz über Homer einen Pendant über Oſſian machen. Archenholz hat einen großen hiſtoriſchen Aufſatz zu ſchicken verſprochen. Auch Jacobi will noch etwas leiſten.

Dies ſind unſere Erwartungen. Ich verſpreche mir demohngeachtet von der Dankbarkeit des Publikums nicht viel; denn mit dem Guten gefällt man ſelten. Aber wenn es auch mit den Horen zu Ende geht, ſo ſollen ſie doch auf eine ehrenvolle Art aufhören.

Ich muß Sie bitten, in Natur und Schule die Veränderungen vorzunehmen, die hier folgen. Sollte das Stück ſchon abgedruckt ſein, ſo müßten Kartons gemacht werden, verſteht ſich auf meine Koſten. Es liegt mir allzuviel daran, jene Nachläſſigkeiten im Silbenmaß zu verbeſſern, da Herr Voß ſich einbildet, er könne allein Hexameter machen.

Seien Sie auch ſo gütig, mir gleich nach Empfang dieſes noch ein Poſtpapierexemplar des achten Stücks zu übermachen, weil ich an den Verfaſſer des Nr. 4 eines habe abgeben müſſen. Ich bitte auch um den Julius der Flora, der vergeſſen worden iſt. Für dieſes Journal will ich Ihnen doch einige Kleinigkeiten bald ſchicken von der Art, wie ich mehrere im Almanach habe. Ich kann Ihnen überhaupt noch recht artige Kleinigkeiten von andern dazu abgeben, die in meinem Almanach durch die Bogenzahl ausgeſchloſſen worden.

Leben Sie recht wohl und behalten guten Mut. Der Ihrige

Sch.

An Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 7. September 1795.

Zuerſt von unſern Geſchäften, teurer Freund, weil ich nicht weiß, wieviel Zeit ich zum Schreiben finde. Ich hoffe, mein letzter Brief iſt zu rechter Zeit und frühe genug angelangt, ehe Sie zu dem Druck des Almanachs eine ernſthafte Anſtalt haben machen laſſen. Er bleibt alſo liegen, und ſollte Michaelis ſich in dieſer Zeit der Sache noch nicht angenommen haben, ſo ſind Sie ſo gütig, mir das ganze Manuſkript mit umlaufender Poſt zurückzuſenden. Ich kann, da mir Michaelis auf mein höchſt dringendes Schreiben noch

nicht geantwortet und die Debutzeit eines Almanachs verſtrichen iſt, mein Verhältnis mit ihm für aufgehoben erklären und erwarte bloß Ihre Antwort auf den heutigen Brief, um hier an Göpfert und Niethammer 35 Louisdors zu bezahlen. Von meinen Gedichten habe ich ſchon, außer dem verſchleierten Bild und Natur und Schule, den philoſophiſchen Egoiſten, den Weltverbeſſerer, die Antike, die Ilias und Weisheit und Klugheit, das Höchſte für das neunte Stück der Horen an Cotta abgeſendet. Sollte wider alles Vermuten der Almanach noch zuſtande gekommen ſein, ſo kann ich dieſe kleine Lücke bald wieder füllen. Das neunte Stück der Horen hat jetzt ſechzehn Artikel und wird dadurch viel Aufſehen erregen.

Käme der Almanach zuſtande, ſo hätten Sie ſich an meine Einteilung nicht ſo ſtrenge zu binden, und es wäre ja doch endlich barer Gewinn, wenn die zwölf Bogen mit weniger Manuſkript ſchon voll würden. Hierin hätten Sie alſo von meiner Seite alle Freiheit, und da mich in der Miſchung der Stücke bloß die Rückſich auf Varietät leitete, nach welcher auch Sie verfahren würden, ſo ſind Sie auch in dieſem Stück nicht eingeſchränkt, Änderungen vorzunehmen, die das übrige Arrangement allenfalls nötig machen könnte. Die ausgemerzten Stücke müſſen auf jeden Fall wegbleiben und alſo Weißhuhn noch einmal ſterben.

Die zum Komplettieren beſtimmten Stücke behalte ich, bei der ganz dubiöſen Lage, noch hier, bloß das einzige Goethiſche Stück, welches gerade abgeſchrieben iſt, und den Beſchluß der Epigramme ſende ich mit. In dem achtundzwanzigſten Epigramm ſetzen Sie ſtatt unverſtändig unbeſtändig.

Meine Abſicht iſt, wenn ich den Almanach zurück erhalte und Herder und Goethe nichts dagegen haben, unſrer drei ſämtliche Beiträge in den drei letzten Horenſtücken zu verteilen, welche immer noch proſaiſche Aufſätze genug erhalten werden, weil alle unſerer drei Gedichte zuſammen doch nicht über acht Bogen in den Horen einnehmen können.

Pegaſus werde ich doch noch da ſchließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht. In der Würde der Frauen ändere ich noch die zwei vorletzten Verſe der erſten Strophe, die teils ungeſchickt, teils für die Expoſition des Ganzen zu leer ſind.

Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir in Rückſicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewiſſen ſchärften. Ihre Bemerkungen ſind gegründet, und es iſt mir unmöglich, etwas unvollkommen zu laſſen, ſolang ich es noch beſſer machen kann. Unglücklicherweiſe habe ich Natur und Schule ſchon den vorigen Poſttag abgeſchickt, habe aber doch das Nötige geändert und ſende es heute an Cotta nach, wenn es etwa noch Zeit wäre. An den andern Stücken verſteht ſich, daß ich das Fehlerhafte noch verbeſſere. Die erſte Härte in Natur und Schule hatte ich ſchon in dem erſten Manuſkript an Cotta verbeſſert, ſowie ich überhaupt am Ende noch einige nötige Diſticha eingeſchoben.

In der Ilias heißt es jetzt:

des vollendeten ew'gen Werks
Hat es doch | Eine | Mutter | nur, und die |
Züge der Mutter,
Deine unſterblichen uſw.

Im Weltverbeſſerer:

Von der Menſchheit — Du | kannſt von |
ihr nie | groſſ genug denken,

In Weisheit und Klugheit:

ſtatt die Verzagte, die Kurzſichtige.

Im Egoiſten:

Haſt Du eine Mutter geſehn, wenn
ſie Schlummer dem Kinde

Eine iſt hier beſſer als die. Auch war das ſie in der erſten Lesart lang gebraucht.

In den Würden ſowie überhaupt in allen andern, wo es noch

not tut, werde ich noch helfen. Zwei neue Epigramme habe ich auch noch gemacht, die in dem neunten Horenstück erscheinen.

An Körner sende ich heute das Reich der Schatten mit den noch übrigen Gedichten. Was er zu der ersten Lieferung meint, ersehen Sie hier aus seinem Brief. Mich amüsiert der sonderbare Widerspruch zwischen euch vier Kunstrichtern, Goethen, Sie, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Goethe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten rechne ich hier nicht) und Herder den Tanz. Am größten aber scheint mir der Widerspruch zwischen Körner und Ihnen und auch am wichtigsten. Ihnen sind die vier ersten Strophen der Macht des Gesanges (wie auch gewiß wahr ist) die besten, Körnern stören sie den Genuß der letzten. Ihm gefällt der Pegasus nur bis zum Apollo, Ihnen gefällt er von da an mehr. Körnern mißfällt der Schluß der Ideale, der schlechterdings nicht anders sein durfte, Ihnen ist er vorzüglich lieb.

Was Sie über die Ideale urteilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentliche Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. Auch kenne ich unter Alten und Neuen aus diesem Genre nichts, dem Sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Überhaupt ist dieses Gedicht gerade mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, vom innern Überfluß getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, teilt es auch mit, und auf

mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch. Indessen begreife ich wohl, daß es auf Sie diese Wirkung haben mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energische und den Gedanken als auf das Rührende geht; nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieser Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung selbst finden würden. Mehr wunderte mich, daß es auf die Li seine Wirkung verfehlte; weil es doch zur Empfindung spricht.

Auch von Körnern begreife ich nicht recht, daß ihm entgangen ist, warum ich dieses Gedicht matt schließe. Es ist das treue Bild des menschlichen Lebens, der Rhein, der bei Leyden im Sande verloren geht. Mit diesem Gefühl der ruhigen Einschränkung wollte ich meinen Leser entlassen.

Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, diesem Gedicht mehr eine materielle als formelle Kraft zuzugestehen, so ist doch etwas darin, was es dichterischer macht als alle übrigen. Vielleicht und vermutlich aus demselben Grunde, woraus wir beide es erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt als die männliche; weil ceteris paribus das materielle und passive Element der Schönheit vorzugsweise ihr eigen ist und man die Auflösung weniger als die anspannende Tätigkeit dabei missen kann.

Das Reich der Schatten ausgenommen, ist mir Natur und Schule unter meinen Gedichten das liebste. Was Sie in diesem Gedichte noch ausgeführt gewünscht hätten, würde es dem Philosophen zwar befriedigender machen, aber seine einfache Form zerstören und auch den poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz, aber nicht durch den Verstand verrichtet werden; die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühle ich, daß ein jedes andres denouement durch den Verstand den ganzen Geist des Gedichts würde verändert haben.

Ich fürchte, wir werden uns in der Materie, die wir beide jetzt

behandeln, einander ins Gehege kommen: was Sie bei Gelegenheit jener Anmerkung über Natur und Schule von Ihrem Aufsatze schreiben, erinnert mich daran. Ich bin gerade jetzt bei meinem Aufsatz übers Naive, wo ich von dem Gegensatz zwischen Einfalt der Natur und zwischen Kultur viel zu reden habe. Dieser Aufsatz interessiert mich sehr, und da ich mir zum Gesetz gemacht, ihn mit mehr Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln, als meine ästhetischen Briefe, so nehme ich manches aus der Erfahrung mit, was ich sonst der strengen Form würde aufgeopfert haben. Über alte und neue Dichter werde ich manches bemerken. An die spezielle Zergliederung des Naiven komme ich aber erst in dem zweiten Teil des Aufsatzes. Der erste handelt nur von dem Interesse an der Natur überhaupt.

Über Ihre Bemerkungen, das Reich der Schatten betreffend, habe ich Ihnen neulich schon schreiben wollen, aber die Michaelisschen Sachen machten mir eine Diversion. Das, was Sie an der Strophe vom Sittengesetz tadeln, ist gar nicht ohne Grund, wenigstens vergleichsweise mit den drei andern Strophen läßt diese den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke usw.

Aber dieses fand ich zu prosaisch und auch nicht anschaulich genug. Mir deucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Ästhetische als auf das rein Moralische hinweiset. Dieses wird durch den Begriff rein und jenes durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet. Die vier letzten Zeilen dieser Strophe waren schon vorher von mir geändert worden, und diese Veränderung steht auch schon in dem zum Druck abgeschickten Exemplar. Vielleicht hätten Sie weniger gegen die Strophe eingewendet, wenn Sie jene Veränderung gleich mitbekommen hätten. Sie heißt:

— — und sie steigt von ihrem Weltenthron,
Des Gesetzes strenge Fessel bindet

Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht.
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Strahlenſcheibe ſtatt Strahlenkugel iſt kein Verſehen, ſondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie acht geben, ſo werden Sie finden, daß in dieſer Stelle zwei ganz verſchiedene Sachen als eine vorgeſtellt werden. Die Phaſen des Mondes und dann ſeine notwendige Verfinſterung auf der Mitternachtſeite, die auch beim Vollmond iſt.

Hätte ich alſo geſagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? ſo hätte ich nicht von ſeinen Hörnern ſprechen können; ich hätte ſagen müſſen: wenn des Mondes eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht ſein? Aber da quälte mich der Reim zu ſehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinſte iſt.

Eignet, auf dieſe Art gebraucht, hat Leſſings Autorität für ſich. Im Nathan ſagt er: Was iſt das für ein Gott, der einem Menſchen eignet?

Warum ſtrichen Sie den Reim zwiſchen Sklave und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Ausſprache keine Verſchiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu ſein. Einen wirklich unechten Reim Gott und Gebot haben Sie begnadigt; dieſer iſt aber auch herausgeworfen.

Umarmt den Leuen iſt abſichtlich. Man kann dem Herkules die Arbeit nicht zu hart machen.

Die Eliſionen des i in willige, acherontiſchen uſw. ſind freilich fatal, aber da ſich alle Reimer von Anbeginn derſelben bedienen, ſo erlaubte ich mirs auch.

In Sarbievius Flüchtiger Freude ſetzen Sie:

O meine Leier uſw.

Jetzt wüßte ich nichts mehr, Sachen und Geſchäfte betreffend. Höchſt ungeduldig bin ich, zu erfahren, wie es mit dem Almanach endlich entſchieden iſt.

Goethe ist noch in Ilmenau, wird aber jeden Tag in Weimar erwartet.

Ich habe wieder einen neuen höchst erbärmlichen Aufsatz von einem Professor Goeß aus Ansbach erhalten. Es scheint, daß unsere Horen als der Ausführungskanal aller literarischen Kruditäten betrachtet werden. Dieser Aufsatz enthält eine Übersicht dessen, was die Deutschen seit einigen Dezennien in der Gelehrsamkeit getan. Man findet darin eine prächtige Zusammenstellung von Leuten, z. B. die ehrwürdigen Namen eines Campe, Trapp, Greiling und Heusinger in der Pädagogik; in dem lyrischen Fache bin ich mit Kosegarten, in der Ästhetik zwischen Blankenburg und Eschenburg, im Drama Klinger, Goethe, Schiller, Kotzebue, Großmann und dergleichen. In der Politik sind Sie auch genannt.

Aber was halte ich Sie mit solcher Sache auf. Leben Sie wohl mit der guten Li, bleiben Sie gesund und heiter und sorgen Sie ja, daß Sie auf den bestimmten Termin wieder abreisen können.

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 8. September 1795.

Es freut mich sehr, daß du mit der ersten Lieferung meiner Gedichte so zufrieden bist. Der Vorzug, den du unter den gesandten Natur und Schule gibst, stimmt ganz mit meinem eigenen Urteil überein.

Die Ideale sollten absichtlich schwächer endigen, denn sie sollen ein treues Bild des Zustandes sein, den sie schildern, des Rheins, der sich bei Leyden im Sande verliert, denn das ist das gewöhnliche Schicksal idealischer Erwartungen, und mit diesem Gefühl wollte ich meinen Leser entlassen.

Darüber wundere ich mich, wie dich die dritte Strophe in Macht des Gesanges stört, die gewiß die beste darin ist und die eigentüm-

liche Macht der großen Dichtkunſt treu ausdrückt. Ihr Ton iſt derſelbe der vier erſten Strophen, wo alles auf das Furchtbare hinausläuft. Eher könnte man die letzte Strophe für die vorhergegangenen vier andern zu ſchmelzend finden. Die Einheit des Liedes iſt ganz einfach dieſe: der Dichter ſtellt durch eine zauberähnliche und plötzlichwirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menſchen wieder her.

Pegaſus wird da geſchloſſen werden, wo Apoll ihn beſteigt. Apoll iſt darin eine unentbehrliche Figur, und der Hungertod würde zu platt endigen. Aber das iſt eine gegründete Kritik, daß die Moral des Stücks in dem Munde Apolls wegbleiben ſollte.

Schreib mir doch in deinem nächſten Briefe auf, was ich dir bis jetzt geſchickt. Ich weiß ſonſt nicht, was ich dir ſonſt noch zuſenden ſoll.

Das heutige Gedicht begleite ich nicht gern mit einem anderen. Es muß dich allein beſchäftigen, und es wird es auch, wie ich vermute. — Den Tanz haſt du doch erhalten?

Auf den Freitag ſende ich den letzen Transport an dich ab, worin etwas vorkommt, was mir ein freundliches Geſicht von den Frauen verdienen wird. Sag ihnen recht viel Grüße und daß ihr Intereſſe an den Poeſien mich ſehr freut. Meine Frau grüßt euch alle herzlich. Wir ſind wohl

Dein

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 9. September 1795.

Zur Zurückkunft nach Weimar wünſchen wir Ihnen Glück. Warum kann ich nicht dieſe kleinen Veränderungen mit Ihnen teilen, die Leib und Seele ſtärken!

Das Märchen kann nun erſt im zehenten Stück der Horen erſcheinen, da ich in der Zeit, daß ich Ihre Reſolution erwartete,

das nächste beste aus meinen Abhandlungen zum neunten Stück habe absenden müssen. Auch ist es im zehenten Stück noch nötiger, weil ich zu diesem sonst noch keine glänzende Aussichten habe. Wollen Sie es alsdann noch getrennt, so kann der Schluß im eilften Stücke nachfolgen. Ich bin aber nie für das Trennen, wo dieses irgend zu verhindern ist, weil man das Publikum nicht genug dazu anhalten kann, das Ganze an einer Sache zu übersehen und darnach zu urteilen.

Wenn das sechste Buch des Meisters fertig ist, so denken Sie doch wohl noch auf etwas zu den Horen, was in eins der letzten Stücke kann eingerückt werden. Wir müssen jetzt mit allen Segeln zu fahren suchen, denn ich weiß von mehrern Orten, auch aus Cottas Briefen, daß wir gar nicht sicher sind, unsere dermaligen Subskribenten auch fürs nächste Jahr zu behalten.

Für das neunte Stück habe ich noch redlich getan, was ich konnte. Ich habe alle die größeren und kleineren Gedichte von mir, welche für den Almanach nicht schlechterdings nötig waren, darin eingerückt, so daß dieses Stück nun siebzehn Artikel enthält, worüber man gewaltige Augen machen wird. Das Inhaltsverzeichnis will ich Ihnen beilegen.

Diese Zeit über, daß Sie weg sind, habe ich zwischen prosaischen und poetischen Arbeiten abgewechselt. Eine über das Naive angefangene Abhandlung scheint gelingen zu wollen, die Materie wenigstens entwickelt sich, und ich sehe mich auf einigen sehr glücklichen Spuren.

Ich hoffe, wir sehen Sie bald wieder. Meine Frau begrüßt Sie.

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 11. September 1795.

Hier wieder eine Handvoll Poesien. Ich bin neugierig zu hören, wie die Würde der Frauen gefällt. Die nächste Post bringt dir den Rest.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach kommt der Almanach nicht mehr zuſtande und zwar durch die Schuld des Verlegers. Schon vor ſechs Wochen habe ich den erſten Transport des Manuſkripts abgegeben, und noch in dieſem Augenblick iſt nicht einmal das Papier dazu beſtellt, auch noch keine Abrede mit dem Buchdrucker genommen. Dieſe unerhörte Nachläſſigkeit iſt um ſo befremdender, da mich der Verleger ſchon längſt für die Redaktion aus freien Stücken bezahlt hat. Aber ich gebe ihm dieſe Woche ſein Geld zurück und kaſſiere den Almanach, deſſen größter Teil mir für die Horen höchſt willkommen iſt. Der Verleger iſt neu und wollte noch dazu mit dem Almanach in der Welt debütieren. Wahrſcheinlich hat er kein Geld; denn er bezahlte hier, wo er gegen 1000 Gulden ſchuldig iſt, außer mir niemand und antwortet auf keinen Brief.

Nächſtes Jahr wird Cotta den Almanach deſto beſſer exekutieren. Adieu. Herzliche Grüße an die Frauen.

Dein

Sch.

An Gottlob Voigt.

Jena, den 13. September 1795.

Den herzlichſten Dank für Ihr teures Andenken, mein verehrter und vortrefflicher Freund. Ich habe Ihnen lange kein Lebenszeichen gegeben, aber meinem Herzen waren Sie gegenwärtig, und Ihrer gütigen Geſinnung für mich hielt ich mich, da ich Sie kenne, für gewiß. Sie haben dieſes mit dem lieben Herrgott gemein, zu dem ich auch nie bete, aber an deſſen Gnade ich feſtiglich glaube.

Mein altes körperliches Leiden ſetzt mir dieſen Sommer ſehr hartnäckig zu und macht mich ununterbrochen zum Gefangenen meines Zimmers. Aber gottlob, der Geiſt iſt noch friſch und der Mut auch. Ich habe mich ſeit einigen Monaten aus der meta-

phyſiſchmephitiſchen Luft in den freien und warmen Himmel der Poeſie herausgerettet, der mir ſehr wohl tut. Bald werden Sie Proben davon ſehen, denen ich von Herzen Ihren Beifall wünſche.

Werden wir Sie mit Ihrer Frau Gemahlin nicht endlich einmal hier ſehen? Gerne möchte ich Ihnen beiden einmal meinen Kleinen vorführen, der wohl iſt, täglich mir größere Freude macht und morgen ſein zweites Jahr zurücklegt. Auch finden Sie uns in einer recht freundlichen Wohnung, die Ihnen gefallen wird.

Wir beide empfehlen uns Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin freundſchaftlichen Andenken aufs beſte.

Verehrungsvoll der Ihrige

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 13. September 1795.

Nur ein kleines Lebenszeichen. Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen acht Tage nichts zu ſagen und nichts von Ihnen zu hören.

Sonſt iſt hier bei mir alles in altem guten und ſchlechten Stand. Aus dem Zimmer kann ich noch immer nicht, aber die Arbeiten gehen darum doch ihren Gang. Sie denke ich mir jetzt ſehr mit Meyers Inſtruktion beſchäftigt, der wahrſcheinlich bald abreiſet. Grüßen Sie ihn aufs beſte von mir.

Ich wünſchte zu wiſſen, ob es bei Vicenza iſt, wo die ſchöne Brücke mit Einem Bogen (über die Etſch, wie ich denke) geführt iſt. Schreiben Sie mir doch ein Wort darüber. Ich brauche dieſe Brücke zu einem Hexameter.

Wenn Sie ſich nur entſchließen wollten, für die drei letzten Horenſtücke noch ein Almoſen von einem Dutzend Epigramme oder ähnlicher poetiſchen kleinen Sachen beizuſteuern. Ich will auch Herdern darum erſuchen und ſelbſt einige Gedanken dafür zu ertappen ſuchen. Solche kleine Sachen vermehren auf eine wohlfeile Art die Zahl, erfreuen dabei jeden Leſer und prangen auf

dem Inhaltsverzeichnis der Stücke so gut als die größten Sachen. Dadurch habe ich es gezwungen, daß das neunte Stück siebzehn Artikel enthält.

In dem neuesten Stück des Archivs der Zeit findet sich eine Replique auf Ihren Aufsatz: Literarischer Sansculottism. Ich habe sie aber noch nicht gelesen, nur bloß die Anzeige davon in der Hamburger Zeitung. Sollten Sie das Stück in Weimar bald erhalten, so seien Sie doch so gütig, es mir mitzuteilen.

Der Almanach kommt zustande und wird gerade jetzt unter dem Druck sein. Humboldt wird nun in drei Wochen wieder hier sein, wenn nichts dazwischen kommt.

Meine Frau grüßt Sie bestens. Seien Sie nicht zu fleißig und bleiben Sie auch nicht zu lang von Jena weg.

Sch.

Neuntes Stück.

1. Reich der Schatten.
2. Beiträge zur Geschichte der neuern bildenden Kunst.
3. Unterhaltungen. Fortsetzung.
4. Hymne auf Apollo.
5. Schwarzburg. Gedicht von Madame Mereau.
6. Herders Homer.
7. Natur und Schule, von mir.
8. Verschleiertes Bild, item.
9. Über die notwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. Abhandlung von mir.
10. Deutsche Treue.
11. An einen Weltverbesserer.
12. Antike an einen Wanderer.
13. Der philosophische Egoist.
14. Das Höchste.
15. Weisheit und Klugheit.
16. Ilias.
17. Unsterblichkeit.

Gedichte von mir.

An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer.

Jena, den 14. September 1795.

Ich konnte und wollte Ihnen, mein verehrter und vortrefflicher Freund, nicht eher für Ihre ſchönen Beiträge zu meinem Almanach danken, als bis ich Ihnen über das Schickſal dieſes Almanachs etwas Beſtimmtes ſagen könnte. Durch einen ſehr unglücklichen Zufall, der dem Verleger desſelben vor einiger Zeit begegnet iſt, wurde die Herausgabe für dieſes Jahr zweifelhaft. Nachdem wir aber nunmehr ins klare gekommen, ſo geht er, obgleich etwas ſpät, ſeinen Gang.

Ich ſollte mit Ihnen ſchmälen, daß Sie ſo undankbar gegen Ihre eigene Muſe ſind und den ſchönen Beſuch, den ſie Ihnen machte, nicht beſſer erkennen. Laſſen Sie ſich doch ja durch das elende Rezenſentengeſumſe nicht irre machen; es ſind ſo einige Bureaus in Deutſchland, wo die Impotenz äußerſt grimmige Urteile fällt. Ihre poetiſchen Arbeiten können zwar, ſowie Sie älter werden, von einer jugendlichen Farbe verlieren, aber Ihre Eigentümlichkeit verläßt Sie nie. Dieſe, das Gepräge des Genies, kann weder gegeben noch genommen werden, und dieſes bezeichnet unverkennbar Ihre Werke, die mir in dieſer Richtung von jeher Achtung eingeflößt haben. Ihre Manier iſt völlig die Ihrige, keiner macht ſie Ihnen nach, und ſie verfehlt nie ihre beſtimmte Wirkung auf die Leſer. Ich habe erſt kürzlich die Sammlung Ihrer neuen Gedichte zu Geſichte bekommen, worin ich treffliche Stücke fand. Unter den mir zugeſandten Stücken hat mich die Verſifikation in dem Weltgeiſt, übrigens ein ſehr artiges Gedicht, etwas ungewiß gelaſſen, es wäre möglich, daß einige Worte fehlten; doch will ich dieſe Vermutung für nichts weniger als eine Kritik ausgeben. Um ganz ſicher zu ſein, haben Sie die Güte, dies Stück bei Unger anzuſehen.

Dieſes führt mich auf eine Bitte, die Sie mir, da Sie ſelbſt dabei intereſſiert ſind, verzeihen werden. Ich wünſchte, daß die

Korrektur des Almanachs mit größter Sorgfalt geschähe, und da es möglich ist, daß hie und da eine Stelle vorkäme, wo nur ein dichterisches Gefühl sich zurechtfinden kann, so würde ein gewöhnlicher Korrektor dabei in Verlegenheit kommen oder gar verderben können. Ich wollte Sie daher ersuchen, sich nach Herrn von Humboldts Abreise, der die Sache jetzt in Händen hat, die letzten Korrekturen zeigen zu lassen und in streitigen Fällen alsdann nach Ihrem Gefühle zu entscheiden.

Leben Sie recht wohl und schenken ein freundschaftliches Andenken

Ihrem ergebensten

Schiller.

An Benjamin Erhard.

Jena, den 14. September 1795.

Hoffentlich, lieber Freund, ist das Geld aus Tübingen jetzt längst in Ihren Händen, denn Cotta schrieb mir vor vier Wochen, daß er bloß Ihren Schein erwarte, um es Ihnen zu senden. Sollten Sie es nicht haben, so schreiben Sie es mir ja mit erster Post, und ich will es Ihnen dann unmittelbar ausbezahlen.

Von Michaelis werden Sie mit nächstem befriedigt sein. Ich weiß nun die Geschichte der retardierten Bezahlung ausführlich. Michaelis ist unschuldig, und die Sache hat sich zu seiner völligen Rechtfertigung aufgeklärt. Er mußte von Strelitz abreisen und gab an dem Tage 1000 Taler auf die Post an David Friedländer in Berlin, der davon die nötigen Zahlungen besorgen sollte. Aber der Mensch, dem er die Führung seiner Geschäfte während seiner Abwesenheit übergab, ließ sich die 1000 Taler gegen den Postschein, den er in Händen hatte, auf der Post zurückgeben und verschwendete sie. Eben dieser Mensch hielt alle Briefe zurück, welche von Michaelis hieher geschrieben und an ihn eingeschlossen waren, sowie die, welche an Michaelis einliefen. Die Sache ist

juridiſch verifiziert und mir von einer ganz ſichern Hand notifiziert worden. Sie können ſich alſo, was dieſen Poſten betrifft, vollkommen beruhigen.

Ich bin auf den Aufſatz, den Sie für die Horen verſprochen, begierig. Sorgen Sie nur dafür, daß er ſich ohne Vorausſetzung vieler abſtrakten Kenntniſſe leſen läßt, denn man wirft den Horen von allen Orten her vor, daß ſie zu viel moderne Metaphyſik enthielten. Dieſer Vorwurf trifft auch meine äſthetiſchen Briefe, daher ich von dieſer Materie nichts mehr einrücken werde. Ich wünſchte etwas im Geſchmack Ihrer Geſpräche Mimers von Ihnen.

Ihre Verhältniſſe in Nürnberg, ſowie überhaupt Ihre ganze dortige Exiſtenz, iſt mir ordentlich drückend, ſie ſetzt Sie in die Notwendigkeit, von der Schriftſtellerei zu leben, und entfernt Sie viel zu ſehr von der Medizin, die doch in jedem Betracht vorzuziehen wäre. Wäre denn keine Änderung möglich?

Von Ihrem Journal der Künſte habe ich noch immer nichts zu Geſicht bekommen können. Ich fürchte aber, Sie werden wenig Unterſtützung dabei finden, denn in dieſem Fache ſind ſowohl Mitarbeiter als Leſer und Liebhaber dünne geſäet, und etwas Vorzügliches könnte, da man notwendig Zeichnungen damit verbinden müßte, ohne große Koſten nicht ausgeführt werden.

Leben Sie recht wohl und behalten Sie bei allem guten Mut.

Ihr

Schiller.

An Wilhelm Schlegel.

Jena, den 14. September 1795.

Ich habe es lange anſtehen laſſen, Ihnen, mein vortrefflicher Freund, für Ihren ſchönen Beitrag zu dem Almanach Dank zu ſagen. Aber ich wollte Ihnen nicht eher ſchreiben, als bis ich über das Schickſal des Almanachs ſelbſt mehr im reinen ſein würde, welches durch eine ſonderbare Verknüpfung von Umſtänden eine

Zeitlang ganz zweifelhaft geweſen iſt. Sie haben vielleicht ſchon gehört, daß der Geſchäftsträger von Michaelis 1000 Reichstaler, von demſelben zu Auszahlungen beſtimmt, auf der Poſt unterſchlagen, ſowie alle Briefe an Michaelis von hier aus und von demſelben zurückgehalten hat. Da ſich die Urſache dieſes unbegreiflichen Stillſchweigens unmöglich vermuten ließ, ſo veranlaßte ſolches ein großes Mißtrauen gegen Michaelis, welches ſich auch mir mitteilte und mich nötigte, die Übergabe des Manuſkripts an denſelben bis zu weiterer Aufklärung der Sache zu verſchieben. Dieſe iſt nun erfolgt, und der Almanach, wie ich höre, ſchon unter der Preſſe.

Ihr Beitrag, der Ihr Gepräge ganz unverkennbar trägt, war mir ſehr willkommen, ſo wie es alles ſein wird, was Sie mir ſenden. Erfreuen Sie mich bald mit einem neuen Beitrage zu den Horen. Es wäre mir beſonders lieb, den letzten drei Stücken ſoviel Mannigfaltigkeit, als nur immer möglich iſt, zu geben. Könnten Sie nicht Muße und Bücher finden, um uns zuweilen einen kleinen Aufſatz von hiſtoriſchem Inhalt zu verſchaffen. Daran ſind wir vorzüglich arm, ſobald etwas Vorzügliches erwartet wird.

Was die Herausgabe Ihres ganzen Dante anbetrifft, ſo ſollen Sie darin durch die Geſetze unſers Journals auf keine Weiſe geniert ſein. Dieſe gelten in ihrer ganzen Strenge nur von ſolchen Aufſätzen, die für ſich ein Ganzes ausmachen und wo freilich ein neuer Abdruck ein Nachdruck ſein würde. Iſt aber die Schrift nur teilweiſe in den Horen eingerückt und die größere Partie zurückgeblieben, ſo ſind anderthalb Jahre ein hinlänglicher Zwiſchenraum.

Das ſiebente Horenſtück habe ich nach Dresden für Sie geſendet. Das achte folgt hier.

Im neunten, das in vierzehn Tagen erſcheint, werden Sie viel Poeſie antreffen. Der Almanach hat mich aus meinen metaphyſiſchen Diſtraktionen mit neuem Vergnügen zu derſelben zurückgeführt.

Leben Sie recht wohl und erſcheinen Sie mir bald in einem ſchönen Gedicht oder in einer lieblichen Erzählung. Ganz der

Ihrige

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 18. September 1795.

Hier der Anfang des zehenten Stücks, der Engeln zum Verfaſſer hat. Derſelbe ſchreibt mir, daß er die 3 Karolin Honorar Ihnen in der Meſſe quittieren und auch etwas für die Flora ſchicken werde.

Das zehente Horenſtück werden wir, da ſich die großen Aufſätze, wie der gegenwärtige, nicht wohl trennen ließen, etwas korpulent machen müſſen. Dafür braucht das letzte in dieſem Jahr, welches die Namen der Subſkribenten und der Verfaſſer der Aufſätze enthält, nur ſechs Bogen andern Inhalt zu haben.

Mit dem Almanach hat es ſich nun entſchieden. Michaelis hat ſich völlig rechtfertigen können. — Ein Mann in Strelitz, dem er während ſeiner Reiſe die Geſchäfte anvertraute, hat 1000 Reichstaler (welche Michaelis den Tag vor ſeiner Abreiſe an Friedländer in Berlin auf die Poſt gab, um davon die nötigen Zahlungen zu machen) gegen den Poſtſchein ſich von der Poſt zurückgeben laſſen und verſchwendet. Eben dieſer unterdrückte alle Briefe, die Michaelis an uns und die wir an ihn ſchrieben, daher alle die Irrungen. Ich lege hier einen Brief von eben dem Friedländer, der das Geld hätte erhalten ſollen, bei, worin er meinem Korreſpondenten in Berlin von der Sache ſchreibt. Dieſer Friedländer iſt ein reicher und angeſehener Jude in Berlin, und ſein Zeugnis läßt keinen Zweifel zu.

Jetzt kann ich freilich dem Michaelis den Almanach für dieſes Jahr nicht entziehen, denn der Grund fällt ganz hinweg, der mich von meinem Kontrakte freimachte. Aber für das nächſte Jahr

und alle künftigen bleibt er Ihnen. Michaelis ſetzt mir zwar hart zu, ihm den Almanach zu laſſen, aber da mein Kontrakt mit ihm mir ein Recht gibt aufzukündigen und Sie mein Wort einmal haben, ſo widerrufe ich nicht. Der Almanach wird bei Ungern gedruckt, und Michaelis wendet alles daran, was in dieſer kurzen Friſt noch möglich iſt, ihn ſplendid zu machen. Ich riet Ihnen, den Ihrigen im nächſten Jahr gleichfalls bei Ungern drucken zu laſſen, wenn es auch etwas mehr koſten ſollte. Doch dazu haben wir noch Zeit.

Für die Horen will ich den Mut nicht verlieren, ſolange Sie den Ihrigen behalten. Was ich kann, tue ich ohnehin dafür; das iſt meine Schuldigkeit. Auch für dieſes zehente Stück erhalten Sie ein Gedicht von elf bis zwölf Seiten von mir, welches mich ſeit einigen Wochen ſehr angenehm beſchäftigt.

Ich höre, daß im neuen Stück des Archivs der Zeit eine Antwort auf den Literariſchen Sansculottism und in dem neuen Stück der Gentziſchen Monatſchrift ein Urteil über meine äſthetiſchen Briefe enthalten iſt. Leſen Sie doch beides nach. Von dem neunten Stücke der Horen bitte ich mir für Madame Mereau (die Verfaſſerin des ſchönen Gedichts Schwarzburg) und für Profeſſor Meyer (den Verfaſſer der Beiträge zur Kunſtgeſchichte) zwei Exemplarien auf Poſtpapier aus. Auch bitte um den Julius der Flora, der vergeſſen worden oder auf der Poſt verloren gegangen iſt.

Wenn Sie mir Adelungs deutſches Wörterbuch mit ein drittel Rabatt ſchaffen können, ſo ſeien Sie ſo gütig, Ordre dazu zu geben. Ohne dieſen Rabatt iſt es mir aber zu teuer. Ich brauche aber das Buch vollſtändig, und wenn alſo eine neue und noch nicht geendigte Ausgabe davon gemacht wäre, ſo kann ich dieſe nicht brauchen, ſondern die ältere.

Über die 25 Louisdors, die Sie meinem Vater ausgezahlt, können Sie bei mir nach Gefallen disponieren, wenn Sie etwa in hieſigen Gegenden eine Zahlung haben ſollten. Sie liegen parat.

Leben Sie wohl.

Ich wünſche, daß die neulich zugeſchickten Veränderungen in meinem Gedicht nicht möchten zu ſpät gekommen ſein. Ihr

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 18. September 1795.

Nach Verlangen folgt hier das Märchen. Wenn ich es nur in acht Tagen zurückerhalte, ſo kommt es noch recht zum Druck.

Für die tröſtlichen Nachrichten, die Sie mir von den Horen geben, danke ich herzlich. Auch ich hoffe, daß uns die letzten Stücke wieder Glück bringen ſollen. Sie enthalten gerade von demjenigen, was man an den vorhergehenden vermißte, viel: nämlich Poeſie und Erzählung. Vor einigen Tagen ſchickte mir auch Engel wieder einen, über drei gedruckte Bogen ſtarken Aufſatz von einem für das Publikum ſehr paſſenden Inhalt, teils Dialog, teils Erzählung; kein Wunderwerk des Genies freilich, aber gerade ſo, wie unſre werten Leſer es lieben. Daß aber auch diejenigen etwas erhalten, welche für dergleichen Oblationen zu gut ſind, werden Sie noch ſorgen, wie ich fröhlich und feſtiglich glaube.

Für das zehente Stück wäre durch das Märchen geſorgt. Es iſt alſo nur noch das eilfte, worauf es ankommt und worin wir unſere Stärke konzentrieren müſſen. Beſonders iſt es auch um Mannigfaltigkeit zu tun.

Wenn Sie doch auch Herdern bewegen wollten, kleine Sachen, wie Epigramme im Geſchmack der Anthologie uſw. in die letzten Stücke zu ſtiften.

Humboldt ſchreibt mir aus Berlin, daß man von den drei letztherausgekommenen Horenſtücken ſehr gut ſpreche.

Wenn Sie das Archiv der Zeit und die Gentziſche Monat-

schrift früher als ich erhalten, so sind Sie wohl so gütig, mir die prächtigen Sachen auch mitzuteilen.

Ich freue mich, Sie bald hier zu sehen. Wir beide grüßen Sie bestens.

Sch.

An Gottfried Körner.

18. September 1795.

Für deine Musik tausend Dank. Sie ist überaus angenehm und stimmt trefflich zu den Gedanken. Den eigentlichen Genuß davon werde ich aber erst dann haben, wenn ich jemanden finde, der sehr gut singt. Bald kommt Goethe hieher und da will ich ihn damit traktieren.

Der Almanach kommt nun doch zustande. Der Verleger hat sich völlig gerechtfertigt. Ihm ist ein infamer Betrug gespielt worden.

Morgen erwarte ich mit sehr vieler Begierde dein Urteil von den Schatten und der Würde der Frauen. Mein neuestes Gedicht, bald so groß als jene beiden zusammen, bringt dir die nächste Post.

Schreibe mir, ob ich dir dein Honorar für den Aufsatz in den Horen senden soll. Eigentlich wird nur von einer Jubilate-Messe zur andern bezahlt; aber da ich zufällig eine Summe für Cotta einkassiert, so kann ich dirs senden. Es beträgt 47 Taler.

Wärs denn nicht möglich, auch nur einen halben Bogen über die Tanzkunst zu schicken, wie du einmal wolltest?

Adieu. Die Feder fällt mir aus der Hand, so viel habe ich heute zu expedieren gehabt.

Tausend Grüße an die Frauen.

Dein

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 21. September 1795.

Hier das letzte Paket. Möge es gute Aufnahme finden. Die Elegie machte mir viel Freude. Unter allen meinen Sachen halte ich sie für diejenige, welche die meiste poetische Bewegung hat und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet.

Es freut mich, daß die Schatten dich befriedigt haben. Darin bin ich aber nicht deiner Meinung, daß mein System über das Schöne der notwendige Schlüssel dazu ist. Es harmoniert natürlicherweise ganz damit; aber im übrigen ruht es auf den kurrenten Begriffen, nur nicht auf den Sulzerschen, davon es freilich, und zu seinem Glücke, der Antipode ist. Der Begriff des uninteressierten Interesse am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen und dergleichen leiten und herrschen durch das Ganze. Ich möchte aber einmal deine Zweifel gegen mein System genau wissen; denn ich kann mir noch keinen Begriff davon machen, was an meinem System noch unbestimmt oder willkürlich sein könnte. Hast du Zeit, so durchlaufe es in einem Briefe an mich von dem — sehr wichtigen — achtzehnten Briefe an bis zum zweiundzwanzigsten oder dreiundzwanzigsten: so können wir miteinander darüber ins Reine kommen.

Ich arbeite jetzt an einem Aufsatz über das Naive, der mir viel Freude macht. Diese Materie hat mich zu verschiedenen Betrachtungen über die Dichter alter und neuer Zeit veranlaßt, auch eine neue Einteilung derselben mir an die Hand gegeben, die fruchtbar zu werden scheint. Sobald die erste Lieferung, die eigentlich nur Einleitung ist, fertig geworden, sende ich sie dir noch vor dem Abdruck zu. Zwischenein werde ich aber noch fortfahren zu dichten, da es doch einmal so frisch von statten geht. Nach allem, was du jetzt von mir gelesen, stelle mir nur die Nativität, an was ich

mich in der Poeſie nun vorzüglich hängen ſoll; denn deine philoſophiſche Ode, wie du ſie nennſt, halte ich für keine Grenze, bloß für eine Branche meines Faches. Vergleiche die neuen Arbeiten mit den alten und urteile, ob ſie mehr oder weniger wahrhaft dichteriſch ſind.

Von dir ſelbſt erwarte ich in etlichen Wochen doch auch etwas zu leſen. — Deinen Tanz habe ich nach Berlin geſendet, wenn es etwa noch Zeit wäre, ihn zu ſtechen. Es machte mir viel Freude, und du könnteſt in anonymer Stille über deinen muſikaliſchen Behuf urteilen hören. Lebe wohl. Herzliche Grüße an die Frauen von uns beiden. Dein S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 25. September 1795.

Ich vergaß neulich, dich zu bitten, mir die Elegie nebſt den übrigen Gedichten zurückzuſenden. Tue das mit erſter Poſt. Hier ſind noch einige Kleinigkeiten für den Almanach, weil ich ihm etwas genommen hatte. Ich wollte mich noch in einem andern griechiſchen Silbenmaße verſuchen. Vielleicht qualifiziert ſich dieſe Kleinigkeit zur muſikaliſchen Kompoſition. Die Stanzen an die Leſer ſollen den Almanach, den mein Gedicht: die Macht des Geſanges eröffnet, beſchließen und den Leſer auf eine freundliche Art verabſchieden.

Für die Horen hat Engel einen großen Aufſatz (Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde) geſandt. Dieſer, nebſt einem ziemlich großen Märchen von Goethe, einer Abhandlung Herders über Oſſian und meiner Elegie wird das zehente Horenſtück ausmachen. Für das eilfte rechne ich auf dich und womöglich in zwei Aufſätzen: über Tanzkunſt und über lyriſche Poeſie. Wenn beide zuſammen auch nur zehn bis zwölf Blatt enthalten, ſo bin ich zufrieden.

Lebe wohl. Herzliche Grüße an die Frauen. Mich freut ſehr, daß meine Frauenwürde bei ihnen Glück gemacht.

Dein S.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 25. September 1795.

Lorenz Stark von Engel haben Sie, wie ich hoffe, erhalten. Hier folgt neues Manuskript zum zehenten Stück. Herders neuer Aufsatz soll vielen Freude machen. Die nächste Post bringt Ihnen wahrscheinlich ein größeres Gedicht und das Goethische Märchen. Dieses zehente Stück dürfte leicht neun Bogen füllen. Lassen Sie aber frisch weg drucken, daß wir es dem neunten Stück so zeitig als möglich nachbringen. Alles liegt daran, daß das Gute einander jagt und das Neue da ist, ehe das Alte noch ganz herumkommt. So entschließen sich mehrere, es einzeln sich anzuschaffen. Ist das Stück reich an Inhalt, so behält es der Leser länger, die Zirkulation stockt, es entsteht Nachfrage und der Lesebibliothekhalter muß mehrere Exemplarien verschreiben.

Hier lege ich einige Kleinigkeiten lustigen Inhalts von meinem Schwager, dem Rat Reinwald in Meiningen, bei. Auch mein Almanach enthält etwas von ihm. Können Sie diese Kleinigkeiten ein Karolin p. Bogen für die Flora brauchen, so stehen sie Ihnen zu Dienst. Wo nicht, so senden Sie sie retour. Sie dürfen sich der Verwandtschaft wegen nicht im geringsten genieren. Die andern Sachen, die ich noch beilege, kosten nichts. Für Herrn Kosegarten, dessen Name die Flora gewiß zieret, lassen Sie etliche Exemplare auf Postpapier abziehen, von denen Monatstücken, wo seine Gedichte stehen. Es ist für Ihr Interesse gar nicht unbedeutend, daß Sie sich diesen Mann, der am äußersten Norden Deutschlands sitzt, verpflichten. Seine Adresse ist: L. Th. Kosegarten. Hauptpastor zu Altenkirchen auf der Halbinsel Wittow im Lande Rügen.

Auf das, was ich in den Gedichten gestrichen und durchstrichen, braucht keine Rücksicht genommen zu werden.

Leben Sie wohl. Ihr

Sch.

N. S. Das kleine Gedicht Zenith und Nadir laſſen Sie da einrücken, wo eine Abhandlung ſchließt und noch weißer Raum übrigbleibt. Ich werde Ihnen für dieſen Fall künftig mehrere ſolche Kleinigkeiten von mir im Vorrat ſenden. Eine eigene Seite damit anzufangen, iſt nicht eher nötig, als wenn mehrere beiſammen ſind.

Inliegende Anzeige bittet Herr Kapellmeiſter Reichardt den Anzeigen im zehenten Horenſtück beifügen zu laſſen.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 28. September 1795.

Hier der Schluß des zehenten Stücks. Einige Kleinigkeiten ſende ich vielleicht noch nach, um das Regiſter anzuſchwellen. Sehen Sie, wie Sie es möglich machen, daß dieſes Stück wenigſtens um eine Woche früher erſcheinen kann.

Ich erfahre ſoeben, daß die Cunoiſche Buchhandlung hier in Jena verkauft wird. Wäre das nicht eine Spekulation für Sie? Es ſind zwar, die Buchdrucker eingerechnet, welche auch verlegen, ſieben Buchhandlungen hier, aber keine taugt etwas, und ein unternehmender Mann könnte bei der vorteilhaften Lage und dem erträglichen Preis der Bedürfniſſe gewiß etwas ausrichten. Die Buchhandlung ſelbſt kann nicht teuer ſein, da ſie es ſchon viele Jahre ſehr ſachte getrieben hat.

Mir wäre es in gar vielem Betrachte lieb, wenn Sie hier eine Niederlage hätten. Überlegen Sie es. Von dem Zuſtand der Cunoiſchen Buchhandlung gibt Herr Rat Vogel, ihr gegenwärtiger Beſitzer, Nachricht.

Ihren Brief vom 16. datiert, habe ich erſt heute, den 28., erhalten. Da der meinige, auf den er die Antwort iſt, früh am 8. abging, ſo hat alſo der Brief mit der Antwort 20 Tage gebraucht.

Wenn die Herderiſche Abhandlung über Oſſian zu der Zeit,

wo das gegenwärtige Paket anlangt, noch nicht im Druck wäre, so können Sie meine Elegie derselben vorsetzen, daß beide prosaische Abhandlungen voneinander getrennt werden. Ich denke, dieses Stück soll unterhaltend genug sein. An dem Märchen werden die Ausleger zu käuen haben.

Für die Flora danke ich. Ich sende Ihnen gewiß bald eine Kleinigkeit von mir dazu. Leben Sie recht wohl. Der Ihrige

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 2. Oktober 1795.

Vergeblich habe ich mir heute zum neunten Stück Hoffnung gemacht. Diesmal macht der Buchdrucker sehr lang, und ich bitte Sie recht sehr, ihm für die drei nächsten Stücke Schnelligkeit zu empfehlen. Ich sende deswegen heute vollends alles, was in das zehente Stück kommt. Sie können die leeren Plätze hinter den prosaischen Aufsätzen damit füllen, und was auf diese Art nicht Platz findet, hinten folgen lassen. Die Ordnung der kleinen Stücke überlasse ich Ihnen und dem Setzer. Sie sorgen bloß, daß soviel als möglich die Seiten gefüllt und die leeren Räume vermieden werden. Alle Gedichte in diesem Stücke (wenn es für die Elegie nicht schon zu spät ist) werden mit der gewöhnlichen Textschrift gedruckt und alle einzelnen Verse, wie immer gebrochen. Adieu. Sch.

Wenn die Elegie abgedruckt ist, so senden Sie mir den einzelnen Bogen.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 2. Oktober 1795.

Ich höre von unserm Freunde, der sich Ihnen noch bestens empfiehlt, daß Sie sich ganz in Ihr Zimmer vergraben hätten, um Ihren Roman zu expedieren, weil Unger pressiert. Meine

beſten Wünſche zu dieſem Geſchäft. Ich bin voll Erwartung, dieſen dritten Teil beiſammen zu ſehen.

Übermorgen werden wir Sie alſo wieder ſehen, worauf ich mich herzlich freue und lange gehofft habe.

Humboldt kommt dieſen Winter nicht mehr hieher, welches mir ſehr unangenehm iſt.

Seien Sie doch ſo gütig, mir das Archiv der Zeit, welches die berühmte Antwort auf Ihren Angriff enthält, ſowie auch das Stück der Neuen Monatsſchrift, worin mein Lob ſtehen ſoll, mitzubringen. Ich kann beides hier nicht zu Geſicht bekommen.

Ein Rudel Gedichte erwartet Sie hier.

Ich höre mit Vergnügen, daß Sie damit umgehen, uns eine neue Akquiſition für die Horen zu verſchaffen, von der ich im voraus eine ſehr gute Meinung habe.

Das Märchen hat uns recht unterhalten, und es gefällt gewiß allgemein. Mündlich ein mehreres.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Gottfried Körner.

3. Oktober 1795.

Hier 9 Louisdors für 24 Seiten. Eine Seite behältſt du mit 2 Talern weniger 3 Groſchen noch bei Cotta gut. Mache, daß ich dir nächſte Oſtermeſſe zehnmal mehr auszahlen kann.

Daß du mit meiner Elegie zufrieden biſt, freut mich herzlich. Mir ſchien ſie auch das dichteriſchte meiner Produkte. Noch hat außer dir kein Menſch ſie geleſen, und dein Urteil iſt mir als die erſte äußere Stimme darüber um ſo willkommener.

In dem, was du über mich und meine dichteriſche Anlage überhaupt ſagſt, ſcheint mir ſehr viel Wahres zu liegen. Auch will ich ſehen, ob ich es mir zunutze machen kann. Der ganze Gang meines Geiſts und Herzens von frühen Zeiten an nahm die

Richtung, von der du ſagſt, und ich werde Mühe haben, das Empfangen und Bilden wieder in das rechte Verhältnis zu ſetzen. —

Ob ich mich jetzt, da ich ſo ziemlich hoffen darf, es werde mir an Zeit nicht fehlen, an eine Tragödie machen ſoll?

Humboldt bleibt noch den ganzen Winter in Berlin. Ich werde hier alſo ſehr verlaſſen ſein.

Der junge Herr v. Stein wird dich nächſtens in Dresden beſuchen. Der Herzog ſchickt ihn auf etliche Jahre nach Breslau, um dort die Staatsökonomie zu ſtudieren und ſich zum weimarſchen Kammerpräſidenten heranzubilden. — Er iſt Kammeraſſeſſor in Weimar. Ihr werdet einen jungen Mann von Kenntnis und einen ſehr trefflichen Menſchen in ihm finden.

Adieu. An die Weiblein meinen und Lottens Gruß.

Dein Sch.

An Gottfried Herder.

Jena, den 3. Oktober 1795.

Für die ſchönen Stücke zu den „Horen" küſſe ich Ihnen die Hand. Meine Lieblinge darunter ſind Amor und Pſyche, Geſang des Lebens, Epigramme, Leukotheas Binde, Homer. Wie dank ich es Ihnen, mein innig verehrter Freund, daß Sie ſich unſrer Sache ſo gütig annehmen.

Wenn Sie Körnern bloß einiges Dilettantenverdienſt um den „Tanz" zugeſtehen, ſo wird er zufrieden ſein. Den Gedanken in dieſem Gedicht muſikaliſch auszudrücken, erfordert, da die Macht der Muſik gewiſſermaßen der Gegenſtand desſelben iſt, den ganzen Tonkünſtler. Meine Inſtigationen, hoffe ich, ſollen wenig Einfluß darauf gehabt haben, da mich Körner als einen vollkommenen Laien im Muſikfache kennt. Auch habe ich bloß den Wunſch gegen ihn geäußert, daß die Idee eines Tanzes in der Kompoſition möchte beibehalten werden, was ich auch noch jetzt für notwendig halte.

Hier folgt das neunte Stück. Hoffentlich werden wir mit dem-

ſelben Ehre bei dem Publikum einlegen. Ich bin ungeduldig, zu erfahren, wie Sie mit Natur und Schule zufrieden ſein werden. Schwarzburg iſt von Frau Mereau. Die acht kleinen Stücke ſind von mir.

Knebels Elegien ſollen mir ſehr willkommen ſein. Seine Überſetzung des Lucrez im „Merkur" hat mir eine ſehr günſtige Meinung von ſeinem Berufe zu dergleichen Arbeiten beigebracht.

Noch hoffe ich, Ihnen ein größeres Gedicht von mir nebſt noch etlichen Kleinigkeiten mit überſchicken zu können. Möchte die Elegie Ihren Beifall haben.

An Gottfried Körner.

Jena, den 5. Oktober 1795.

Hier die Horen nebſt dem Manuſkript von Würde der Frauen, welche im Almanach erſcheinen werden. Gegenwärtiges Horenſtück wirſt du mannigfaltig genug finden, und die zwei nächſten werden es nicht weniger ſein.

Zu deinen Muſikſtücken will ich mich nach einem Verleger umſehen.

In Natur und Schule habe ich der Reinheit des Silbenmaßes wegen einige notwendige Veränderungen vornehmen müſſen, durch die es, wie ich hoffe, gewonnen hat.

Es freut mich, daß du mit meinem Verſuche in dem griechiſchen Silbenmaße zufrieden warſt. Wenn ich meinen Vorſatz mit dem Trauerſpiele ausführe, wozu es jetzt das Anſcheinen hat, ſo habe ich Gelegenheit, in den Chören, die dazu kommen, die Macht dieſer Silbenmaße zu verſuchen. Kannſt du mir vielleicht einige gute Schriften über dieſen Gegenſtand zuweiſen?

Ich denke in dieſer Tragödie: Die Ritter von Malta, einen Gebrauch von dem Chor zu machen, der die Idee des Trauerſpiels erweitern kann.

Geßlern empfiehl mich. Herzliche Grüße an Minna und Dorchen. Dein Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 5. Oktober 1795.

Die Horen habe ich erhalten, aber dieſen ſowohl als den vorigen Monat bekam ich das Paket auf der fahrenden Poſt zwei Tage früher als das Exemplar auf der Briefpoſt.

Bei Gelegenheit des Drucks habe ich zu erinnern, daß die kleinen Gedichte künftighin nicht mehr eine eigene Seite einnehmen dürfen, ſondern mehrere nacheinander, ſoviel deren Platz haben, auf eine Seite zu ſetzen ſind. Auch ſollen Sie künftighin immer kleine Sachen vorrätig erhalten, um die leeren Stellen hinter den größern Aufſätzen damit ausfüllen zu können, welches ich ſchon in dem zehenten Stücke zu beobachten bitte. Die jedesmalige Wahl und Anordnung bleibt Ihnen überlaſſen, und Sie beſorgen alsdann bloß die Nummer, weil ich dieſe nicht mehr beſtimmen kann.

Zu einer baldigen Rezenſion der Horen will ich Schütz zu disponieren ſuchen.

Von dem Gartenkalender dieſes und des vorigen Jahrs ſenden Sie ein Exemplar an Herrn Legationsrat von Humboldt (wohnhaft auf der Jägerbrücke) nach Berlin, doch in einem Briefkuvert und nach herausgeſchnittenen Kalenderblättern, weil dieſe Kontreband ſind. Das Geld bringen Sie Herrn von Humboldt in Rechnung.

Mir ſenden Sie die Bibl. de Campagne, die nächſter Tage bei Ihnen an mich einlaufen wird, zu, und den einen Teil von Adelung bitte auch an mich ſchicken zu laſſen.

Unter den Poſtpapierexemplarien der Horen in den zwei letzten Lieferungen waren viele ſchadhafte, daher ich Sie bitte, künftighin mehr ausſuchen zu laſſen.

Adieu.

Ihr

Sch.

An Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 5. Oktober 1795.

Den letzten Freitag, da ich Ihnen ſchreiben wollte, liebſter Freund, kam Meyer auf ſeiner Reiſe nach Italien hier durch und brachte noch einen Tag mit uns zu, welches mich abhielt, meinen Vorſatz auszuführen. Aus dem, was er mir ſagte, erhellt, daß weder er noch Goethe auf einen langen oder gar bleibenden Aufenthalt in Italien denken, ſondern in ſpäteſtens zwei Jahren alles abgetan zu haben denken. Er ſpricht ſchon von Abgüſſen, die er von einigen Antiken machen werde, um ſolche nach Weimar für Rechnung des Herzogs zu liefern und dort in Ruhe darnach zu zeichnen.

Heute ritt Goethe zu mir herüber und iſt ſoeben wieder abgereiſt. Nächſten Donnerstag geht er mit einem Auftrag vom Herzog nach Frankfurt, wo er einige Wochen zu bleiben gedenkt. Er grüßt Sie freundlichſt und wird Ihnen bald ſchreiben. In den letzten Wochen war er ſo beſchäftigt, daß er das Zimmer kaum verließ, weil Unger Manuſkript haben wollte, und er über ſeinen italieniſchen Sachen den Reſt des ſechſten Buchs von Meiſter hatte liegen laſſen. Er will mir vor oder auf der Reiſe eine kleine Schrift der Madame Staël von der Erfindung (nur etliche Bogen ſtark) überſetzen, welches wir dann mit einigen Anmerkungen konvoyiert in die Horen ſetzen wollen. Sonſt iſt für dieſes Jahr ſchwerlich mehr etwas von ihm zu erwarten. Ihre längere Abweſenheit beklagt er ſehr. Auch der Anatomie wegen hat er ſich auf Ihr Hierſein im Winter gefreut. Würden Sie ſich dazu entſchließen können, ihm Ihr Logis zum Abſteigsquartier zu erlauben, wenn er den Winter eine Zeitlang hier zubrächte? Für Ihre Sachen, die etwa aus dem Wege zu räumen wären, würde Lolo ſchon Sorge tragen.

Für heute nur kurze Nachrichten und Anfragen, denn ich habe den bewußten Horentag, auf den ich immer meine Briefe anſtehen

laſſe. Der Druck des Almanachs gefällt mir wohl, und ich habe an den erſten Bogen nichts auszuſetzen, als daß noch ſo viele leere Räume geblieben ſind, wozu nach meiner Meinung die kleinen Stücke hätten benutzt werden können, die jetzt (wie der Unwandelbare uſw.) eine neue und eigene Seite anfangen. Daß Sie die Druckfehler auf den folgenden Bogen noch bemerkt, iſt ein wahres Glück, ſowie überhaupt Ihre jetzige Gegenwart in Berlin dem Almanach ſehr wohltätig iſt. Wie beruhigt es mich, mein teurer Freund, daß ich dieſes Geſchäft in Ihren Händen weiß!

Der Korrektor muß doch im Grunde ein recht dummer Teufel ſein! Können Sie mir das, was nach Empfang dieſes Briefs abgedruckt iſt, noch ſchicken, ſo erweiſen Sie mir eine Gefälligkeit. Das Namenregiſter werden wir wohl nach Art des Göttinger Almanachs einrichten und die Gedichte nach ihren Verfaſſern rangieren müſſen. Es wird eine gute Wirkung tun, wenn es nicht ſo eng ausfällt.

Von Michaelis iſt noch keine Zeile und kein Geld angelangt, obgleich er Ihnen ſchon vor vierzehn Tagen ſagte, daß er es abgeſchickt habe. Niethammer verliert die Geduld, und da Michaelis nun hier offenbar gelogen hat, ſo weiß ich nicht, was ich von ihm denken ſoll. Die Bücher an meinen Vater, die doch wahrſcheinlich durch meine Hände gegangen wären, habe ich auch noch nicht. Sie ſehen daraus doch, daß der Menſch einmal zu Geſchäften nichts taugt. Daß der Almanach auch nicht im Meßkatalog vorkommt, wiſſen Sie wohl ſchon.

Die Nachrichten von dem Glück, das Ihre und meine Aufſätze in naturhiſtoriſchen Schriften machen, haben mich ſehr unterhalten. Zweifeln Sie gar nicht, mein teurer Freud, daß Ihre Ideen über das Geſchlecht endlich noch ganz kurrent und als wiſſenſchaftliche Münze ausgeprägt werden, ſobald Sie nur noch eine ausführlichere Darſtellung daran wenden. Dieſe iſt allerdings noch nötig, und die Sache verdient ſie auch ſo ſehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über Würde

der Frauen und eine ſchickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu ſagen, wieviel in jenen Aufſätzen liegt. Goethe wird Sömmering in Frankfurt aufſuchen und mir von der feuchten Seele ſchreiben. Was für ſeltſame Dinge doch die Sucht nach dem Neuen und Außerordentlichen ausheckt!

Hier die Elegie. Ich habe ſie heute auch Goethen geleſen, auf den ſie ſehr gewirkt hat. In Anſehung der Verſifikation bin ich, auf Ihre Warnung, ſtrenger gegen mich geweſen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler dagegen finden werden. Ich bin voll Erwartung, was Sie dazu ſagen werden. Körners Urteil habe ich ſchon fertig. Es ſind unterdeſſen auch ſechs bis acht kleinere Stücke geworden, die Sie, mit einigen Herderiſchen vermiſcht, aus dem zehenten Horenſtücke herausleſen werden. Dieſes Stück enthält auch wieder ſechzehn Artikel, und ich hoffe das eilfte bis auf fünfundzwanzig zu ſteigern, da ich noch mehrere von Herdern übrig habe und hoffentlich ſelbſt noch zuweilen einen Einfall haben werde. Das hier folgende neunte ſoll uns ſchon ziemlich Kredit verſchaffen.

Noch wollte ich, um einem langen Wunſch nachzugeben und mich zugleich in einer neuen Gattung zu verſuchen, eine romantiſche Erzählung in Verſen machen, wozu ich auch den rohen Stoff ſchon habe. Aber ob ich gleich vorausſehe, ihn überwältigen zu können, ſo fürchte ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehen werde, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß iſt. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in ſovielen Fächern und Formen verſucht, daß die Frage entſteht, ob ich den Kreis nicht vollenden ſoll. Auch iſt das Publikum, wie es ſcheint, auf dieſe Mannigfaltigkeit bei mir aufmerkſam geworden, und ſie ſcheint ein Ingrediens der Vorſtellung zu ſein, unter der ich den meiſten Leſern erſcheine. Auf dieſem Wege ſcheint alſo der Kranz zu liegen, der für mich zu erringen iſt. Nehmen Sie aber auf dieſe

öffentliche Stimme auch nicht mehr Rückſicht, als ſie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anſchlag, als inſofern ſie die Quelle von etwas Gutem werden kann.

Ich möchte auf der anderen Seite gerne ſogleich an meine Malteſer gehen, wozu ein recht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hoffnung habe, von Dezember inkluſive bis zum April für die Horen nicht ſo ſehr nötig zu ſein, ſo könnte ich in dieſen vier Monaten ſehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerſpiel fertig werden. Oder ſollte ich vielleicht überall keinen Gedanken davon haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und beſonders dürfte dieſes Sujet noch am wenigſten mißlingen. Da es mit Chören verbunden iſt, ſo knüpft es ſich auch ſchon eher an meine jetzige lyriſche Stimmung an. Es enthält eine einfache heroiſche Handlung, eben ſolche Charaktere, die zugleich lauter männliche ſind, und iſt dabei Darſtellung einer erhabenen Idee, wie ich ſie liebe.

Denken Sie, lieber Freund, noch einmal recht ſtreng über mich nach und ſchreiben mir dann Ihre Meinung. Poeſie wird auf jeden Fall mein Geſchäft ſein; die Frage iſt alſo bloß, ob epiſch (im weitern Sinn des Worts) oder dramatiſch?

Adieu, teurer Freund. Der guten Li ſagen Sie die herzlichſten Grüße. Lolo, denke ich, wird auch ſchreiben und Ihnen die hieſigen Neuigkeiten melden. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Ihr

Sch.

An Wilhelm Schlegel.

Jena, den 8. Oktober 1795.

Meinen Brief vom 14. September haben Sie, wie ich hoffe, erhalten. Ich vergaß, in demſelben bei Ihnen anzufragen, ob der Roman, zu welchem die zwei im Almannach abgedruckten Gedichte gehören, nicht ein Beitrag für die Horen werden könnte? Wir

könnten ihn in den Monatstücken des nächsten Jahrs verteilen, und bis auf wenige Bogen, welche die Entwicklung betreffen, würde er ganz in diesem Journal stehen können. Ein Jahr nach dem Abdruck des letzten Fragments aus demselben würde er ohne Anstand besonders erscheinen können. Haben Sie die Güte, mir diese Anfrage zu beantworten.

Ihrem versprochenen Beitrage zu dem nächsten Stücke der Horen sehe ich mit Verlangen entgegen.

Beiliegendes neuntes Stück enthält einige Gedichte von mir, die Sie aus den übrigen wohl herausfinden werden. Sie haben in Bürgers Akademie der Redekünste ein so geistreiches Urteil über meine Künstler gefällt, daß ich einem solchen Leser und Kunstrichter Genüge zu tun lebhaft interessiert bin.

Auf Apollos Geburt ist von Goethen übersetzt. Homer usw. hat Herdern zum Verfasser, von dem im nächsten Stück auch eine Abhandlung über Ossian folgt.

Wie gefielen Ihnen die Goethischen Elegien im sechsten Stück?

Ich bin neugierig zu erfahren, wo diesen Winter Ihr Aufenthalt sein wird?

Leben Sie recht wohl und widmen mir ein freundschaftliches Andenken.

F. Schiller.

An Siegfried Lebrecht Crusius.

Jena, den 5. Oktober 1795.

Von meinen prosaischen Schriften kann der zweite Teil diesen Winter gedruckt werden, wenn es Ihnen gefällig ist. Gerne hätte ich meine Gedichtesammlung auch in dem nächsten Jahre bei Ihnen drucken lassen, aber die Zeit und Sorgfalt, welche diese Arbeit mich kostet, wird mir, ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, durch das Honorar von einem Karolin für den Bogen so wenig

vergütet, daß ich mich bis jetzt unmöglich habe entschließen können, meine Zeit, die ich für andre Arbeiten ganz anders nutzen kann, derselben aufzuopfern. Ich glaube daher, von Ihrer Billigkeit erwarten zu dürfen, daß Sie einen Vorschlag, den ich Ihnen deshalb tue, gerne genehmigen werden.

Wenn ich nicht offenbaren Schaden haben soll, so müßte mir die Zeit, die ich auf die Revision meiner Gedichte und auf Verfertigung einiger neuen verwenden soll, wenigstens so bezahlt werden, als sie mir durch jeden andern Aufsatz, den ich in dieser Zeit fertigen könnte, vergütet wird. Ich schlage Ihnen also vor, mir entweder für den Bogen das Honorar von 4 Louisdors zu akkordieren oder, wenn Ihnen dieser Preis zu stark ist, die Entschädigung selbst zu bestimmen, gegen welche Sie mir die Disposition über meine Gedichte wieder abtreten wollen.

Ich will so wenig Ihren Schaden, als ich erwarten darf, daß Sie den meinigen wollen werden. Da Sie so gütig waren, mir eine Summe Geld schon seit sieben Jahren auf meine kleinen Schriften und einschließlich auch auf meine Gedichte zu pränumerieren, wovon der größte Teil noch nicht abgetragen ist, so ist es nicht mehr als billig, daß ich Ihnen nicht nur die Interessen dieser Summe (soviel davon auf einen Alphabetband Gedichte fällt), sondern auch noch etwas darüber erstatte. Ich bezahle Ihnen also, sobald ich Ihre Willensmeinung weiß, alles, was ich Ihnen noch schuldig bin, bar heraus, und noch außerdem verinteresse ich Ihnen 11 Karolin (denn soviel betrüge das Honorar der Gedichte nach unserm alten Kontrakte) auf sieben Jahre lang mit sechs Prozent also mit der Summe von 9 Karolin. Zu dieser Summe will ich gerne noch etwas legen, um Ihre Entschädigung vollkommen zu machen. Sobald Sie mir Ihre Rechnung übersenden, erhalten Sie die Bezahlung meiner ganzen Schuld nebst jener Entschädigung, und Sie können mir dann die folgenden Bände meiner prosaischen Schriften, die ich Ihnen für das alte Honorar lassen will, jedesmal, wenn sie gedruckt sind, bezahlen.

Da ich mein Anerbieten für billig halten kann, so erwarte ich eine baldige und befriedigende Antwort und bin mit aller Wertschätzung

Ihr

ergebenster

F. Schiller.

Auch die noch rückständige Bücherrechnung bitte ich mir bei dieser Gelegenheit aus, um sie zu liquidieren.

An den Herzog Friedrich Christian v. Augustenburg.

Jena, den 5. Oktober 1795.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr.

Wenn die bisher erschienenen Lieferungen der Horen durch ihren spekulativen Inhalt sehr oft ermüdend und unfruchtbar gewesen, so ist vielleicht dieses neunte Stück, welches ich Euer Herzoglichen Durchlaucht untertänigst zu überreichen wage, von einem mehr unterhaltenden Inhalt. Mehrere philosophische Ideen sind darin in ein freieres poetisches Gewand eingehüllt und empfehlen sich vielleicht in dieser Gestalt dem Kenner des Schönen.

Nach einer langen Trennung von der poetischen Muse habe auch ich es wieder gewagt, in dieser Gattung Versuche zu machen, und möchte es mir gelungen sein, den Geschmack Euer Durchlaucht und der ganzen feineren Welt mit den bisherigen metaphysischen Übungen auszusöhnen. Auf jedem Wege, in jeder Form suche ich immer und ewig dasselbe, die Wahrheit. Gelingt es mir auch nicht auf allen, sie zu finden oder der gefundenen Eingang zu verschaffen, so kann ich von einem Herzen, wie das Ihrige ist, wenigstens Anerkennung meines guten Willens und redlichen Eifers hoffen.

Mit den Gesinnungen der tiefsten Devotion ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

untertänigster

Friedrich Schiller.

An Friedrich Jacobi.

Jena, den 8. Oktober 1795.

Von den Gedichten, die ich Ihnen, mein edler vortrefflicher Freund, noch im Manuſkript habe ſenden wollen, erhalten Sie hier einige im neunten Stücke der Horen abgedruckt, und die übrigen werden in wenigen Wochen in meinem Almanach und im zehnten Horenſtücke ſich präſentieren. Nur einige wenige, die ich noch im Manuſkripte vorrätig habe, lege ich hier bei. Möchten ſie Ihnen einiges Vergnügen ſchenken!

Darüber, daß ich die Goethiſchen Elegien in die Horen aufgenommen habe und noch heute darin aufzunehmen willig und bereit ſein würde, werde ich, wenn nur einigermaßen meine Zeit es erlaubt, öffentlich in einem kleinen Aufſatz über die Schamhaftigkeit der Dichter oder wie er ſonſt betitelt ſein mag, meine Gründe angeben. Borgen Sie mir alſo noch bis auf dieſe Gelegenheit.

Mit großem Verlangen ſehe ich den Veränderungen, die Sie im Waldemar getroffen, entgegen, und mit nicht geringerem erwarte ich die Fortſetzung Ihres in den Horen angefangenen Aufſatzes. Die Druckfehler, die ſich im erſten Teile eingeſchlichen, tun mir ſehr leid, und ich werde dem Korrektor fürs künftige die größte Pünktlichkeit zur Pflicht machen.

Ich hoffe, daß Cotta nicht unterlaſſen wird, Ihnen die neuen Horenſtücke unmittelbar zuzuſenden.

Entſchuldigen Sie meine Eilfertigkeit. Ich hab heute meinen Expeditionstag, und doch wollte ich nicht anſtehen laſſen, Ihren mir ſo angenehmen Brief mit dem früheſten zu beantworten.
Vale faveque

Tuo

Sch.

An Andreas Streicher.

Jena, den 9. Oktober 1795.

Mein teurer und hochgeschätzter Freund!

Gestern erhielt ich durch Herrn v. Bühler Ihren Brief, der mich auf eine sehr angenehme Weise überraschte. Daß Sie mich nach einer zehnjährigen Trennung und in einer so weiten Entfernung noch nicht vergessen haben, daß Sie meiner mit Liebe gedenken und mir ein Gleiches gegen Sie zutrauen, rührt mich innig, lieber Freund, und ich kann Ihnen auch von meiner Seite mit Wahrheit gestehen, daß mir die Zeit unseres Zusammenseins und Ihre freundschaftliche Teilnahme an mir, Ihre gefällige Duldung gegen mich und Ihre auf jeder Probe ausharrende Treue in ewig teurem Andenken bleiben wird.

Wie erfreuen Sie mich, lieber Freund, mit der Nachricht, daß es Ihnen wohlgeht, daß Sie mit Ihrem Schicksal zufrieden sind und nun auch die Freuden des häuslichen Lebens genießen. Diese sind mir schon seit sechs Jahren zuteil geworden, und ich könnte, im Besitz eines liebevollen Weibes und eines hoffnungsvollen Knaben, sowie in meiner unabhängigen äußeren Lage ein ganz glücklicher Mensch sein, wenn ich aus dem Sturme, der mich so lange herumgetrieben, meine Gesundheit gerettet hätte. Indessen macht ein heiteres Gemüt und der angenehme Wechsel der Beschäftigung mich diesen Verlust noch ziemlich vergessen, und ich finde mich in mein Schicksal.

Eben dieser Zustand meiner Gesundheit läßt mich nicht daran denken, eine Reise zu unternehmen, und raubt mir also die Freude, Ihre freundschaftliche Einladung anzunehmen. Aber was mir unmöglich ist, können Sie vielleicht ausführen, und um so eher, da ein Tonkünstler überall zu Hause ist und selbst auf Reisen die Zeit nicht verliert. Daß mir Ihre Erscheinung in Jena unbeschreiblich viele Freude machen würde, bedarf keiner Versichernng, und daß auch Sie nicht unzufrieden damit sein sollen, dafür glaube ich gut

ſagen zu können. Ich könnte Ihnen wenigſtens dafür ſtehen, daß Sie in Weimar, wo man Muſik zu ſchätzen weiß, eine ſehr erwünſchte Aufnahme finden ſollten.

Leben Sie wohl, mein teurer Freund, und erhalten Sie mir wie bisher Ihre Liebe.

Ihr aufrichtig ergebener

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 16. Oktober 1795.

Hier der Anfang des eilften Stücks. In acht Tagen erhalten Sie den ganzen Reſt. Die Verſe laſſen Sie gerade ſo drucken, wie ſolche auf dem Papier arrangiert ſind, es ſei denn, daß nach den proſaiſchen Aufſätzen leere Räume auszufüllen blieben, welche ſie mit einem kleinen Gedichte alsdann füllen können.

Laſſen Sie mich doch wiſſen, wieviel Platz wohl das Subſkribenten-Verzeichnis, wenn es ſpezifiziert wird, wie man auch erwartet, im Drucke einnehmen wird. Ich werde mich in der Austeilung des Manuſkripts für das letzte Monatſtück darnach richten.

Eben geht die Poſt ab. Leben Sie wohl. Ich hoffe, das zehente Stück ſoll bald erſcheinen. Ihr

Sch.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 16. Oktober 1795.

Hätte ich vermuten können, daß Sie länger in Eiſenach bleiben würden, ſo würde ich es nicht ſo lange haben anſtehen laſſen, Ihnen zu ſchreiben. Es iſt mir in der Tat lieb, Sie noch ferne von den Händeln am Main zu wiſſen. Der Schatten des Rieſen könnte

Sie leicht etwas unſanft anfaſſen. Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie ſo in die Welt hinein geworfen zu denken, indem ich zwiſchen meinen papiernen Fenſterſcheiben ſitze und auch nur Papier vor mir habe, und daß wir uns doch nahe ſein und einander verſtehen können.

Ihr Brief von Weimar hat mir große Freude gemacht. Es gibt gegen eine Stunde des Mutes und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmütig bin und nicht weiß, was ich von mir denken ſoll. Da kommt mir eine ſolche Anſchauung meiner ſelbſt außer mir recht zum Troſte. Auch Herder hat mir über meine Gedichte kürzlich viel Erfreuendes geſchrieben.

Soviel habe ich nun aus gewiſſer Erfahrung, daß nur ſtrenge Beſtimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonſt glaubte ich das Gegenteil und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der Tat froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen laſſen, einen ſauren Weg einzuſchlagen, den ich oft für die poetiſierende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich ſpannt dieſe Tätigkeit ſehr an, denn wenn der Philoſoph ſeine Einbildungskraft und der Dichter ſeine Abſtraktionskraft ruhen laſſen darf, ſo muß ich, bei dieſer Art von Produktionen, dieſe beiden Kräfte immer in gleicher Anſpannung erhalten und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten.

Den Staëliſchen Bogen ſehe ich mit vieler Erwartung entgegen. Wenn es irgend der Raum erlaubt, ſo bin ich auch dafür, ſogleich das Ganze in ein Stück zu ſetzen. Meine Bemerkungen bringe ich alsdann in dem nächſten Stücke nach. Der Leſer hat unterdeſſen die ſeinigen darüber angeſtellt und hört mir mit mehr Intereſſe zu. Auch würde ich ſchwerlich in der kurzen Friſt, die zu dem eilften Stücke noch übrig iſt, damit fertig werden können, wenn ich auch die Überſetzung auf den nächſten Montag erhalte. Herder hat für das eilfte Stück auch einen Aufſatz über die Grazien geſchickt, in welchem er dieſe mißbrauchten Geſtalten in ihre alten

Rechte zu reſtituieren ſucht. Er verſpricht noch einen Aufſatz für das zwölfte Stück. Ich hoffe, mit der Abhandlung über das Naive, die nur etliche Bogen ſtark wird und, wie ich denke, ſehr popular geſchrieben iſt, noch für das eilfte Stück fertig zu werden. An kleinen poetiſchen Zugaben fehlt es auch nicht. Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. Die Teilung der Erde hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenſter aus leſen ſollen, wo eigentlich das Terrain dazu da iſt. Wenn ſie Ihnen Spaß macht, ſo leſen Sie ſie dem Herzog vor.

Bei dem andern Stück habe ich mich über den Satz des Widerſpruchs luſtig gemacht; die Philoſophie erſcheint immer lächerlich, wenn ſie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu geſtehen, das Wiſſen erweitern und der Welt Geſetze geben will.

Daß Sie den Meiſter bald vornehmen wollen, iſt mir ſehr lieb. Ich werde dann nicht ſäumen, mich des Ganzen zu bemächtigen, und wenn es mir möglich iſt, ſo will ich eine neue Art von Kritik, nach einer genetiſchen Methode, dabei verſuchen, wenn dieſe anders, wie ich jetzt noch nicht präzis zu ſagen weiß, etwas Mögliches iſt.

Meine Frau und meine Schwiegermutter, die gegenwärtig hier iſt, empfehlen ſich Ihnen aufs beſte. Es iſt hier bei mir angefragt worden, wo Sie gegenwärtig wären, ich habe aber unnötig gefunden, es zu ſagen. Erhalten Sie Nachrichten von unſerem italieniſchen Wanderer, ſo bitte ich, ſie mir auch mitzuteilen.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 19. Oktober 1795.

Seien Sie mir willkommen in Weimar! Ich bin recht froh, Sie wieder in der Nähe zu wiſſen. Daß Sie die letzten acht

Tage nicht haben hier ſein können, tat mir ſehr leid. Ich befand mich bei dem ſchönen Wetter merklich leichter und bin auch heute wieder ſpazieren gefahren, welches mir ganz wohl bekam. Freilich iſt auch dafür mehrere Tage nichts gearbeitet worden.

Die Frau Staël erwarte mit Begierde.

Meinen Brief, den ich Ihnen vorigen Freitag nach Eiſenach ſchrieb, haben Sie vermutlich noch nicht erhalten und waren abgereiſt, eh er dort ankam.

Von Humboldt erwarte ich des Quartiers wegen Antwort. Ich hab es, weil ich noch nicht weiß, ob ſein Logis in abtretbarem Stand iſt, nur ſo ſachte berührt, daß er nicht geniert iſt, es auch mit Stillſchweigen zu übergehen. Es wäre mir gar lieb, wenn Ihnen eine rechte Bequemlichkeit hier könnte verſchafft werden.

Zu dem Roman wünſche ich alles Glück und Segen. Ich zweifle gar nicht, daß es jetzt das Vorteilhafteſte für das Ganze iſt, wenn Sie ununterbrochen darin leben. Dann halte ich es auch für keinen unbedeutenden Gewinn, wenn Sie den letzten Band einige Monate früher fertig haben, als er in Druck gegeben werden muß. Sie haben eine große Rechnung abzuſchließen. Wie leicht vergißt ſich da eine Kleinigkeit.

Finden Sie unter Ihren Papieren den Brief, den ich Ihnen im vorigen Jahre nach meiner Zurückkunft von Jena zur Eröffnung einer äſthetiſchen Korreſpondenz ſchrieb, ſo haben Sie die Güte, ihn mir zu ſchicken. Ich denke jetzt, etwas daraus zu machen. Meine Frau und Schwiegermutter, die auf einige Wochen hier iſt, empfehlen ſich. S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 19. Oktober 1795.

Ich habe in dieſen ſchönen Herbſttagen ordentlich wieder aufgelebt und mich eine Zeitlang ganz erträglich befunden. Heute fuhr ich ſpazieren, nachdem ich wohl drei Monate nicht ins Freie

gekommen war. Meine Krämpfe regten ſich immer ſtärker, wenn ich ausgehen wollte.

Wenn ich aber phyſiſch wohl bin, ſo bin ich gewöhnlich moraliſch deſto müßiger. Ich habe außer meiner Abhandlung über das Naive, die jedoch mehr Skizze als ordentliche Ausführung iſt, nichts gearbeitet. Dieſe Abhandlung wird im eilften Stück der Horen erſcheinen, ſo wie eine andere ganz kleine über die Gefahr äſthetiſcher Sitten, eine Fortſetzung des im neunten Stück angefangenen Aufſatzes über die notwendigen Grenzen des Schönen.

Du willſt von jenem Stück die Verfaſſer wiſſen. Schwarzburg iſt von einem Frauenzimmer, der Profeſſorin Mereau von hier, die ſchon verſchiedene artige Sachen hat drucken laſſen.

Apollo iſt von Goethen überſetzt, der Beitrag zur neuen Kunſtgeſchichte von Meyern.

Zu dem Trauerſpiel bin ich ernſtlich entſchloſſen, werde aber vor vier bis ſechs Wochen noch mit andern Arbeiten für die Horen beſchäftigt ſein, ehe ich auf den Plan denken kann. Meine Idee mit den Chören werde ich dir, ſobald ich Muße habe, vorlegen.

Die Frau von Kalb iſt willens, nächſtes Frühjahr, wo nicht dieſen Winter, eine Zeitlang in Dresden zuzubringen. Wir ſehen ſie jetzt öfters, und ich bin leidlich mit ihr zufrieden, obgleich das angeſpannte Weſen ſie nie verläßt. Du wirſt dich hoffentlich hüten, ihr dein Logis anzubieten. Zuweilen geſehen, wird ſie euch nicht unangenehm ſein, aber eine engere Liaiſon iſt nicht anzuraten.

Schlegel ſchreibt mir von einem Aufſatz ſeines Bruders: Diotima, in der Berliner Monatsſchrift, den er für ſeine beſte Arbeit hält. Hältſt du ihn auch dafür, ſo ſchicke mir ihn doch, wenn du ihn haſt, auf einige Poſttage zu. Der andere Schlegel hat mir geſtern einen andern Beitrag zu den Horen, Poeſie und Silbenmaß betreffend, geſchickt, den ich aber noch nicht geleſen. Doch habe ich ein gutes Vorurteil für alles, was er ſchreibt, weil er ſich ſelbſt ſtreng iſt und die Materien lange mit ſich herumzutragen ſcheint.

Vielleicht ist Herr von Stein bei euch, wenn dieser Brief ankommt. Grüß ihn schön von uns allen.

Die Musik zum Tanz hat nicht mehr gestochen werden können, aber sie soll schön gedruckt worden sein. Ich werde sie bald erhalten. In fünf Wochen, aber nicht früher, wird der Musenalmanach zu haben sein.

Lebewohl mit den Deinigen

dein

Sch.

An Wolfgang v. Goethe.

Jena, den 24. Oktober 1795.

Ich habe mit dem Expressen, der Ihnen diesen Brief bringt, ein Intelligenzblatt der Literatur-Zeitung in Korrektur an Herdern geschickt, worin ein höchst grober und beleidigender Ausfall Wolfs in Halle auf den Herderischen Aufsatz im neunten Horenstück abgedruckt ist. Ich finde es schlechterdings nötig, wie Sie gewiß auch finden werden, daß Herder irgendwo darauf repliziert. Sie werden aber finden, daß nicht wohl etwas anders geschehen kann, als den Philister zu persiflieren.

Mir wäre es sehr lieb, wenn Sie den Ausfall lesen und mit Herdern darüber kommunizieren könnten, ehe Sie hieher kommen, so könnten wir vielleicht gemeinschaftlich etwas beschließen.

Vielleicht sehe ich Sie morgen, welches mir recht angenehm sein würde, denn wir haben uns wieder vielerlei zu sagen.

Ich habe meine Abhandlung über das Naive einen Posttag zurückbehalten, um sie Ihnen, wenn Sie morgen oder übermorgen kämen, noch vorlesen zu können.

Meine Frau und Schwiegermutter empfehlen sich.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 26. Oktober 1795.

Zu dem neuen Hausgenoſſen gratuliere ich im voraus. Laſſen Sie ihn immer ein Mädchen ſein, ſo können wir uns noch am Ende miteinander verſchwägern.

Ich habe Ihnen vorgeſtern von der Madame Staël zu ſchreiben vergeſſen. Das Produkt iſt mit vielem Geiſte geſchrieben, und da es darin mehr wetterleuchtet als ordentlicher Tag iſt, ſo qualifiziert es ſich gar nicht übel zum Kommentieren. Eine eigentliche Harmonie hinein zu bringen, möchte ſchwer ſein und auch die Mühe nicht genug lohnen. Im einzelnen aber läßt es ſich verſuchen, auch habe ich mir ſchon etliche Materien daraus gewählt, die auch ſonſt nicht außer der Zeit ſein werden.

Sie haben einige mal den Ausdruck: verführen von der Poeſie gebraucht. Ich wünſchte zu wiſſen, wie dies im Original heißt, ob es bloß täuſchen überhaupt bedeutet, weil verführen auch in äſthetiſcher Bedeutung einen Nebenbegriff hat.

Es freut mich, daß Sie in Ihren italieniſchen Papieren ſoviel Ausbeute finden. Ich war immer auf dieſe Papiere ſehr begierig, nach dem wenigen zu urteilen, was Sie davon haben laut werden laſſen. Erinnern Sie ſich bei dieſen Nachforſchungen auch der Horen und leiten Sie einen Arm dieſes Paktolus hinein.

Ich bin begierig, was Sie zu dem Wolfiſchen Ausfall ſagen werden, wenn Sie ihn geleſen. Herder wünſcht, daß ich bloß als Redakteur etwas darüber ſagen möchte, inſofern auch die Horen mit getroffen werden ſollten; und da ich es nicht für ratſam halte, ganz zu ſchweigen und dem Philiſter gleich anfangs das letzte Wort zu laſſen, ſo will ich es lieber tun, als daß ganz geſchwiegen wird.

Ich habe die zwei neuen Muſen-Almanache geleſen, die über die Maßen dürftig und elend ſind. Voß hat 29 Stücke in den ſeinigen geliefert, worunter Sie vergeblich ein einziges gutes ſuchen,

und die meiſten abominable ſind. Ich habe ſie Herdern mitgegeben.

Leben Sie recht wohl. Ich hoffe, bald wieder von Ihnen zu hören.

Die Meinigen grüßen.

Sch.

An Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 26. Oktober 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Intereſſe, mit dem Sie meine äſthetiſche Gewiſſensfrage mir beantwortet haben. In jeder Rückſicht hat Ihr letzter Brief mich intereſſiert, und wenn ich mehr Muße habe, als heute zu hoffen iſt (ich erwarte dieſen Nachmittag Herdern und habe noch Briefe auszufertigen), ſo wollen wir weiter davon ſprechen. Über einiges, was mehr ins Allgemeine geht, gibt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufſchluß, den ich ſelbſt mir über die Frage: „Inwiefern kann ich bei dieſer Entfernung von dem Geiſte der griechiſchen Poeſie, noch Dichter ſein, und zwar beſſerer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheint?" zu geben geſucht habe. Ich habe in jenem Aufſatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über dieſe Sache ausgekramt.

Laſſen Sie uns indeſſen in dieſer Sache auch nicht zu weit ausholen. Nehmen Sie zum Beiſpiel den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter beſtimmt, ſo wird Ihnen der ganz zufällige Umſtand, daß ich mich in dem entſcheidenden Alter, wo die Gemütsform vielleicht für das ganze Leben beſtimmt wird, von 14 bis 24 ausſchließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechiſche Literatur (ſoweit ſie über das Neue Teſtament ſich erſtreckt) völlig verſäumt und ſelbſt aus der lateiniſchen ſehr ſparſam geſchöpft habe, meine ungriechiſche Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeiſt erklären. Der Einfluß philoſophiſcher

Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das übrige. Ein ſtarker Beweis für dieſe Behauptung iſt der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweiſe, ſelbſt durch das Alter, durch jahrelang getriebene Spekulation von der dichteriſchen Vorſtellungsweiſe um ſoviel mehr hätte abkommen ſollen, nichtsdeſtoweniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie allein zum Beweis anführen will), und warum konnte dies geſchehen? Weil ich zugleich in dieſer Zeit, obgleich nur ſehr mittelbar, aus griechiſchen Quellen ſchöpfte. Dieſe ſchnelle Aneignung dieſer fremden Natur unter ſo ungünſtigen Umſtänden beweiſt, wie mir deucht, daß nicht eine urſprüngliche Differenz, ſondern bloß der Zufall zwiſchen mich und die Griechen getreten ſein konnte. Ja, ich bilde mir in gewiſſen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß als viele andere, weil ich ſie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen und mit meinen Fühlhörnern erfaſſen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und ſoviel Geſundheit, als ich bisher nur gehabt, ſo ſollen Sie ſicherlich Produkte von mir ſehen, die nicht ungriechiſcher ſein ſollen als die Produkte derer, welche den Homer an der Quelle ſtudierten. Das mag ſein, daß meine Sprache immer künſtlicher organiſiert ſein wird, als ſich mit einer Homeriſchen uſw. uſw. Dichtung verträgt, aber den Anteil der Sprache an den Gedanken unterſcheidet ein kritiſches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht wert, eine ſo mühſam gebildete Organiſation, die auch nicht an Tugenden leer iſt, auf gut Glück wieder zu zerſtören.

Laſſen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es iſt etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeſchloſſen), was ſie, als modern, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechiſcher Art iſt und wodurch ſie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt.) Es iſt eine Realität und keine Schranke, und die Neuern

haben ſie vor den Griechen voraus. Mit dieſer modernen Realität verbinden einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechiſchen Geiſtes, die aber (wo ſie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homeriſchen Stamm gepfropft iſt) dem Griechiſchen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß dieſe Annäherung an den griechiſchen Geiſt, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener „modernen Realität" nimmt, gerade herausgeſagt, daß ein Produkt immer ärmer an Geiſt iſt, je mehr es Natur iſt.

Und nun fragt ſich, ſollte der moderne Dichter nicht recht haben, lieber auf ſeinem, ihm ausſchließend eigenen Gebiet ſich einheimiſch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, ſeine Sprache und ſeine Kultur ſelbſt ewig widerſteht, ſich von dem Griechen übertreffen laſſen? Sollten mit einem Wort neuere Dichter nicht beſſer tun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten?

Denken Sie, lieber Freund, vorläufig dieſen Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufſatz mit mehrerer Neugier durchlaufen.

Ihre Gedanken über den eigentlichen Zweck bei einer Reiſe nach Italien habe ich ſehr überzeugend gefunden.

Hier wurde ich vorhin unterbrochen, und nun ein paar Worte von Herdern. Sie werden im Intelligenzblatt der Literaturzeitung (aus dem 24. Oktober) einen ſehr groben Ausfall finden, den Wolf auf Herdern gemacht hat, ſeines Aufſatzes über Homer wegen. Wenn Sie auch glauben ſollten, daß Herder jene harten Sachen, die wirkliche Flegeleien ſind, verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall iſt, ſo werden Sie doch die Philiſterhaftigkeit, mit der ſie ausgeſprochen ſind, mißbilligen. Herdern war es gar nicht eingefallen, Wolfen ins Gehege zu kommen, und ſeine Ausführung hat einen, von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Beſtand. Es iſt höchſt lächerlich, daß der grobe Geſell ſich einbildet, er allein könne auf dieſem Waſſer ſegeln und ſein Weg ſei

der einzige. Doch ich will Sie ſelber urteilen laſſen und führe nur noch an, daß der dumme Teufel mein Epigramm, die Ilias betreffend, Herdern zugleich aufrückt und eine Hauptbeſchwerde gegen die Herderiſche Abhandlung auf jenes Epigramm gründet.

Da ſich Herder in keinen Streit einlaſſen will und ich ſelbſt es nicht wünſche, ſo werde ich, bloß das Äußere dieſes Angriffs und ſeine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redakteur der Horen einige Worte darauf replizieren. Ich wünſchte ſehr, daß Sie dem ungeſchliffenen Geſellen auch in Ihrem Namen die Meinung ſagten. Sorgen Sie übrigens nicht, daß ich mir einen Federkrieg dadurch auf den Hals laden werde. Ich weiß wohl, daß ich mich in der Grobheit mit einem ſolchen Herrn nicht meſſen kann, und werde mich alſo keiner ſolchen Waffen bedienen, die ihn in Vorteil ſetzen. Ich muß ſchließen, um den Brief noch auf die Poſt zu bringen. Das nächſtemal ein mehreres. Goethe erwartet jeden Tag die Niederkunft ſeines Schätzchens; er grüßt Sie. Haben Sie die zwei Muſenalmanache geſehen? Sie ſind ſchlechter, als man ſich eine Vorſtellung davon machen kann. Der Voßiſche iſt faſt der ſchlechtere. 29 Stücke ſind von ihm ſelbſt darin, worunter kein einziges gut, ſehr wenige erträglich und etliche abominable ſind. Adieu.

Sch.

An Wilhelm Schlegel.

Jena, den 29. Oktober 1795.

Ihre Briefe über Poeſie haben mir, mein vortrefflicher Freund, ſehr viel Vergnügen gemacht, und ich bin ungeduldig, die Fortſetzung zu leſen. Sie ſcheinen mir auf einem ſehr glücklichen Weg zu ſein, und ſchon die ſorgfältige Verbindung des ſubjektiven und objektiven Teils der Sprache wird, ſo wie Sie ſie anſtellen, zu ſehr fruchtbaren Reſultaten in dieſer Materie führen. Man könnte allenfalls wünſchen, daß Sie etwas ſchneller zum Ziel gegangen

wären; aber ich zweifle nicht, daß Sie den kleinen Aufenthalt bei dem Allgemeinen über die Sprache und ihren Urſprung in der Folge rechtfertigen werden. Über das Ganze will ich erſt urteilen, wenn ich mehr von Ihren Gedanken überſehe. Die Abhandlung iſt ſehr grazios und lebhaft geſchrieben und muß jedem, den die mühſeligen Zugänge zu dieſer Materie ſonſt abgeſchreckt haben, willkommen ſein.

Ihren Auftrag an Hofrat Schütz habe ich beſorgt, und Sie können vorausſetzen, daß er mit Vergnügen angenommen worden iſt. Sollten Ihnen aber die Arbeiten für die Literaturzeitung etwas von beſſeren Stunden rauben, ſo ſollte es mir ordentlich leid tun, daß dieſe Zeitung eine Akquiſition an Ihnen gemacht hat; denn je mehr Zeit Sie uns widmen wollen, deſto lieber wird es mir ſein. Auch Rezenſionen, ſobald ſie nur ein für ſich beſtehendes Intereſſe haben, vertragen ſich mit unſerm Zweck.

Hätten Sie vielleicht Luſt, den poetiſchen Teil der Horen in der Literaturzeitung zu rezenſieren? Es war vor kurzem davon die Rede, und es wird keinen Anſtand haben, wenn Sie es wünſchen. In dieſem Falle bedarf es nur einiger Worte an mich oder noch beſſer an Hofrat Schütz; ſchon die Goethiſchen Elegien wären dieſes Geſchäftes wert. Ihre Überſetzung des Dante müßte dann einem anderen zur Beurteilung gegeben werden.

Ihre Zufriedenheit mit den Schatten und mit Natur und Schule iſt mir ſehr erfreulich. Dieſe Gedichte zeichnen nebſt noch einigen andern meinen Übergang von der Spekulation zur Poeſie. Ich hoffe aber, wenn ich nur Zeit und Stimmung finde, nicht immer ſo ängſtlich mehr am Ufer der Philoſophie hinſteuren zu müſſen, ſondern etwas weiter ins freie Meer der Erfindung zu ſegeln.

Der Muſenalmanach iſt im Drucke ſchon ziemlich vorgerückt und wird gegen Ende Novembers ſicherlich erſcheinen.

Das Stück der Berliner Monatſchrift, welches den Aufſatz Ihres Herrn Bruders enthält, erwarte ich jeden Tag. Ich habe

ihm ſchon längſt eine Kriſe in der Schreibart gewünſcht, und ich hoffe, die Zeichen derſelben in dieſem Aufſatz zu finden. Der Gehalt kämpfte noch in ſeinen Arbeiten zu ſehr mit der Form, und es fehlte an Leichtigkeit und Licht. Aber es iſt ſehr viel Realität in ihm, und ſiegt er in dieſem Kampf, ſo iſt in ihm ein vortrefflicher Schriftſteller zu erwarten.

Sie urteilen von dem Voßiſchen Almanach günſtiger, als ich bis jetzt vermag. Ich weiß ſchlechterdings nicht, wie ich die Härte und Undeutſchheit ſeiner Sprache (ich begehe ſelbſt eine, indem ich davon ſpreche) bei ſo vieler Trivialität, oft Plattitüde des Gedankens entſchuldigen ſoll. Wenn es ja ſo ſchwer iſt, ein edles Gefühl, einen gehaltreichen Gedanken leicht und ſchön auszudrücken, ſo ſollte wenigſtens das Gemeine angenehm klingen und das Rauhklingende den Geiſt durch Gehalt entſchädigen. Doch das ſei unter uns geſagt!

Leben Sie recht wohl. Hier das neue Stück der Horen. Das eilfte oder zwölfte wird Ihre Briefe enthalten.

Schiller.

An Gottfried Herder.

Jena, den 30. Oktober 1795.

Der Geheimerat Goethe iſt der Meinung, daß es wohl am beſten getan ſein würde, die Replique auf den Wolfiſchen Ausfall in das zwölfte Horenſtück zu verweiſen, wo dann auf alle Kritiken, die im einzelnen und allgemeinen über unſer Journal öffentlich gefällt worden ſind, auf einmal und für immer geantwortet werden könnte. Daß wir nicht ſo nötig haben, mit der Antwort auf die Wolfiſche Grobheit zu eilen, wird mir immer überzeugender, und es verträgt ſich auch mit der Achtung, die man ſich ſelbſt ſchuldig iſt, in ſolchen Sachen nicht einer fremden Herausforderung, ſondern ſeiner eigenen Konvenienz zu folgen. Wenn ich zugleich bedenke, daß meine Antwort nicht ſo ſchnell

erſcheinen könnte, als der Augenblick vielleicht erfodert (denn, brauche ich gleich auf die Wolfiſchen Prolegumenen keine eigentliche Rückſicht zu nehmen, ſo möchte ich doch gern, der Sicherheit des Tons wegen, wiſſen, was er geleiſtet hat, und da iſt ein großer Oktavband zu durchleſen), ſo deucht es mir für jeden Fall beſſer, auch die wenigen Wochen noch zu warten und die Sache alsdann mit deſto mehr Anſtand abzutun. Ich könnte allenfalls, wenn Ihnen dieſes recht iſt, in ein paar Zeilen im Intelligenzblatt der Literaturzeitung ſagen, daß man im letzten Horenſtück eine Antwort auf jene Erklärung finden werde. Doch werde ich das letztere nicht eher tun, als bis ich von Ihnen gehört habe, ob Sie damit zufrieden ſind. Übrigens bitte ich Sie, die ganze heilloſe Materie ſobald möglich zu vergeſſen. Es verſteht, ſich, daß Sie meine Erklärung leſen, ehe ſie abgeſchickt wird.

Das zehnte Stück der Horen iſt gedruckt und mir bereits ein Exemplar durch die reitende Poſt zugekommen. Ohngeachtet es beinahe zehn Bogen enthält, haben doch zehen Gedichte noch zurückbleiben müſſen.

Auf Ihre Abhandlung bin ich ſehr begierig. Noch habe ich ſie nicht durchſehen können, da ich unmittelbar auf Ihren Brief antworte.

Hier zwei neue Bogen des Almanachs, worin Parthenope. Sie ſind ſo gütig, mir ſolche nebſt dem Übrigen montags zurückzuſenden.

Meine Frau und meine Schwiegermutter, die morgen abreiſt, empfehlen ſich aufs beſte. Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 30. Oktober 1795.

Hier den Beſchluß des eilften Hefts. Sie brauchen dieſes Stück nur bis auf ohngefähr hundert Seiten fortlaufen zu laſſen und können alſo die noch nicht bei Ankunft dieſes Manuſkripts

gedruckten Gedichte auf das letzte Stück zurückbehalten. Sonst wäre mirs lieb, wenn die Teilung der Erde, an einen jungen Freund, Archimed und Die Dichter der alten und neuen Welt noch im eilften Stück plaziert werden könnten. Das hier folgende Manuskript darf aber nicht getrennt werden, daher lassen Sie es lieber aus diesem eilften Stück ganz heraus, wenn dieses mit den übrigen Sachen und dem, was ich hier beilege, bis auf hundert Seiten gefüllt werden kann.

Von den Horen wird noch im Dezember eine Rezension in der Literatur-Zeitung erscheinen, wie Schütz versprochen. Er wünscht deswegen, daß er, um auch noch das eilfte Heft mit aufzunehmen, die einzelnen Bogen von diesem so schnell als möglich erhielt.

Von dem Kalender hat man von seiten der Literatur-Zeitung eine Rezension versprochen. Ich weiß nicht, woran es liegt, daß sie noch nicht erschienen ist. Leider ist Schütz seit seiner neulichen harten Krankheit viel untätiger geworden.

Ich will mich bemühen, die Rezension des Condorcet in gute Hände zu bringen. Vielleicht daß Gentz in Berlin sie besorgt. Ich selbst muß den Horen jetzt jede Minute widmen. Im letzten Stück werde ich auf alle elende Kritiken zugleich antworten. Es ist unendlich lächerlich, die Anfänger in der Philosophie und die Schmierer zu Leipzig und Halle über meine ästhetischen Briefe ergrimmt zu sehen, während daß Kant selbst, der kompetenteste Richter in dieser Sache, mit Bewunderung davon spricht, obgleich ich in mehreren Punkten ihn selbst zu widerlegen unternahm.

Im Äußern der Horen wünschen gar zu viele Stimmen eine Veränderung. Lassen Sie sich die Unkosten gar nicht abhalten, andere Schrift zu nehmen. Herder, Goethe und ich (die andern Autoren ohnehin) lassen gern 1 Louisdor an jedem Bogen für das Jahr 1796 fallen, daß der Buchdrucker entschädigt werden kann. Auch das Papier wird nicht weiß genug befunden und verliert freilich neben der Gentzischen Monatsschrift. Herder, Goethe und ich sind der Meinung, daß man in dieser Kleinigkeit dem Pub-

likum nachgeben müſſe, und wir alle wünſchen, daß Sie die Gentziſche Monatſchrift zum Muſter ſowohl in der Schrift als in der ganzen Anordnung, Durchſchießung der Wörter und Zeilen, Anzahl der letztern uſw. nehmen möchten. Die Schrift in den Horen wird allgemein zu ſteif, zu groß und der Druck allzueng befunden. Da Sie 84 Louisdors an Honorar für das nächſte Jahr erſparen, ſo kann damit jene Veränderung ganz ohne Ihren Schaden bewerkſtelligt werden.

Auch eine bunte Decke wünſcht man, weil die weiße ſich gar nicht ausnehmen will. Man würde zufrieden ſein, wenn die Decke, ſo wie ſie iſt, nur mit blaßroter oder blaßgrüner Farbe ein wenig tingiert wäre. Da dieſes ein gar geringes Objekt macht, ſo können Sie es wohl tun. Sie ſollen aber von dieſen Neuerungen durchaus keine Unkoſten haben, das iſt meine ausdrückliche Bedingung, und nur deswegen beſtehe ich darauf. Reichen Sie alſo mit jenen 84 Louisdors nicht, ſo geht das Übrige von der Summe ab, die mir für die Redaktion beſtimmt worden iſt.

Ich wünſchte ſehr zu wiſſen, wie es mit dem Abſatz der Horen jetzt ſteht, denn noch immer ſteht es ja bei uns, ob wir ſie überhaupt nur fortſetzen wollen. Laſſen Sie ſich hierin ja von keinem falſchen point d'honneur verleiten, mehr zu wagen, als mit dem ſtrengſten Kalkul beſtehen kann. Ob ich gleich lieber wünſche, daß das Journal fortgehe, ſo geht Ihre Konvenienz doch jeder andern Rückſicht vor, und auf meine ſchriftſtelleriſche Aktivität hat es gar keinen Einfluß, in welcher Form und welchem Vehikel ich meine Arbeiten ins Publikum bringe. Ohnehin gehe ich in kurzer Zeit an mein Schauſpiel, und dann iſt auch der Muſenalmanach eine ſchöne Unternehmung.

Beantworten Sie mir alle dieſe Punkte bald und ohne Rückhalt ſo ausführlich, als Sie können.

Was jene Veränderungen im Äußern betrifft, ſo liegt uns allen ſehr viel daran, daß ſie vorgenommen werden, und mit größten Freuden verſtehen wir uns zu dem kleinen Opfer. Leben Sie recht wohl. Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 1. November 1795.

Ich bin ungeduldig, wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Mir iſt, als wenn ich gar lang nichts von Ihnen erfahren hätte. Das Evenement im Hauſe iſt, wie ich hoffe, glücklich vorbeigegangen.

Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es iſt eine wahre Ecclesia militans — die Horen meine ich. Außer den Völkern, die Herr Jacob in Halle kommandiert und die Herr Manſo in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hat ausrücken laſſen und außer Wolfs ſchwerer Kavallerie haben wir auch nächſtens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehenten Teil ſeiner Reiſen ſoll er faſt von nichts als von den Horen handeln und über die Anwendungen Kantiſcher Philoſophie herfallen, wobei er alles unbeſehen, das Gute wie das Horrible, was dieſe Philoſophie ausgeheckt, in einen Topf werfen ſoll. Es läßt ſich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf dieſe Plattitüden antworten ſoll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man ſeine Gleichgültigkeit dagegen recht anſchaulich zu erkennen geben kann. Nicolain ſollten wir aber doch von nun an in Text und Noten, und wo Gelegenheit ſich zeigt, mit einer recht inſignen Geringſchätzung behandeln.

Haben Sie die neuen Muſen-Almanache angeſehen? Sie ſind horribel.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Gottlob Voigt.

Jena, den 1. November 1795.

Werden Sie mir, verehrungswürdiger Freund, die Zudringlichkeit verzeihen, mit der ich Ihre Menſchenfreundlichkeit und billige

Gesinnung für einen Bürger unser Akademie, der ihrer nötig hat, in Anspruch nehme.

Der Überbringer dieses, Herr Heinrich aus einem pfälzischen Ort Dalbergischer Herrschaft, wird Ihnen das Anliegen vortragen, daß ihm als Katholiken nach vorher gegangener Magisterpromotion erlaubt werden möge, in der Mathematik Kollegia zu lesen. Er hat dieses schon unter der Form der Repetition ein halbes Jahr lang mit vielem Beifall getan und sich, da er der Kriegsunruhen wegen von Haus aus ohne alle Unterstützung gelassen ist, einzig daran erhalten. Er ist ein Mensch von guter Denkungsart, in seinem Fach gar nicht ungeschulet und von den Studierenden seiner Lehrmethode wegen geschätzt.

Herr Hennings, derzeitiger Dekan, hat ihm erklärt, daß es nur einen Wink vom Geheimen Konsilium in Weimar bedürfe, um die Sache hier durchzusetzen. Auch ist die Observanz nicht ganz dagegen, da schon ehedem ein anderer Katholik, namens Sutor, gleichfalls ohne seiner Qualität als Katholik etwas zu vergeben, eine ähnliche Vergünstigung erhalten hat. Der junge Mann wird Ihnen seine Verhältnisse ausführlicher sagen, wenn Sie es ihm erlauben, und dann darf ich hoffen, daß Sie mit Ihrer gewöhnlichen Güte verfahren werden.

Noch einmal halten Sie mir den Mißbrauch zu gut, den ich von Ihren freundschaftlichen Gesinnungen mache, und bleiben Sie in Güte eingedenk

Ihres
Sie aufrichtig verehrenden
Fr. Schiller.

Ihrer Frau Gemahlin bitte meiner Ehrerbietung zu versichern. Das nämliche von meiner Frau an Sie beide.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 2. Oktober [fälſchlich für 2. November] 1795.

Das zehente Stück iſt zu meiner Verwunderung bälder, als ich hoffen konnte, fertig geworden, welches gewiß guten Effekt tun wird.

Was Sie von den kleinen Gedichten noch nicht haben abdrucken laſſen, laſſen Sie zum zwölften Stück liegen, denn Archenholz will zu dieſem Stück einen gegen vier Bogen ſtarken hiſtoriſchen Aufſatz geben, den er nicht zu teilen erlaubt, und da auch einer neun, zehn Blatt ſtark von Herder darin erſcheint, ſo müſſen wir viele kleine Sachen haben, um dieſem Stück in ſieben Bogen noch eine große Varietät zu verſchaffen.

Sollten die in der Beilage bemerkten Gedichte noch nicht abgedruckt ſein, ſo laſſen Sie die Veränderungen darin machen, die ich aufſchrieb. Sind ſie ſchon gedruckt, ſo will ich ſie im zwölften Stücke unter den Erraten anzeigen laſſen.

Wegen des Abdrucks der Subſkriptionsliſte werde ich noch beſonders ſchreiben. Unwahrheit wollen wir aber auf keinen Fall darin ſagen.

Die Poſtpapierexemplare ſind, ſowohl wegen den Flecken im Papier, als weil es am Rand zerriſſen ausſieht, von keinem guten Anſehen. Im nächſten Jahrgange dürfte dieſes durchaus nicht vorkommen, und ich riete an, lieber Schweizer Papier anſtatt des Poſtpapiers zu nehmen.

An Engel in Schwerin ſeien Sie ſo gut, unmittelbar und gleich mit erſter Poſt ein Exemplar zu ſchicken. Von den meinigen bleibt mir keins mehr übrig.

Adelung I habe erhalten. Für Poſſelts Überſetzung danke recht ſchön. Ich freue mich auf dieſe Lektüre. Leben Sie recht wohl.

Ihr

Sch.

An Gottfried Körner.

Den 2. November 1795.

Hier das zehente Stück der Horen. Ich habe schon über vierzehn Tage nichts mehr von dir vernommen. Wie stehts denn?

Auf deinen Aufsatz bin ich sehr begierig. Hoffentlich ist es dieser, der dich jetzt beschäftigt.

Lorenz Stark ist von Engel, die Gedichte, außer der Elegie, von Herder.

Hast du die zwei Musenalmanache gelesen? Sie sind miserabel.

Der unserige erscheint in drei Wochen. Er wird sehr schön gedruckt. Bereits sind acht Bogen in meinen Händen.

Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe, aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu replizieren: in den Halleschen Annalen, in Dyks Bibliothek und nun auch von Nicolai in Berlin, im zehenten Teil seiner Reisen. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht.

Wolf in Halle hat in dem Intelligenzblatt der Literaturzeitung auf Herder, seines Homers wegen, einen derben Ausfall getan. Du mußt ihn lesen. Herder wird ihn unbeantwortet lassen; und freilich läßt sich mit Wolf über Homer nicht gut zanken.

Adieu. Die Frauen grüße herzlich von uns und schreibe nicht so selten. Dein

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 4. November 1795.

Zum neuen Ankömmling meinen herzlichen Glückwunsch. Ich hätte Ihnen wohl ein Pärchen gönnen mögen, aber dazu kann ja Rat werden. Nunmehr hoffe ich auch, Sie bald hier zu sehen und freue mich recht darauf. Humboldten ist es sehr angenehm, wenn Sie sein Logis ganz als das Ihrige ansehen wollen. Das

einzige Bedenken dabei war, daß Hellfeld, der ſich im Kontrakt ausbedungen, daß keine Aftermiete ſtattfinden dürfte, vielleicht eine Einwendung machen möchte. Weil aber hier ja von keiner Miete die Rede iſt, ſo wird er nicht ſo albern ſein, ſich auf den Kontrakt zu berufen. Ich habe zum Überfluß einen Brief von Humboldt an ihn in Händen, den ich, ſobald Sie ihn bloß mit einem kleinen Billett an Hellfeld begleiten wollen, worin Sie um Übergabe des Schlüſſels bitten, an ihn abliefern will. Er wird, wenn Sie ihm dieſe Ehre antun, ſehr bereitwillig ſein. Sie werden ſich gewiß in dieſer Wohnung beſſer als im Schloſſe gefallen.

Ihre Elegien haben, wie Ihnen der eingeſchloſſene Brief des Dr. Gros an Herrn von Humboldt zeigen wird, auch in der lateiniſchen Welt einen großen und gar keinen unwichtigen Bewunderer gefunden. Ich lege den Brief in natura bei; vielleicht gefällt es Ihnen, zu Realiſierung des Wunſches, den der Verfaſſer desſelben äußert, etwas beizutragen. Mir deucht, daß ich Ihnen ſchon von demſelben etwas erzählt habe; ſoviel kann ich mit Gewißheit verſichern, daß unſere Akademie an dieſem Manne keine unwichtige Akquiſition machen würde. Ich kenne wenige aus der neuen Generation, die einen ſo geſunden Kopf, ſoviel gründlichen Verſtand und eine ſo ſolide Beurteilungskraft haben. Im juriſtiſchen Fach hat man ihn in Göttingen ſehr geachtet.

Auf den Meiſter warte ich mit rechter Ungeduld. Eilfertigkeit iſt, wie es ſcheint, Ungers Sache nicht.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau empfiehlt ſich aufs beſte.

Sch.

An Gottfried Herder.

Jena, den 4. November 1795.

Es iſt eine ſehr intereſſante Frage, die Sie in Ihrem Geſpräche aufwerfen, aber auf großen Widerſpruch dürften Sie ſich wohl gefaßt machen. Ich ſelbſt möchte ein paar Worte darauf

ſagen, um die Frage nach meiner Weiſe zu löſen. Gibt man Ihnen die Vorausſetzung zu, daß die Poeſie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darein zurückfließen muß und (in unſeren Umſtänden) kann, ſo haben Sie gewonnen; denn da iſt alsdann nicht zu leugnen, daß die Verwandtſchaft dieſer nordiſchen Gebilde mit unſerm germaniſchen Geiſte für jene entſcheiden muß. Aber gerade jene Vorausſetzung leugne ich. Es läßt ſich, wie ich denke, beweiſen, daß unſer Denken und Treiben, unſer bürgerliches, politiſches, religiöſes, wiſſenſchaftliches Leben und Wirken wie die Proſa der Poeſie entgegengeſetzt iſt. Dieſe Übermacht der Proſa in dem Ganzen unſres Zuſtandes iſt, meines Bedünkens, ſo groß und ſo entſchieden, daß der poetiſche Geiſt, anſtatt darüber Meiſter zu werden, notwendig davon angeſteckt und alſo zugrunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetiſchen Genius kein Heil, als daß er ſich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anſtatt jener Koalition, die ihm gefährlich ſein würde, auf die ſtrengſte Separation ſein Beſtreben richtet. Daher ſcheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu ſein, daß er ſeine eigne Welt formieret und durch die griechiſchen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealiſchen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beſchmutzen würde. Vielleicht gelingt es mir, in dem Aufſatze, den ich jetzt ſchreibe, „über die ſentimentaliſchen Dichter," Ihnen meine Vorſtellungsweiſe klarer und annehmlicher zu machen. Denn gerade in dieſem Aufſatze ſuche ich die Frage zu erörtern, „was der Dichtergeiſt in einem Zeitalter und unter den Umſtänden wie die unſrigen für einen Weg zu nehmen habe".

Man dürfte Ihnen auch noch die Erfahrung Klopſtocks und einiger anderen entgegenſetzen, die den Gebrauch jener nordiſchen Mythen mit ſehr wenig Gewinn für die Dichtkunſt ſchon verſucht haben, und bei Klopſtock iſt doch die Ungeſchicklichkeit nicht wohl anzuklagen, wenn es mißlungen iſt.

Ich wünſchte übrigens, daß die Ideen, die Sie in Ihrem Auf-

ſatze ausſtreuen, Anlaß zum Nachdenken und weiterm Fortbilden bei den Kunſtverſtändigen geben möchten. Die Materie iſt ſo intereſſant, und es müßten bei Diskuſſion derſelben ſo manche wichtige Dinge zur Sprache kommen.

Das zehente Stück der Horen wird Ihnen, wie ich hoffe, montags überliefert worden ſein. Ich bin neugierig, was Sie zu dem Inhalt desſelben ſagen. Hier lege ich noch ein Exemplar bei. Ich bitte, das üble Ausſehen zu entſchuldigen; die übrigen Exemplare auf Poſtpapier ſehen noch ſchlimmer aus; denn wie mir Cotta ſchreibt, ſo hat der Krieg in dortigen Gegenden die Papierlieferung geſtört. Ich negoziiere jetzt mit ihm wegen einer Regeneration der Horen auch im Äußern.

Ihren abgeſchriebenen Aufſatz lege ich bei, damit Sie, wenn Sie ihn noch einmal durchleſen wollen, die etwanigen Schreibfehler bemerken, weil er ſo viele fremde Namen enthält. Ich erbitte mir ihn auf nächſten Montag zurück, wo er abgeht. Von den Meinigen die beſten Grüße.

Sch.

An Charlotte von Schimmelmann.

Jena, den 4. November 1795.

Die gute Aufnahme meiner Gedichte, gnädige Gräfin, hat mich lebhaft erfreut, ſo ſehr die Umſtände, unter welchen ſie von Ihnen geleſen wurden, mich betrübten. Den Verluſt der teuern Perſon, den Sie damals befürchteten, fühle ich mit Ihnen; gewiß muß es eine würdige, treffliche Mutter ſein, die ein ſo rührendes, ſchönes Zeugnis des Herzens von Ihnen verdienen konnte. Aber ich hoffe, der Himmel hat ſie Ihnen wiedergeſchenkt, und ich darf Ihnen zu dieſer Freude Glück wünſchen.

Sie wünſchen in Ihrem Briefe, daß ich auf dem poetiſchen Pfade, den ich betreten, fortfahren möchte. Warum ſollte ich nicht, wenn Sie es der Mühe wert halten, mich dazu aufzumuntern.

Ich gebe auch bloß dem freiwilligen Zuge meines Herzens nach, indem ich Ihren Rat befolge. Von jeher war Poesie die höchste Angelegenheit meiner Seele, und ich trennte mich eine Zeitlang bloß von ihr, um reicher und würdiger zu ihr zurückzukehren. In der Poesie endigen alle Bahnen des menschlichen Geistes, und desto schlimmer für ihn, wenn er sie nicht bis zu diesem Ziele zu führen den Mut hat.

Die höchste Philosophie endigt in einer poetischen Idee, so die höchste Moralität, die höchste Politik. Der dichterische Geist ist es, der allen dreien das Ideal vorzeichnet, welchem sich anzunähern ihre höchste Vollkommenheit ist.

Möchte Ihnen die Elegie, die in dem zehenten Stücke der Horen abgedruckt ist, die Gefühle zu überliefern imstande sein, die mich erfüllten, als ich sie niederschrieb. Ich fühlte mich glücklich in ihrer Verfertigung, aber der Buchstabe kann das Herz nie erreichen.

In wenigen Wochen habe ich die Freude, Ihnen meinen Musenalmanach zu übersenden, der die Früchte einiger fröhlichen Stunden enthält. Wie wünschte ich, daß er auch Ihnen einige gewähren möchte. Lassen Sie, vortreffliche Gräfin, mein Andenken unter Ihnen leben. Das Ihrige begleitet mich wie ein schöner Genius und erheitert mein Leben. Schiller.

An Wilhelm von Humboldt.

Den 9. November 1795.

Ich kam vorigen Posttag nicht dazu, Ihnen, liebster Freund, zu schreiben und das Inhaltsverzeichnis des Almanachs zurückzusenden. Mit dem letztern würde es heute doch zu spät sein, auch habe ich nichts dabei zu erinnern, als daß, sowohl hier als vorn im Text Elwieens Schwanenlied anstatt Elwinens usw. steht. Die Sache selbst ist aber zu unbedeutend, als daß dieser Schreibfehler auffallen könnte.

Goethe iſt ſeit dem fünften hier und bleibt dieſer Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir ſitzen von abend um fünf Uhr bis nachts zwölf, auch ein Uhr beiſammen und ſchwatzen. Über Baukunſt, die er jetzt als Vorbereitung auf ſeine italieniſche Reiſe treibt, hat er manches Intereſſante geſagt, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen ſeine ſolide Manier, immer von dem Objekt das Geſetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So verſucht er es auch hier, und aus den drei urſprünglichen Begriffen, der Baſe, der Säule (Wand, Mauer und dergl.) und dem Dach nimmt er alle Beſtimmungen her, die hier vorkommen. Die Abſurditäten in der Baukunſt ſind ihm nichts als Widerſprüche mit dieſen urſprünglichen Beſtimmungen der Teile. Von der ſchönen Architektur nimmt er an, daß ſie nur Idee ſei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger ſtreite. Der ſchöne Architekt arbeitet, wie der Dichter, für den Idealmenſchen, der in keinem beſtimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zuſtand ſich befindet, alſo ſind alle architektoniſchen Werke nur Annäherung zu dieſem Zweck, und in der Wirklichkeit läßt ſich höchſtens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Ähnliches erreichen, weil hier auch jede einſchränkende Determination wegfällt und von den beſondern Bedürfniſſen der Einzelnen abſtrahiert wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieſer Idee, die ſo ſehr mit unſeren äſthetiſchen Begriffen zuſammenſtimmt, feſtgehalten und weiter damit zu kommen geſucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunſt, als ſchöner Kunſt, objektiv ganz füglich ſo angeben, daß ſie in jedem beſondern Gebäude den Gattungsbegriff des Gebäudes überhaupt gegen den Artbegriff zu behaupten ſucht, wodurch ſie dann ſubjektiv den Menſchen aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unbeſchränkten (der doch wieder durchaus auf Geſetze gegründet iſt) führt und ihn folglich äſthetiſch rührt.

Goethe verlangt von einem ſchönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet ſei, ſondern auch einem Menſchen, der

mit verbundenen Augen hindurchgeführt würde, noch empfindbar ſein und ihm gefallen müſſe.

Daß von ſeiner Optik und ſeinen naturhiſtoriſchen Sachen auch viel die Rede ſei, können Sie leicht denken. Da er die letztere gerne vor ſeiner italieniſchen Reiſe (die er im Auguſt 96 anzutreten wünſcht) von der Hand ſchlagen möchte, ſo habe ich ihm geraten, ſie in einzelnen Aufſätzen in ſeiner darſtellenden Manier zu den Horen zu geben. Ohnehin iſt ſonſt nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieſer Tage auch viel über griechiſche Literatur und Kunſt geſprochen und ich mich bei dieſer Gelegenheit ernſtlich zu etwas entſchloſſen, was mir längſt ſchon im Sinne lag, nämlich das Griechiſche zu treiben. Da Sie ſelbſt ſo ſehr damit vertraut ſind und auch mein Individuum kennen, ſo kann mir niemand ſo gut raten als Sie, mein Lieber. Auf das, was ich allenfalls noch von dieſer Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rückſicht nehmen; dies beſteht mehr in Kenntnis von Wörtern als von Regeln, die ich ziemlich alle vergeſſen habe. Ich wünſchte vorzüglich, außer einer guten Grammatik und einem ſolchen Wörterbuch eine Schrift an der Hand zu haben, worin auf die Methode bei dieſem Studium und auf das Eigentümliche bei dieſer Sprache hingewieſen wird. In Abſicht auf die zu leſenden Autoren würde ich den Homer gleich vornehmen und damit etwa den Xenophon verbinden. Langſam freilich wird dieſe Arbeit gehen, da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann, aber ich will ſie ſo wenig als möglich unterbrechen und dabei ausharren. Neben meinem Schauſpiel iſt ſie mir leichter möglich, und ſie hilft mir zugleich das Moderne vergeſſen. An dieſes (das Schauſpiel) habe ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufſatz über das Naive und nun der Pendant zu demſelben über die ſentimentaliſchen Dichter ſeitdem beſchäftigte. Auch gehe ich nicht eher daran, bis erſtlich noch einige kleine Aufſätze von mir wenigſtens ſkizziert ſind, um nötigenfalls etwas für die Horen vorrätig zu haben, und bis ich zweitens auf Sukkurs

für ſechs Monate wahrſcheinliche Hoffnung habe. 42 Bogen anzufüllen, iſt keine Kleinigkeit, und unter allen Mitarbeitern iſt jetzt faſt der einzige Schlegel, von dem in Rückſicht auf Gehalt und Maſſe etwas Beträchtliches zu erwarten iſt. Neben ihm ſind Knebels Properziſche Elegien und Herders etwanige Beiträge Reſſourcen für mich; aber dieſe drei, wenn ſie auch alle einſchlagen, fournieren doch nur etwa die Hälfte deſſen, was erfodert wird. Goethe, Körner, Sie, ich ſelbſt, Engel uſw. ſind teils problematiſch, teils, wenn ſie auch etwas liefern, noch lange nicht zureichend. Zuwachs an philoſophiſchen und (theoretiſch) äſthetiſchen Aufſätzen hilft mir nichts, da dieſes Fach ſchon mehr als billig beſetzt iſt.

Über den Eindruck des zehenten Stücks habe ich derzeit noch nichts Erbauliches gehört. Schütz, den ich vorgeſtern wieder ſprach, erwähnt des Engel'ſchen Aufſatzes mit Lob, aber des übrigen wurde gar nicht erwähnt. Es ſcheint, auch die Elegie iſt dieſen Herren zu hoch, da ſie doch auch nicht zu platt für ſie ſein kann. Woltmann habe ich ſeitdem nicht geſprochen, und Schreyvogel ſehe ich ſchon lange nicht mehr.

Hier ein Brief von Körner, der Ihnen Fichtens wegen ans Herz greifen wird. Von dieſem höre ich nichts, da ich kaum jemand ſehe, der mit ihm umgeht. Doch ruhen jetzt die ſtudentiſchen Händel, und er ſcheint ſich auf ſein rechtmäßiges Geſchäft einzuſchränken. Ilgen hat mich ſeit einiger Zeit wieder etlichemal heimgeſucht und mir vorgejammert, daß ſich nur ſechs Zuhörer zu ſeinem Homer gemeldet. Er hat mir mit einem Aufſatz über den Homer und die Rhapſoden für die Horen gedroht. Ich wünſchte ſeinetwegen, daß man ihn brauchen könnte, und habe ihn deshalb nicht geradezu abgewieſen.

Ihren Brief an Hellfeld habe ich noch nicht abgegeben. Goethe will ſich erſt noch beſinnen, denn er hat einen neuen Bedienten, der ihn noch nicht recht zu beſorgen weiß, und trennt ſich deswegen nicht gern von dem Schloß, wo ihn Trabitius, der Schloßvoigt, bedient. Die Ilgen, die er neulich ſah, gefiel ihm ſehr wohl, wie es ſchien,

und ich merkte wohl, daß er nachher mehr Luſt zu Ihrem Logis hatte. Wie er aber hörte, daß ſie in Ihren Namen und Ihre Tugend verliebt ſei, ſo wurde von dem Logis nicht mehr geſprochen.

Meyer hat unterdeſſen einmal von München aus geſchrieben. In Nürnberg fand er viele intereſſante Dokumente für deutſche Kunſt, und er will ſich bei ſeiner Rückkehr länger dort verweilen. In München will er zwar einzelne gute Stücke, beſonders von Julio Romano, aber erſtaunlich viel Geſchmackloſigkeit bei den Leuten gefunden haben. In Nürnberg hingegen lobt er die Menſchen.

Es geht die Rede, der Kurfürſt von Mainz leide ſehr am Schwindel. Sie haben wahrſcheinlich ſchon gehört, daß die Emigrierten größtenteils Erfurt haben räumen müſſen und vom Herzog von Weimar in die Landſtädtchen zum Teil ſind aufgenommen worden, worüber man ſehr böſe iſt.

Adieu, lieber Freund. Goethe grüßt freundlich. Der Li ſagen Sie unſern herzlichen Gruß. Ihr Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 13. November 1795.

Hier der Anfang des letzten Stücks. Weil ich erſt heut über acht Tage den Reſt dieſes Aufſatzes fertig bringe und einen andern von Archenholz erſt durch die Poſt erwarte, ſo können Sie, damit kein Aufenthalt entſteht, alle noch übrige Gedichte (die ganz kleinen von einem Diſtichon abgerechnet) vor dieſem Aufſatze abdrucken laſſen. Indeſſen, bis der Setzer damit fertig iſt, erſcheint der Reſt. Die Gedichte laſſen Sie, wie das Reich der Schatten, mit Notenſchrift drucken.

Ihren Brief mit den rückfolgenden Reinwaldiſchen Stücken habe ich fünf Wochen nach ſeinem Datum erſt erhalten.

Das nächſtemal und wenn ich Nachricht von Ihnen habe das Weitere über unſer Arrangement. Leben Sie wohl. Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 16. November 1795.

Es mag alſo bei der Fortſetzung der Horen bleiben, und an mir ſoll es nicht fehlen, für die Popularität der Materien und Darſtellungsarten alles zu tun, was vernünftigerweiſe erwartet werden kann. So ſchwere Sachen wie meine äſthetiſchen Briefe kommen ohnehin nicht mehr vor, und vor ſo dunkelgeſchriebenen, wie man ſagt, daß die Humboldtiſchen Aufſätze ſeien, ſollen Sie künftig auch nichts mehr zu beſorgen haben. Ich werde nach und nach ſchon Mitarbeiter auftreten laſſen, die dem Publikum gefallen, wenn ſie gleich mir ſehr fatal ſein ſollten.

Es wäre mir freilich lieber geweſen, wenn Sie eine etwas weniger länglichte und leichtere Schrift hätten finden können, als die in dem Probeblatt befindliche iſt, welche, ſoviel ich vergleichen kann, eins mit der bisherigen iſt. Diejenige Schrift, womit das:

Freunden und Freundinnen

auf dem Titelblatt der Flora gedruckt iſt, würde ſich als Textſchrift am beſten ausnehmen. Die Notenſchrift der Horen iſt zu klein, um zum Text genommen zu werden. Noch iſt zu erinnern, daß auf den Probeblättern das Verhältnis der Länge zur Breite zu groß und eine Zeile zuviel iſt. Wenn Sie oben erwähnte Schrift, auf dem Titelblatt der Flora, nehmen und 27 Zeilen auf die Seite rechnen, ſo wird es gut ins Auge fallen. Daß die Aufſchriften der einzelnen Aufſätze oben ſtehen, wie auf dem Probeblatt und durch einen Strich von dem Text geſchieden ſind, iſt gut. Auch das Papier, welches Sie zu dieſem Probeblatt genommen, nimmt ſich gut aus.

Das Innere des Umſchlags können Sie überdrucken laſſen ſoviel Sie wollen.

Engel hat die Fortſetzung des Lorenz Stark als gewiß verſprochen.

Vom Goethiſchen Märchen wird das Publikum noch mehr erfahren. Der Schlüſſel liegt im Märchen ſelbſt.

Vom zehenten Stück seien Sie so gut mir noch ein Exemplar auf Postpapier zu schicken. Eins darunter war zu übel konditioniert.

Vom eilften senden Sie noch eins über die gewöhnliche Zahl für den Verfasser der Briefe über Poesie usw.

Leben Sie wohl und geben Sie mir bald gute Nachricht von unsrer Angelegenheit.

Inlage bittet Michaelis dem zwölften Horenstück beifügen zu lassen.

An Gottfried Körner.

Den 16. November 1795.

Ich habe deinen letzten Brief Goethe, der eine Zeitlang hier war, gewiesen und ihn sehr damit erfreut. Denn außer deinem Urteil über das Märchen und den Meister interessierte ihn auch, was du von Stein und seiner Erziehung sagtest. Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objektiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohltätige Natur gewesen, und er hat mich zuweilen ordentlich mit dem, was man Genialität nennt, entzweiet, weil er, ohne eine Spur davon, so gut und so schätzbar ist. Freilich würden solche Menschen die Welt nur erhalten können, wo sie ist, aber sie nicht weiter bringen.

Daß dir zu deinem Aufsatze die Muße fehlt, tut mir sehr leid. Gern hätte ich ihn noch dieses Jahr in den Horen aufgeführt. Du hast mir nicht geschrieben, wovon er eigentlich handelt, und ob du noch die Idee mit der Tanzkunst ausführst.

Der Musenalmanach wird hoffentlich in acht Tagen ausgegeben werden können. Sobald ich ein Exemplar erhalte, erhältst du es.

Herzliche Grüße an die Frauen von uns beiden.

Dein

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Den 20. November 1795.

Den Verluſt, den Sie erlitten, haben wir herzlich beklagt. Sie können ſich aber damit tröſten, daß er ſo früh erfolgt iſt und mehr Ihre Hoffnung trifft. Ich könnte mich ſchwer darein finden, wenn mir mit meinem Kleinen jetzt noch ein Unglück begegnete.

Seit etwa ſechs Tagen habe ich mich ganz leidlich befunden und die gute Zeit auch brav benutzt, um in meiner Abhandlung vorzurücken.

Schlegel ſchrieb mir kürzlich und ſchickte etwas für die Horen. Er iſt ſehr entzückt über das Märchen; auch Humboldts haben große Freude daran. Werden Sie vielleicht Muße finden, das neue noch für den Januar fertig zu bringen? Wenn ich es in den erſten Tagen des Januars *ſpäteſtens* hätte, ſo könnte es noch in das erſte Stück kommen. Mir wäre dies ungemein lieb, da wir doch gut anfangen müſſen und ich noch nichts im Fach der Darſtellung habe.

Über den neuen Teil des Meiſters, wofür wir Ihnen ſchönſtens danken, habe ich ſchon allerlei Urteil eingezogen. Jedermann findet das ſechſte Buch an ſich ſelbſt intereſſant, wahr und ſchön, aber man fühlt ſich dadurch im Fortſchritt aufgehalten. Freilich iſt dieſes Urteil kein äſthetiſches, denn beim erſten Leſen, beſonders einer Erzählung, dringt mehr die Neugierde auf den Erfolg und das Ende als der Geſchmack auf das Ganze.

Sind Sie noch willens, den letzten Teil ein Jahr lang zurückzuhalten?

Herr v. Soden ſchickt mir heute eine ſchreckliche Produktion: Aurora oder das Kind der Hölle, die eine elende Nachahmung der Biondetta iſt. Prächtig iſt der Gedanke, daß er die ganze Zauberei zuletzt als eine bloße Maſchinerie einer Liebhaberin des Helden entwickelt, die ihn dadurch erobern will. So verpufft

endlich das ganze Pathos. Auch das übrige iſt dieſes weiſen Einfalls würdig.

Leben Sie recht wohl, und alle Muſen ſeien mit Ihnen. Meine Frau grüßt.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 20. November 1795.

Ich wollte heute den Beſchluß dieſer Abhandlung ſenden, aber ich bin nicht damit fertig geworden. Es ſind ohngefähr noch vier, fünf geſchriebene Seiten davon zurück. Die nächſte Poſt bringt dieſe nebſt dem Archenholziſchen Aufſatz, den ich morgen gewiß erhalten werde. Sollte der Setzer bis zu Ankunft des neuen Manuſkripts nicht hinlänglich beſchäftigt ſein, ſo könnten Sie ihn die Subſkribentenliſte ſetzen laſſen. Bei dieſer aber bitte ich, die ſtrengſte Wahrheit zu beobachten, weil man boshaft genug ſein könnte, uns nachzurechnen, und es überhaupt immer mit der Wahrheit das ſicherſte iſt.

Unter den Exemplaren, die ich auf meine Rechnung bei Ihnen ausnehme, gebe ich drei an die jenaiſche fahrende Poſt ab, welche alſo auch noch in der Subſkriptionsliſte notiert werden können. Die Exemplare, welche ich und die Mitarbeiter erhalten, brauchen Sie nicht in das Verzeichnis zu ſetzen, aber Herrn Appellationsrat Körner in Dresden ſetzen Sie mit zwei Exemplaren hinein, weil dieſer als Mitarbeiter nicht genannt wird. Einer unſrer Mitarbeiter hat Luſt, über Condorcets Schrift einen kleinen Aufſatz in die Horen zu ſetzen.

Wenn im eilften Stück nicht mehr als drei oder vier Gedichte abgedruckt ſein ſollten, ſo können Sie (falls dieſes nicht zu ſpät iſt) noch einige aus dem erhaltenen Vorrat auf den Januar liegen laſſen. Wenn zehn oder zwölf von den größern im zwölften Stück ſtehen, bin ich zufrieden. Als ich Ihnen ſchrieb, alle noch übrigen

in das letzte Stück einzurücken, so dachte ich nicht, daß noch so viele übrig seien.

Sobald Sie über das Papier, die Schrift und die Form des Drucks zum neuen Jahrgang bestimmt sind, so seien Sie so gütig, mir gleich einen Probeabdruck zu senden.

Leben Sie recht wohl. Ich bin sehr in Erwartung, was sich binnen acht Wochen über den Absatz entschieden haben wird: denn binnen dieser Zeit müßte, dächte ich, die Krise erfolgen.

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 23. November 1795.

Sie erhalten hier den historischen Aufsatz von Archenholz. Den Beschluß meiner Abhandlung über die sentimentalischen Dichter, der auch noch in das zwölfte Stück kommen muß, habe ich noch nicht fertig bringen können. Ich kann Ihnen aber bestimmt versichern, daß er, wenige Zeilen auf oder ab, gerade noch sieben gedruckte Seiten ausmachen wird. Ich habe dieses ganz in meiner Gewalt, und Sie können daher den Bogen, worin dieser Schluß sich befinden soll, einstweilen im Druck überspringen und an dem Archenholzischen Aufsatz fortsetzen und fortdrucken lassen. Warten Sie aber nicht mit dem Druck, denn da ich mich diese Woche nicht wohl befinde und nicht sicher voraussagen kann, ob Sie den Beschluß in acht Tagen gewiß haben, so würde zuviel Zeit verloren werden. Später als den vierten Dezember geht derselbe aber gewiß nicht von hier ab, und bis dahin ist der Setzer mit dem Archenholzischen beschäftigt.

Die nächste Post bringt Ihnen auch das allgemeine Verzeichnis mit den Namen der Autoren, welches dem Setzer auch zu tun gibt.

Der Archenholzische Aufsatz muß noch sorgfältig durchgesehen werden; ich erhielt ihn zu spät, um es selbst noch mit der nötigen Sorgfalt tun zu können, und habe manche Schreibfehler darin

entdeckt. Herr Zahn wird mir schon den Gefallen tun, diese Arbeit zu übernehmen. Besonders fand ich, daß öfters ihm und ihn, einen und einem verwechselt sind; doch habe ich, wo ich es fand, es schon korrigiert. Statt sollte, wollte ist auch oft solte, wolte, welches geändert werden muß.

Auf die mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Worte ist nicht Rücksicht zu nehmen. Sie werden ganz wie das übrige gedruckt, welches dem Setzer zu empfehlen bitte. Leben Sie wohl.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Den 23. November 1795.

Auf die Knebelsche Arbeit bin ich sehr neugierig und zweifle nicht, daß die beßre Gattung unsrer Leser dafür danken wird. Dem größern Teil freilich werden wir nicht damit gefallen, das weiß ich vorher: den kann man nur durch Aufsätze von dem Schlage, wie Lorenz Stark ist, gewinnen. Sie glauben nicht, wie allgemein man sich an diesem Aufsatz erlustigt. Noch von keinem ist so viel Redens gewesen.

Was den Vorschuß für die Knebelschen Elegien betrifft, so glaube ich nur, wir werden Cottaen gerade jetzt, wo sein Mut in Ansehung der Horen durch das häufige Aufkündigen der Subskription etwas Ebbe ist, nicht sehr damit erbauen. Indes, bezahlen wird er gewiß, wenn darauf bestanden wird; aber ich möchte es ihm gerne jetzt ersparen. Ich weiß nicht, wie hoch die Summe sich etwa belaufen wird; ist sie mäßig, so will ich als Redakteur statt Cotta sie bezahlen. Vielleicht wird der Zweck auch schon erreicht, wenn man etwa sogleich die Hälfte abträgt und den Rest in der Messe. Die Bezahlung würde dann immer noch vor dem Abdruck des ganzen Manuskripts erfolgen, denn ich wäre nicht dafür, die drei Lieferungen ununterbrochen in den drei ersten Monaten zu machen, sondern immer einen Monat ausfallen zu lassen.

Sechs oder acht Bogen von einerlei Autor, unter einerlei Titel und noch außerdem Überſetzung würden, zu ſchnell hintereinander, zu einförmig gefunden werden.

Wenn Sie alſo glauben, daß ein Vorſchuß von etwa 20 Louisdors, jetzt gleich bezahlt, von Wirkung ſein würde, ſo liegt die Summe parat, und wir brauchen Cotta gar nicht dazu. Ich weiß, er ſteht ſchon mit 60 Louisdors bei Fichte im Vorſchuß, und Gott weiß! — wann er da zu ſeinem Geld kommen wird. Mehrere kleine Aufſätze wie z. B. Weißhuhns uſw. ſind auch ſchon von ihm bezahlt.

Doch genug von dieſem Artikel. Ihr Unwille über die Stolberge, Lichtenberge und Konſorten hat ſich auch mir mitgeteilt, und ich bins herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen. Indes, das iſt die histoire du jour. Es war nie anders und wird nie anders werden. Seien Sie verſichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie geſchrieben haben, ſo müſſen Sie ewig einen Roman, eine Komödie ſchreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt — und hätte der berühmte Herr Newton mit einer Komödie debütiert, ſo würde man ihm nicht nur ſeine Optik, ſondern ſeine Aſtronomie ſelbſt lange verkümmert haben. Hätten Sie den Spaß ſich gemacht, Ihre optiſchen Entdeckungen unter dem Namen unſers Profeſſor Voigts oder eines ähnlichen Katheder-helden in die Welt zu bringen, Sie würden Wunder daran erlebt haben. Es liegt gewiß weniger an der Neuerung ſelbſt als an der Perſon, von der ſie herrührt, daß dieſe Philiſter ſich ſo dagegen verhärten.

Stolbergs Deliktum wünſchte ich in Augenſchein nehmen zu können. Können Sie mirs auf einen Poſttag verſchaffen, ſo wird es mir ſehr lieb ſein. Bei dieſem Menſchen iſt Dünkel mit Unvermögen in ſo hohem Grade gepaart, daß ich kein Mitleid mit ihm haben kann. Der närriſche Menſch, der Jeniſch in Berlin, der ſich in alles miſchen muß, hat auch die Rezenſionen der Horen geleſen und in dem erſten Feuer einen Aufſatz über mich und meinen

ſchriftſtelleriſchen Charakter geſchrieben, der eine Apologie gegen jene Anklagen vorſtellen ſoll. Humboldt hat ihn zum Glück von Gentz, in deſſen Monatſchrift derſelbe beſtimmt war, in Manuſkript erhalten und den Abdruck noch hintertrieben. Doch bin ich nicht davor ſicher, daß er ihn nicht anderswo drucken läßt. Es iſt ein ganz eigenes Unglück, daß ich, bei ſo heftigen und zahlreichen Feinden, doch noch am meiſten von dem Unverſtand eines Freundes zu fürchten habe und die wenigen Stimmen, die für mich ſprechen wollen, über Hals und Kopf zum Schweigen bringen muß.

Eine Beurteilung Ihres Meiſters werde ich im Auguſt oder September künftigen Jahrs ſehr ausführlich liefern können, und dann ſoll es, denke ich, recht a propos ſein, der letzte Teil mag nun auf Michaelis 1796 oder Oſtern 1797 herauskommen. Vielleicht findet ſich ein Morceau im vierten Teil, das Sie auf Oſtern 1796, wo das Publikum das Ganze erwartet, ihm zur einſtweiligen Befriedigung hingeben können.

Von Archenholz habe ich endlich geſtern einen braven hiſtoriſchen Aufſatz, betitelt: Sobiesky, erhalten, der noch im letzten Stücke der Horen erſcheinen muß. Freilich hätte ich viel darum gegeben, wenn Sie für das erſte Stück im zweiten Jahrgang etwas hätten tun können. Vielleicht haben Sie auch Luſt, in dieſem Stück den Krieg zu eröffnen?

Sie werden von Herdern meine Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter erhalten, davon Sie bis jetzt noch den wenigſten Teil gehört, und die ich noch einmal ganz durchzuleſen bitte. Ich hoffe, Sie ſollen damit zufrieden ſein; es iſt mir in dieſer Art nicht leicht etwas beſſer gelungen. Ich glaube, dieſes jüngſte Gericht über den größten Teil der deutſchen Dichter wird am Schluß des Jahrgangs eine gute Wirkung tun und unſern Herrn Kritikern beſonders viel zu denken geben. Mein Ton iſt freimütig und feſt, obgleich, wie ich hoffe, überall mit der gehörigen Schonung. Unterwegs habe ich freilich ſo viel als möglich effleuriert, und es ſind wenige, die unverwundet aus dem Treffen kommen.

Auch über die Naturalität und ihre Rechte (in Rückſicht auf die Elegien) habe ich mich weitläuftig herausgelaſſen, bei welcher Gelegenheit Wieland einen kleinen Streifſchuß bekommt. Aber ich kann nicht dafür, und da man ſich nie bedacht hat (auch Wieland nicht), die Meinung über meine Fehler zu unterdrücken, im Gegenteil ſie mich öfters derb genug hören ließ, ſo habe ich jetzt, da ich zufälligerweiſe das gute Spiel in die Hände bekam, auch meine Meinung nicht verſchwiegen.

Leben Sie recht wohl. Ich freue mich, wenn wir nach Neujahr wieder eine Strecke lang miteinander leben können.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 27. November 1795.

Hier der Reſt meines Aufſatzes über ſentimentaliſche Dichter; er wird gerade acht Seiten füllen, wenn Sie nur die Anmerkungen recht eng drucken laſſen; auch tut es gar nichts, wenn die letzten Seiten etwas kompreſſer gedruckt werden. Doch hoffe ich, daß die letzthin geſchickten Blätter noch nicht abgedruckt ſind, denn es ſind einige Veränderungen darin vorzunehmen.

Fürs erſte wünſcht Herder, daß ſein Name aus dem Aufſatze hinwegbleibe, weil er ſich nicht zu den Dichtern zählt. Seien Sie alſo ſo gut, ihn nebſt dem andern Dichter, den er überſetzt hat und deſſen ich bei Gelegenheit ſeiner erwähne, herauszulaſſen, wenn es noch Zeit iſt.

Zweitens haben mehrere meiner Freunde eine Vorbitte für Herrn Asmus bei mir eingelegt, und es iſt mir auch ſelbſt eingefallen, daß er doch zu gut iſt, um neben Blumauern zu figurieren. Auch will ich nicht gern einige ſeiner Freunde, die auch die meinigen ſind, damit betrüben. Streichen Sie alſo in der Anmerkung, wo er vorkommt, alles weg, was ihn angeht, aber was Blumauern betrifft, bleibt ſtehen. Sollte das Blatt ſchon ab-

gedruckt ſein, ſo muß ein Karton eingelegt werden; doch müſſen Sie dafür ſorgen, daß der Buchbinder das Blatt gleich ordentlich anbindet und das alte vernichtet wird, ſonſt hilft es nichts.

Dieſer Karton iſt aber nur bei der Stelle nötig, die von Asmus handelt. Herder kann, wenn der Bogen ſchon abgedruckt iſt, allenfalls ſtehen bleiben.

Hier das Generalverzeichnis des Inhalts und eine Kopie des Gedichts: Die Dichter der alten und neuen Welt. Dieſes Stück muß ja noch in das zwölfte Heft kommen, in welchem ich auch Amor und Pſyche, Menſchliches Wiſſen, Schön und Erhaben, Karthago, Zenith und Nadir, Der Geſang des Lebens, Die drei Schweſtern, Mars als Friedensſtifter, Ausgang aus dem Leben zu finden wünſche.

Aus den einzelnen Bogen des eilften Stücks, die Sie mir in drei Lieferungen geſandt, fehlt mir der dritte Bogen.

Die Druckfehler ſende ich noch. Laſſen Sie das zwölfte Stück, wenn es gedruckt iſt, durch einige ſorgfältige Menſchen durchſehen, um die etwaigen Druckfehler auch noch mit notieren zu können. Leben Sie wohl und laſſen mich bald gute Nachrichten hören.

Sch.

Weil ich den Inhalt des zwölften Stücks nicht ſelbſt in das Generalverzeichnis ſetzen kann und auch nicht weiß, was von Gedichten darin kommen wird, ſo ſetze ich Ihnen die Verfaſſer hier her:

Amor und Pſyche.	
Schweſtern.	
Geſang des Lebens.	
Strom des Lebens.	alle von Herder.
Königin.	
Mars.	
Unſterblicher Homer.	

Menſchlich Wiſſen.
Zenith und Nadir.
Ausgang aus dem Leben.
Schön und Erhaben.
Dichter der alten und neuen Welt.
Karthago.
Skrupel.
Dichter an die Kunſtrichterin.
} von mir.

Sie haben außer den hier angeführten noch eines, deſſen Name mir entfallen iſt. Es iſt von Herdern.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 29. November 1795.

Der Brief des Prinzen Auguſt hat mich unterhalten. Er hat, für einen Prinzen beſonders, viel guten Humor.

Könnten wir nicht durch dieſen Prinzen Vergünſtigung erhalten, die Diderotiſche Erzählung La religieuse, die ſich in dem geſchriebenen Journale befindet und, ſoviel ich weiß, noch nicht überſetzt iſt, für die Horen zu überſetzen? Aus demſelben iſt auch Jacques le Fataliste gezogen und in Berlin bei Unger überſetzt herausgekommen. Ich kanns nicht laſſen. Bei einem Prinzen fällt mir immer zuerſt ein, ob er nicht zu etwas gut ſei?

Hier das verlangte ſiebente Stück.

Ich erwarte in dieſer Woche Exemplarien von dem Muſen-Almanach.

Wenn es angeht, ſo will auch ich zu der Weimariſchen Journal-Geſellſchaft förmlich treten und kann drei Journale dazu ſtiften, entweder

Klio oder
Poſſelts Europäiſche Annalen oder
Flora.

Hätte man dieſe Journale ſchon und wollte ſie nicht abbeſtellen, ſo will ich den gewöhnlichen Anteil an Geld bezahlen.

Bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein, daß ich an den Herrn —us (ich weiß die Anfangsſilben nicht), der mir das Siegel zu den Horen geſtochen, noch ½ Karolin zu bezahlen habe. Mögen Sie wohl ſo gütig ſein und dieſe Zahlung einſtweilen an ihn leiſten?

Die Stolbergiſche Vorrede iſt wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz und die geſuchte, offenbar nur geſuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jeſum Chriſtum zu loben!

Von Jacobi habe ich eine Ewigkeit lang nichts gehört, da er mir doch, Höflichkeits halber, über einige Gedichte, die ich ihm geſchickt und auf Verlangen geſchickt, etwas hätte ſagen ſollen.

Wenn Sie meinen Aufſatz etwa mit der heutigen Poſt nicht hätten abgehen laſſen, ſo ſind Sie wohl ſo gütig, ihn Dienstags auf die Poſt zu geben, es ſei denn, daß Sie ihn länger brauchen könnten. Ich wollte ihn Humboldten ſenden. Sehr erwartend bin ich auf Ihre Meinung darüber. Wenn ich jetzt zurückſehe, wie weit ich mich hier, ohne Führer, bloß mit Hilfe der Prinzipien, die aus dem Ganzen meines Syſtems fließen, gewagt, ſo freut mich die Fruchtbarkeit dieſer Prinzipien gar ſehr, und ich verſpreche mir noch mehr davon für die Zukunft.

Der Reſt des Aufſatzes, der jetzt erſt fertig geworden, und die Idylle abhandelt, iſt noch nicht kopiert. Sie erhalten ihn morgen oder übermorgen. Ein Nachtrag zu dem Aufſatz kommt unter der Aufſchrift: Über Platitude und Überſpannung (die zwei Klippen des Naiven und Sentimentalen) im Januar. Hier habe ich Luſt, eine kleine Haſenjagd in unſerer Literatur anzuſtellen und beſonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Konſorten, zu regalieren.

Leben Sie recht herzlich wohl.

Sch.

An Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 29. November 1795.

Ich habe noch allerlei Materien in Ihren vorigen Briefen zu beantworten, lieber Freund, und werde dies mit Gelegenheit nachholen. Heute z. B. einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie betreffend.

Ich will Ihnen nicht leugnen, daß ich mir auf dieses Stück auch am meisten zugut tue und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrung, die ich unterdessen darüber machte. Mir deucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemütslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen usw. fliehen, auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen und mit keinem müßigen — sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüter ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Übung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Li dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus: ich glaube deswegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran schuld sind.

Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert: noch in keinem ist der

Gedanke ſelbſt ſo poetiſch geweſen und geblieben, in keinem hat das Gemüt ſo ſehr als Eine Kraft gewirkt.

Ich werde deswegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desſelben wenden und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nutzen, ſondern auch auf Veranlaſſung derſelben eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewieſen haben.

An dem Ganzen iſt nichts mehr zu ändern, es ſei denn, daß einige Teile faßlicher verbunden, einiges beſſer unterſchieden würde. Ihr Einwurf gegen zu frühe Einführung der Landſtraße in das Gemälde iſt nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landſtraße war einmal in der Szene, die meiner Phantaſie ſich empiriſch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe koſten, die Landſtraße nachher einzuführen, und doch muß ich die ſinnlichen Gegenſtände, an denen der Gedanke fortläuft, ſo ſehr als möglich zu Rat zu halten ſuchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Korruption angehen, beinahe immer von einem äußern Objekt ausgehe. (Bei der Korruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüt in ſich ſelbſt verſinkt und die Einbildungskraft die ganzen Koſten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vorteil, daß nach einer ſo langen Zerſtreuung, während der doch die Reiſe immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildnis daſtehen kann.) Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich getan, aus der ſinnlichen Anſchauung nehmen, ſo daß alle Spur eines Plans verſchwindet, indem die Wirkungen desſelben noch fühlbar werden.

Für den Versbau will ich noch ſo viel als möglich zu tun ſuchen. Ich bin hierin der roheſte Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Proſodie erinnere ich mich auch gar nichts, ſelbſt nicht in Schulen, darüber geleſen zu haben. Beſonders ſind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug intereſſiert hatten, ganz fremd, in Rückſicht auf Theorie und Kritik. Wenn wir wieder beiſammen ſind, werden Sie mich in dieſer Sache ſchon zurechtweiſen. Indeſſen glaube ich doch, daß die Empirie

zuweilen gegen die Regel recht hat, und daß dieses auch in diesem Gedicht manchmal der Fall war. So soll der Abschnitt, den Sie als ungewöhnlich tadeln, in mehreren der angeführten Verse eigentlich gar nicht gehört werden, weil dieses das Bild unterstützen hilft. In dem Vers, z. B.

„Frei, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese,"

drückt das Silbenmaß selbst die Weite aus, auf der das Auge dahingleitet und sich verliert. Den Hexameter:

Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben usw.

soll man ohne Abschnitt lesen. Die wimmelnde Bewegung verstattet keinen Stillstand. Den Vers:

Teilst du mit | deiner | Flur

lasen Sie anders als ich. Sie lasen: mit deiner, welches freilich hart klingt; freilich ist meine Skansionsart auf der andern Seite wieder schleppend. Herzlich gern hätte ich gerade herausgesagt:

Teilst du mit deinem Gespann,

wenn es nicht lächerlich gewesen wäre.

Der Semihexameter:

— Doch nur der Ruhm kam zurücke

klingt mir darum nicht hart, weil der starke Akzent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es nicht nur entschuldigen, sondern sogar gut heißen, „daß, um gewissen Silben, auf denen ein Verstandesakzent liegt, eine größere prosodische Länge zu verschaffen, eine an sich nicht kurze Silbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigstens muß das Ruhm in obigem Vers um so länger gelesen werden, je weniger das kam kurz sein will, und dies ist es gerade, was der Sinn verlangt."

Unter den drei Hiaten, die Sie bemerken, kann ich Ihnen nur die zwei ersten einräumen.

Freude erfindet

iſt in meinem Ohr keiner, weil das e in Freude ein ſtummes, das andere ein ſcharfes iſt.

Einige Bemerkungen über den Hexameter in den Literaturbriefen, die ich kürzlich las und ſehr gedacht finde, ſollen mir künftig auch zum Leitfaden bei meinen Arbeiten in dieſer Gattung dienen.

Ob die Kompoſita Wohllaut, Weinſtock, Bergmann, Wiederhall, Ölbaum uſw. als Trochäen und Daktylen gebraucht werden können, auch wenn ein Vokal darauf folgt, möchte zu bezweifeln ſein. Voß hat es ſich niemals erlaubt, dafür iſt Goethe deſto freigebiger damit geweſen.

In den Verſen:

— Rückkehr für euch
— Willkür vermiſcht —

kann es gar nicht entſchuldigt werden.

Ferner wird ein Rigoriſt ſchwerlich verzeihen

Des Geſetzes Geſpenſt

ſo wie noch weniger

Der Notwendigkeit heilige Macht;

in Natur und Schule. Goethe erlaubte ſich dasſelbe, ſogar einmal Es iſt am Anfang eines Hexameters.

Endlos (in der Elegie S. 74) das erſtemal als Trochäus gebraucht, iſt auch nicht wohl zu geſtatten. Ich werde ſetzen:

Endlos unter mir ſeh ich uſw.

Daß der ganze Hexameter zwiſchen den beiden endlos eingeſchloſſen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgeſtellt wird, keine üble Wirkung. Es iſt ſelbſt etwas Ewiges, da es in ſeinen Anfang zurückläuft.

Auf die zu große Häufung der fatal klingenden Endſilbe

— en

haben mich die Literaturbriefe aufmerkſam gemacht. Ich werde deswegen im eilften Diſtichon der Elegie, ſowie im 24., 27., 43., 48. und andern zu helfen ſuchen.

Denken Sie doch in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und ſchamhaft ſind, ſelber mit der Muſe Kinder zu zeugen, ſo adoptieren oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür ſollen Sie denn auch die Vaters-freuden mit mir teilen.

Den 30. November. Ich komme nochmals auf die Elegie zurück.

Mit der Elegie verglichen, iſt das Reich der Schatten bloß ein Lehrgedicht, wäre der Inhalt des letztern ſo poetiſch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, ſo wäre es in gewiſſem Sinn ein Maximum geweſen.

Sehen Sie, lieber Freund, und das will ich verſuchen, ſobald ich Muße bekomme, an den Almanach des nächſten Jahres zu denken. Ich will eine Idylle ſchreiben, wie ich hier eine Elegie ſchrieb. Alle meine poetiſchen Kräfte ſpannen ſich zu dieſer Energie noch an. — Das Ideal der Schönheit objektiv zu individualiſieren und daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich teile nämlich (wie Sie in meinen zwei neueſten Abhandlungen leſen werden) das ganze Feld der Poeſie in die naive und in die ſentimentaliſche. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe nämlich), die ſentimentaliſche hat ihrer drei, Satire, Elegie, Idylle. Überdenken Sie in dieſen paar Tagen dieſe Idee, deren Deduktion und Anwendung der Inhalt meiner beiden Aufſätze iſt. In der ſentimentaliſchen Dichtkunſt (und aus dieſer heraus kann ich nicht) iſt die Idylle das höchſte, aber auch das ſchwierigſte Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchſten poetiſchen Effekt hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle,

von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernſtlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darſtellend und nicht lehrend. Herkules iſt in den Olymp eingetreten, hier endigt letzteres Gedicht. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſein. Über dieſen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Übertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar ſchon Götter, aber durch Herkules kann ich ſie noch an die Menſchheit anknüpfen und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphiert zu haben.

Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Komödie ſein und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das direkte Gegenteil davon wäre. Die Komödie ſchließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die Wirklichkeit. Der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Komödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Produkt quästionis in der Idylle (dieſe als ein eigenes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſein würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſieren ließe — ſo würde die Komödie das höchſte poetiſche Werk ſein, für welches ich ſie immer gehalten habe — bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

Denken Sie ſich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt ordentlich, wenn ich an dieſe Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Eine Szene im Olymp darzuſtellen, welcher höchſte aller Genüſſe! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüt nur erſt ganz frei und von allem Unrat der Wirklichkeit

recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Teil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz ſchwankende Bilder davon und nur hie und da einzelne Züge. Ein langes Studieren und Streben muß mich erſt lehren, ob etwas Feſtes, Plaſtiſches daraus werden kann.

Noch etwas, das Reich der Schatten betreffend. Daß Sie mir neulich ſchrieben, auch in Berlin halte man dieſes Gedicht allgemein für eine Darſtellung des Totenreichs, ſo bin ich auf den Gedanken geraten, ob man nicht von dieſen ſchiefen Auslegungen Veranlaſſung nehmen könnte, ein paar Worte, dieſes Gedicht betreffend, ins Publikum hinein zu ſprechen. Nicht nur der Horen wegen, auch zu beſſerer Vorbereitung deſſen, was noch theoretiſch und praktiſch ſich künftig daran anreihen wird, wünſchte ich, daß der Inhalt dieſes Gedichts dem Publikum könnte faßlich und wichtig gemacht werden. Vielleicht wäre es für Sie keine unangenehme Beſchäftigung, in einem Aufſatz für Gentz etwas darüber zu ſagen? Sie fingen damit an, ſich über die kurrenten Auslegungen zu verwundern, und zögen dann die rechte Auslegung auf eine natürliche Art aus dem Gedichte ſelbſt heraus. Es verſtünde ſich, daß man bloß die Sache ruhig vortrüge und alle Anpreiſung, alles Panegyriſche unterbliebe: nach meiner Idee mußte es ungefähr ſo geſchrieben ſein, daß ein verſtändiger Leſer ſich nicht zu verwundern hätte, wenn er erführe, daß ich ſelbſt der Verfaſſer ſei. Es würde z. B. nichts ſchaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Proſa ausgeſprochen würde. (Hätte doch Frau von Kalb die Verſe ſelbſt gern dafür hingegeben. Ich ſelbſt könnte dann von einer ſolchen „honneten" Motion Veranlaſſung nehmen, in den Horen ein Wort über das Gedicht zu ſagen. Überlegen Sie dieſen Gedanken, lieber Freund, überlegen Sie aber zugleich, daß es ein bloßer Einfall iſt, wenn Sie auch nur die geringſte Abneigung dagegen verſpüren ſollten.

Abends, 30. [Nov.].

Eben erhalte ich die einzelnen abgedruckten Bogen vom Naiven, aber unglücklicherweise hat Cotta den Bogen, wo der Anfang steht, mitzuschicken vergessen. Für Sie indes ist das übrige vor der Hand genug, und ohnehin fehlt nichts von demjenigen, was sich auf den zweiten Aufsatz über die sentimentalischen Dichter bezieht. Ich sende Ihnen also sowohl diesen Aufsatz als jene Bogen und wünsche beiden eine gute Aufnahme. Heut über acht Tagen ist das Eilfte Stück sicher in Ihren Händen. Jene Bogen können Sie behalten, aber das Manuskript senden Sie gelegentlich zurück.

Haben Sie noch die Güte, mir Goethens neue Schriften, mit Ausschließung Meisters, bei Ungern auszunehmen, bloß auf ordinärem Papier, und broschiert an mich zu senden. Den für Sie bestimmten dritten Band Meisters hat Goethe, weil Sie schon ein Exemplar hätten, wieder bei mir abholen lassen.

Sie fragten mich neulich, ob Fichte an einem hier herauskommenden Magazin arbeite? Ich habe weder von dem Buche, noch von einem Anteil, den er daran hätte, gehört.

Adieu, liebster Freund. Lolo grüßt Sie und die gute Li — so wie auch ich — herzlich. Mein Brief ist diesmal lang geworden, weil ich mir dieser Tage eine Pause in der Arbeit gönnte und dem Andenken an Sie mehr widmen konnte. Adieu

Sch.

P. S.

Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieser Tage über die lateinischen Poeten geraten, die ich, wo möglich, diesen Winter meiner nächtlichen Romanenlektüre substituieren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meisten interessierte, machte ich den Anfang, und ich muß sagen, mit unerwartet großem Genuß, so daß ich recht brenne, fortzufahren. Aber manches, besonders von dem, was sich auf das gemeine Leben und auf historische Züge

bezieht, hält mich doch auf. Ich habe mein Latein mehr aus einer edelern Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geschöpft, daher es zu einer solchen Lektüre nicht recht zureichen will. Wissen Sie mir keine erträgliche französische oder besser deutsche Übersetzungen von Juvenal, Persius und Plautus? Denn gerade diese drei Herren machen mir fremden Beistand nötig. Mit Martial wird mich Ramler schon bekannt machen, sowie Wieland mit den Horazischen Episteln.

Was meinen Sie, Lieber? Kann ich jetzt wohl etwas Besseres tun, als mich (da mir fast aller Zufluß von Ideen durch Lektüre (neuerer Schriften, wozu ich schlechterdings keine Neigung habe) und durch einen geistreichen Umgang vor der Hand abgeschnitten ist, und ich zugleich meinem Geiste die rechte Disposition zum poetischen Empfangen und Bilden geben muß) mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der Alten zu umgeben und im eigentlichen Sinn unter diesen Leuten zu leben? Das ist mein ernstlicher Vorsatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen spekulativen Arbeiten und Lesereien (obgleich mir darin noch soviel zu tun übrig wäre) auf unbestimmte Zeit entsagt. Was ich lese, soll aus der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung sein, wenn ich auch, um der Horen willen, mich zuweilen im Goetheschen Tale sollte aufhalten müssen.

An Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 7. Dezember 1795.

Ich glaubte, lieber Freund, Ihnen heute das eilfte Horenstück senden zu können, aber die fahrende Post hat mir das große Paket noch nicht überbracht, obgleich das Stück schon seit dem 24. vorigen Monats im Drucke fertig geworden ist. Indes ist ja vieles davon schon in Ihren Händen, und Ihre Neugier braucht nicht so groß zu sein.

Ihren Entschließungen wegen Ihrer Arbeit pflichte ich voll-

kommen bei und ſetze nur überhaupt noch hinzu, daß Sie eher darauf denken müſſen, mit vielem wenig, als mit wenigem viel zu ſagen. Je mehr Sie das Allgemeine aus dem Einzelnen können von ſelbſt hervorgehen laſſen, deſto beſſer wird es ſein, und vor Wiederholungen allgemeiner Begriffe brauchen Sie ſich nicht zu fürchten, ſobald nur die Anwendung verſchieden iſt. Man kann in ſolchen feinen Materien für ſo wenig feine Urteiler nicht zu deutlich ſein. Daß Sie nicht mit dem Homer anfangen wollen, billige ich auch, aber überhaupt deucht mir, daß Sie ſich von einer ſtrengen Ordnung in der Art, wie Sie die Materien folgen laſſen, diſpenſieren können. Sie können von hinten, in der Mitte, wo Sie glauben, daß das Intereſſe am erſten zu erregen ſei, anfangen, denn einen ordentlichen Plan, ſo ſehr er in Ihnen iſt, brauchen Sie in der Ausarbeitung gar nicht zu beobachten.

Es würde vielleicht nicht übel getan ſein, wenn Sie die Hauptzüge des griechiſchen Charakters einzeln und in beſondern Aufſätzen entwickelten und bei jedem ſolchen einzelnen Zug allemal durch die ganze Literatur durchliefen. Die Einheit iſt viel leichter zu faſſen, und die Mannigfaltigkeit in der Anwendung fällt zugleich mehr auf. Machen Sie hingegen einen Schriftſteller zur Einheit und legen die Mannigfaltigkeit darein, daß Sie ihn durch alle dichteriſchen Kategorien durchführen, ſo iſt die Einheit weniger intereſſant und die Mannigfaltigkeit weniger leicht. Überhaupt ſchickt ſich ein Begriff beſſer zu der erſten und Beiſpiele beſſer zu der zweiten, weil jener doch immer das Schwierigere iſt. Macht man ein Individuum, ein Faktum, kurz einen einzelnen Fall zur Einheit, ſo iſt es immer zweifelhaft, ob dieſer intereſſiert, und man iſt in die Notwendigkeit geſetzt, die Mannigfaltigkeit durch abſtrakte Begriffe hervorzubringen, welches ſchon viele Anſtrengung für den Leſer erfodert. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug mache, aber von der Sache bin ich überzeugt. Man erhält auf dem Wege, den ich vorſchlage, noch den Vorteil, daß man den Begriff doch bei ſo vielen Anwendungen notwendig klar machen muß und alſo

dem Leſer, auch dem ſtumpfſinnigſten, ein Reſultat zu geben verſichert iſt.

Vielleicht entwerfen Sie zu Ihrem eigenen Gebrauche eine Art von Regiſter über die Materien im einzelnen, worüber Sie ſich verbreiten wollen, um erſt das Feld zu überſehen. Alsdann bin ich vielleicht imſtande, Ihnen meine Gedanken anſchaulich und annehmlich zu machen.

Auch ſchickt es ſich vielleicht, daß Sie in den Einkleidungen der Materie wechſeln und hier und da eine Veranlaſſung von außen, wenn es auch polemiſche wäre, nehmen können. Es iſt ja endlich nicht ſo nötig, daß man ſich nennt. Auch ließe ſich manches in Kritiken einzelner Werke, alter und neuerer, theoretiſcher und poetiſcher, einkleiden. Voß, Stolberg, Klopſtock, Ramler, Gedicke, Schloſſer und andere geben Ihnen vielleicht Veranlaſſungen zur Prüfung und zur Widerlegung.

In der Tat, liebſter Freund, rechne ich für den nächſten Jahrgang der Horen ſehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müſſen ſich durch das Schickſal Ihrer erſten Aufſätze gar nicht abſchrecken laſſen, denn hier war die Materie mit einer erſtaunlichen Trockenheit und Schwierigkeit behaftet; auch liegt es ſo entſchieden am Tage, daß der Gegenſtand für die Stumpfſinnigkeit der Leſer nur zu fein und zu ſcharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen und ſich die Sache ſelbſt leichter machen, ſo werden Sie auch andere Wirkungen ſehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Hiſtoriſches von Ihnen ausgeführt ſehen. Hier würde der Gegenſtand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität (ich weiß jetzt nicht ſogleich ein ander Wort) in Schranken halten, und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verſtandesgehalt in den Gegenſtand legen. Wir wollen davon ſprechen, wenn wir erſt wieder beiſammen ſind.

Sie beklagen es, daß ich die Horen aufgeben will, und tadeln, daß ich mich von der philoſophiſchen Schriftſtellerei zurückziehen will. Aber Sie tun mir unrecht, wenn Sie glauben, daß mich

das Publikum allein oder auch nur vorzüglich zu dieſem Entſchluß beſtimmte. Nein, lieber Freund, was mich dazu beſtimmt, iſt erſtlich die unwiderſtehliche Neigung, in meinen Arbeiten keinem fremden Geſetz zu gehorchen und beſonders der poetiſchen Tätigkeit mich vorzugsweiſe zu überlaſſen und zweitens die ſchlechte Unterſtützung von ſeiten der Mitarbeiter an den Horen. Nur durch eine unermüdete Sorge habe ich das Ganze bisher zuſammengehalten, und ich wäre dennoch nicht damit zuſtande gekommen, wenn mich der Zufall nicht unterſtützt hätte, aber ein Zufall, auf deſſen Wiederkehr ich nicht ſo ſicher mehr zählen kann. Goethens Elegien, Schlegels Dante, meine Briefe waren mehr oder weniger vorgearbeitete Sachen, und der Vorrat iſt aufgezehrt. Weißhuhns, Engels, Meyers Aufſätze warf mir das Glück zu. Archenholz macht ſich für die Zukunft zu nichts mehr anheiſchig. Ich habe, wenn ich meine Hoffnung für das folgende Jahr überzähle, kaum zu Beſetzung von drei Stücken Ausſicht, ſobald ich meinen Anteil abrechne, und noch dazu iſt unter allem, was ich zu hoffen habe, nichts, was allgemein intereſſieren kann. Schlegel iſt allerdings eine treffliche Akquiſition, aber nicht um das Journal in Schwung zu bringen oder auch nur darin zu erhalten, ſondern bloß um demſelben eine Maſſe zu geben, mit der ein Kenner zufrieden ſein kann. Von Goethen erwarte ich, da er nach ſeinem eignen Geſtändnis noch an dem Roman viel zu tun hat und die Vorbereitung auf die Reiſe u. dgl. ihn erſtaunlich zerſtreut, da er ſelbſt im Auguſt abgeht, ſoviel als nichts, von Herdern wenig Tröſtliches. Die anderen Quellen wiſſen Sie ſelbſt und wie wenig darauf zählen. Wollte ich alſo die Horen nicht aufgeben, ſo müßte ich, ich allein, mich im nächſten Jahr denſelben ganz ſakrifizieren und nicht einmal mit der ſicheren Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. Was das Unglück noch vermehrt, ſo hängt das Schickſal auch des Almanachs im nächſten Jahre ganz allein von mir ab, da Goethe, der faſt den vierten Teil in dieſem Jahre dazu gegeben, wegfällt und auch Herder ſeinen ganzen Vorrat hingegeben

hat. Ich ſelbſt habe meine poetiſche Fruchtbarkeit in dieſem Jahre doch zum Teil der langen Pauſe zuzuſchreiben, die ich in poetiſchen Arbeiten machte und die mich Kräfte ſammeln ließ. Im nächſten Jahre wird es langſamer auch mit mir gehen, beſonders da ich ſchwerere Gegenſtände vor mir habe und gegen mich ſelbſt ſtrenger ſein werde. Was bleibt mir alſo, wenn Sie alles dies in Betrachtung ziehen, übrig, als gegen das Glück der Horen im nächſten Jahr völlig gleichgültig zu ſein, um meine Tätigkeit nicht mehr dadurch beſtimmen zu laſſen. Bin ich aber gleichgültig dagegen, ſo iſt das Journnl eo ipso moraliſch tot und muß es auch phyſiſch werden. Will Cotta es unter ökonomiſchern Bedingungen fortführen, ſo wird ſich wohl auch ein Redakteur dazu finden. Ich ſelbſt hoffe ſchon mich mit Ehren herauszuziehen und meinen Austritt als eine freie Spontaneität darzutun.

In Ausſicht auf mein eigenes ökonomiſches Intereſſe ſind die Horen nicht ſo wichtig, ſobald ich den Almanach nur pouſſieren kann. Kann ich dieſen recht zu Ehren bringen, ſo iſt er auch durch einen unbedeutenden Anteil von mir für die Zukunft bei Ehren zu erhalten, und an fremden Beiträgen zu einer Gedichtſammlung wird es nicht fehlen bis zum jüngſten Tag.

Was ich übrigens von den Horen ſagte, gilt bloß in dem Falle, daß die Subſkription ſich vermindert. Bleibt dieſe noch beträchtlich, ſo iſt es ein Beweis, daß das Publikum ſich doch in die Art findet, wie wir es bisher bewirtet haben, und man darf dann hoffen, daß die Hilfsmittel, die wir künftig haben, zureichen werden. Ich würde alsdann einige Autoren ordentlich in Sold nehmen und mir auch einen Gehilfen in der Redaktion zulegen.

Doch davon mehr, wenn wir mehr wiſſen. Von Körnern habe ich ſchon einen ganzen Monat lang keine Zeile geſehen.

Michaelis hat noch keinen Almanach geſchickt. Es wird wohl ins künftige Jahr ſich hineinziehen.

Das Äußre der Horen wird verändert — ob verbeſſert, weiß Gott. Aber die langen ſcharfen Lettern fallen doch weg, und

weißer Papier wird auch genommen. Außerdem die Decke noch rot gefärbt.

Adieu, liebſter Freund. Der Li herzliche Grüße. Ihr

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Den 8. Dezember 1795.

Die Horen, die mir diesmal die Zeit ſehr lang gemacht haben, erfolgen hier. Zwei Exemplare haben Sie von dieſem Stücke noch gut. Cotta, dem der Kopf etwas unrecht ſtehen muß, hat mir nicht weniger als ſieben Exemplare weniger eingepackt, und die er ſchickt, die auf Poſtpapier nämlich, ſind alle ſchlecht konditioniert. Es iſt mein Troſt, daß mit dem neuen Jahrgang auch beſſer Papier genommen wird.

Ich hörte lange nichts von Ihnen und habe auch ſelbſt lange geſchwiegen. Das üble Wetter hat mich ſehr gedrückt, ſo daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte. Es iſt auch jetzt noch nicht beſſer, und die Arbeit geht langſam. Aber ſie iſt mir unter den Händen wichtiger geworden, und ich hoffe das neue Jahr meinerſeits mit einem ziemlich intereſſanten Aufſatz zu eröffnen, wenn ich ihn bis dahin vollenden kann.

Möchten Sie doch auch einen Ihrer Geiſter in dem neuen Jahrſtück erſcheinen laſſen. Den Staëliſchen Aufſatz muß ich, der Varietät wegen, zum zweiten Stück liegen laſſen, da alles von Dichtern und Dichtungstheorien handelt.

Hier ſendet der Muſen-Almanach ein kleines epigrammatiſches Honorar. Es wird nicht hinreichen, die Zechinen zu erſetzen, die über den Epigrammen darauf gegangen ſind. Aber das übrige rechnen Sie auf die ſchönen Bettinen und Lacerten! Exemplarien hat mir der dumme Menſch, der Michaelis, noch keine geſendet.

Man ſagt hier, daß Iffland nächſte Woche in Weimar ſein

werde. Da wird ja Thalia und Melpomene recht frohlocken. Vielleicht bringen Sie ihn einmal auch hieher. Es würde mich freuen, einen alten Bekannten wiederzusehen.

Meine Frau grüßt aufs beste. Leben Sie heiter und tätig.

Sch.

Nur zwei Worte erbitte mir auf einem besondern Blatt über den Empfang, für Michaelis.

Die reitende Post sendet mir mein Paket zurück und will es, des Geldes wegen, nicht nehmen. Weil die fahrende Post erst Montags abgeht, so sende ich einstweilen die Horen. Was für klägliche Postanstalten.

An Wilhelm Schlegel.

Jena, den 10. Dezember 1795.

Sie erhalten hier, mein vortrefflicher Freund, das eilfte Stück, worin der Anfang Ihrer Briefe abgedruckt ist. Die Fortsetzung bringe ich im ersten Stück des neuen Jahrganges nach, da ich einen sehr bogenreichen historischen Aufsatz im zwölften Stück nicht habe abbrechen dürfen. Diese Fortsetzung hat mich sehr interessiert und auf das Ganze noch begieriger gemacht. Das nüchterne Anschließen an die Natur und daß Sie überall lieber eine physische Notwendigkeit als einen Akt der Freiheit und des Verstandes zur Quelle des Rhythmus machen wollen, erweckt Ihren Behauptungen ein großes Vertrauen und wird durch eine sehr allgemeine und durchgreifende Analogie unterstützt. Nichtsdestoweniger gestehe ich, daß ich Ihre Erklärungsart doch ein wenig zu physiologisch finde, denn so gewiß ich glaube, daß man alles, was der Mensch in jener Geistesepoche tut und was er besonders in so verschiedenen Lagen auf gleiche Weise tut, zugleich aus physischen Gründen deduzieren muß, so glaube ich doch, daß immer zugleich auf die Wirkung seiner Selbsttätigkeit muß Rücksicht genommen werden. Mir deucht, sobald seine Persönlichkeit sich zu deklarieren angefangen

und die Reflexion eingetreten ist, so entstehen gleich notwendige Foderungen aus seiner selbständigen und moralischen Natur, und eine von diesen scheint mir auch das Zeitmaß in seinen Bewegungen zu sein; es ist das Beharrliche im Wechsel, und eben das ist der Charakter seiner Selbstheit, die sich in dieser Erscheinung ausdrückt. Meine Idee wäre also diese, daß man in Erklärung so früher und so allgemein und gleichförmig eintretender Phänomene auf den ganzen Menschen, also den moralischen wie den physischen, Rücksicht nehmen sollte und hierin die Analogie auf seiner Seite hat, welche lehrt, daß überall, wo die Natur rein wirket, die Bedürfnisse der Sinnlichkeit den Foderungen der Vernünftigkeit begegnen. Dafür aber bin ich sehr, daß der Verstand als das Vermögen deutlicher Begriffe an diesem Geschäft schlechterdings keinen Anteil hat. Es ist eine doppelte Notwendigkeit der physischen und moralischen Natur, aber kein Werk der Freiheit, keine absichtliche Handlung. Der Verstand wird hier, wie auch bei der Schönheit, übersprungen, indem die Vernunft sich, wie instinktmäßig, äußert, und, wie bei der dichterischen Einbildungskraft, mit der Sinnlichkeit unmittelbar verbunden wirket.

Von Schütz werden Sie in dieser Zeit wohl Antwort erhalten haben. Er hat sich und zwar sehr gegen meinen Wunsch entschlossen, die Horen selbst zu rezensieren; ein Geschäft, dem er bei der jetzigen Beschaffenheit seines Körpers und Geistes schwerlich gewachsen ist. Da ich aber dabei interessiert bin, so konnte und wollte ich seinen Entschluß nicht genieren.

Ihre Idee, Elegien von Properz für die Horen zu übersetzen, ist schon vor langer Zeit realisiert. Ein Herr von Knebel in Weimar hat den Versuch schon seit mehreren Jahren gemacht und, obgleich er nur Dilettant ist, mit nicht gemeinem Glücke ausgeführt. Goethe und Herder, in deren Umgang er beständig lebt, haben seine Muse gepflegt und gewartet, und da er selbst einen ziemlich feinen Sinn hat, sich in eine fremde Manier hineinzustudieren, so hat er sich des Römers ganz gut bemächtigt. Zwanzig und einige

Elegien ſind bereits überſetzt, von Goethen überarbeitet, von uns allen bekrittelt, und der Anfang davon erſcheint in dem erſten Horenſtücke 1796.

Was Sie über Condorcets Schrift niederſchreiben wollen, ſoll mir ſehr willkommen ſein. Er ſcheint mir ein ſolcher Autor, bei dem man bloß durch das, was er hätte denken und ſagen ſollen und nicht geſagt hat, ſehr viel Ehre einlegen kann. Dieſe Herren nehmen es etwas leicht, und es iſt nicht ſchwer, kühn einherzujagen, wenn man keine große Fracht geladen hat. Übrigens macht dieſe Schrift jetzt viel Aufſehen, bei einzelnen ein gewaltiges Glück, und ein Aufſatz, der ſich darauf bezieht, wird begierig geleſen werden.

Warum können Sie nicht hier in Jena bei uns leben? Dies ſollte mir große Freude ſein. Das Geſpräch würde ſo manches rege machen, was eine ſchriftliche Kommunikation nicht berührt.

Erfreuen Sie mich, ſobald Sie können, wieder mit einem Produkte Ihres Geiſtes. Ganz der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

10. Dezember 1795.

Es iſt eine Ewigkeit, daß ich kein Zeichen des Lebens von dir empfangen habe, und ich fange an zu glauben, daß du mich rein vergeſſen haſt. Ich habe mich dieſe Zeit über nicht immer zum beſten befunden; die ſchlechte Witterung hat mich ſchwer gedrückt. Gearbeitet habe ich aber doch und bin ſehr fleißig geweſen. Ich hoffe du und die Deinigen ſind wohl.

Hier das eilfte Stück der Horen. Das zweite Exemplar kann ich dir erſt in vierzehn Tagen ſenden, da mir Cotta ein Dutzend zu wenig eingepackt hat. Die Verfaſſer in dieſem Stücke wirſt du ohne meine Beihilfe erraten.

Lebe wohl. Von uns beiden herzliche Grüße an euch.

Den Almanach habe ich immer noch nicht, ſobald er kommt, warte ich damit auf. Dein Sch.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 11. Dezember 1795.

Die Horen nebſt der Schachtel habe erhalten und danke Ihnen für Ihre Bemühung wegen der letztern. Die Unkoſten, welche Sie dabei gehabt, ſind Sie ſo gütig mir in Rechnung zu bringen.

Sie haben mir diesmal nur 24 Stücke Horen geſendet, zwölf auf Poſtpapier und ebenſoviel auf Schreibpapier. Ich mußte deswegen mehrere warten laſſen und bitte, mir mit erſter Poſt die noch reſtierenden nachzuſenden.

Die nächſte und letzte Lieferung in dieſem Jahre ſind Sie ſo gütig unmittelbar an mich zu adreſſieren, da Gabler bei der Schachtel zuviele Auslagen gehabt.

Die Schriftart, davon Sie mir einen Abdruck geſandt, kann beibehalten werden und auch die Einteilung der Zeilen. Um etwas mehr Raum zu gewinnen, könnte allenfalls der Strich oben wegbleiben und alſo eine Zeile früher angefangen werden. Die Überſchriften über den Kolumnen laſſen Sie mit der bisherigen Notenſchrift, aber durchſchoſſen, drucken. Es ſieht nicht bloß feiner aus, ſondern iſt auch zweckmäßig, da zuweilen die Überſchriften weitläuftiger ausfallen könnten. Sonſt wird die bisherige Notenſchrift zu künftigen Noten und zu allen Gedichten ohne Unterſchied beibehalten.

Aber die Titel der einzelnen Aufſätze dürfen künftig nicht mehr mit ſo großer Schrift wie bisher gedruckt werden: dieſe macht, beſonders bei ganz kleinen Sachen, wie die Epigramme, die mit kleiner Schrift gedruckt ſind, kein gutes Anſehen. Anſtatt derſelben können Sie eine kleinere nehmen laſſen. Gibt es keine mittlere Schrift zwiſchen dieſer großen und der bisherigen Textſchrift, wie ich aber hoffe, ſo müßte man wenigſtens bei Gedichten, die mit kleinerer Schrift gedruckt ſind, die bisherige Textſchrift, aber undurchſchoſſen zur Überſchrift nehmen.

Die „Horen" auf dem Titelblatt laſſen Sie künftig auch mit der kleineren Schrift drucken, wie diejenige, womit ſie auf der erſten Seite jedes Hefts gedruckt ſind, und zu der letztern nehmen Sie künftig die Schrift, wie bisher der „Jahrgang" gedruckt iſt. Zum Jahrgang die unmittelbar darauf folgende u. ſ. w.

Auch die Zahlen bei den Nummern ſind bisher zu groß geweſen, welches beſonders bei kleinen Epigrammen ſehr übel ausſah. Alsdann bitte ich auch den Setzer anzuhalten, daß er die Überſchrift des Aufſatzes nicht ſo eng an die Nummer andrückt, ſondern immer etwas freier abſtehen läßt.

Das Papier iſt recht gut, ſo wie es auf dem Probeblättchen iſt. Es iſt weißer als das bisherige Schreibpapier, wofür uns das Publikum, welches das Solide nicht zu ſchätzen ſcheint, ſchlecht gedankt hat.

Der gefärbte Titel macht ſich gut, außer daß das graulichte Papier die rote Farbe etwas ſchmutzig macht.

Hier ein Verzeichnis der beträchtlichſten Druckfehler, die noch nachzuholen waren.

Im erſten Stück des neuen Jahrgangs kommt ein ſehr großer Aufſatz von mir und der nicht nur leicht zu verſtehen iſt, ſondern auch durch ſeinen polemiſchen Inhalt Senſation machen muß.

Für Anſon danke ich Ihnen ſehr. Ich freue mich auf dieſe Lektüre.

Hier der Anfang des neuen Jahrganges. Ich habe Engeln geſchrieben, daß, wenn die Fortſetzung des Lorenz Stark noch zum erſten Stück fertig werden könne, er ſie unmittelbar an Sie ſenden ſolle. Leben Sie recht wohl Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 13. Dezember 1795.

Mein Aufſatz über die ſentimentaliſchen Dichter, den ich doppelt kopieren ließ, iſt ſchon ſeit drei Wochen zum Druck abgeſchickt, aber Sie können des Schluſſes wegen außer Sorgen ſein. Sie haben

nur geleſen, was damals fertig war; zu dieſem aber ſind noch acht Seiten, die Idylle betreffend, gekommen, womit der Aufſatz für das zwölfte Horenſtück ſchließt. Der eigentliche Schluß aber erfolgt erſt im erſten Stück des neuen Jahrs. Sie und Wieland fallen alſo noch in die Breite und ich denke, wenn der Aufſatz ordentlich geendigt ſein wird, ſoll der Totaleindruck und das Sachintereſſe jeder Privatbeziehung vorbeugen.

Die Elegien ſende ich hier nebſt meinen Anmerkungen darüber zurück. Ich habe es mit dieſen mit Fleiß etwas genau genommen, weil man bei einer Überſetzung und zwar nicht mit Unrecht eine größere Strenge in Kleinigkeiten fodert als bei einem Originalwerk, und wir auch die Voßiſchen — Rigoriſten auf dem Nacken haben. Da ich dieſe Lieferung erſt in acht Tagen abzuſchicken brauche, ſo iſt noch Zeit, jenen Kleinigkeiten abzuhelfen, wenn Sie von meinen Anmerkungen Gebrauch machen wollen.

Sonſt bin ich mit der Überſetzung in hohem Grade zufrieden. Sie iſt ganz in den Geiſt des Autors eingegangen und, jene kleinen Härten abgerechnet, ungemein fließend und ungezwungen.

Hier das Geld, ſo ich neulich nicht habe mitſchicken können. Auf Neujahr werde ich 20 Louisdors für den Properz ſenden.

Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 17. Dezember 1795.

Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige poetiſche Stimmung, die Ihnen erlaubt, recht in Ihrem Roman zu leben. Ich habe mich lange nicht ſo proſaiſch gefühlt als in dieſen Tagen, und es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe. Das Herz ſchmachtet nach einem betaſtlichen Objekt.

Es iſt prächtig, daß der ſcharfſinnige Prinz ſich in den myſtiſchen Sinn des Märchens ſo recht verbiſſen hat. Hoffentlich

laſſen Sie ihn eine Weile zappeln: ja wenn Sie es auch nicht täten, er glaubte Ihnen auf Ihr eigenes Wort nicht, daß er keine gute Naſe gehabt habe.

Daß in Weimar jetzt die Hundspoſttage graſſieren, iſt mir ordentlich pſychologiſch merkwürdig; denn man ſollte ſich nicht träumen laſſen, daß derſelbe Geſchmack ſo ganz heterogene Maſſen vertragen könnte, als dieſe Produktion und Clara du Pleſſis iſt. Nicht leicht iſt mir ein ſolches Beiſpiel von Charakterloſigkeit bei einer ganzen Sozietät vorgekommen.

Das Gedicht, welches Sie mir ſo gütig waren kopieren zu laſſen, hat der Verfaſſer vorigen Sommer in Manuſkript an mich geſendet. Es freut mich, daß man doch hie und da etwas wachſen und blühen ſieht, und lieb iſt mir die öffentliche Erſcheinung gerade jetzt, da es die Widerſacher gewaltig verdrießen wird.

Cotta, der mir vor einigen Tagen ſchrieb, weiß von der neuen Subſkription noch nichts zu ſagen. Daraus, daß jetzt noch nicht ſchon abbeſtellt wird, ſchließe ich doch etwas Gutes.

Herdern will ich zu disponieren ſuchen, daß er die Religieuse überſetzt. Den Staëliſchen Aufſatz bringe ich nicht ſpäter als im Februar. Eine Überſetzung gleich im erſten Stück, wo ſchon eine poetiſche ſich findet, würden uns die Herren auch aufgemutzt haben.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau dankt ſchönſtens für Ihr Andenken. Gezeichnet iſt nicht viel worden.

Sch.

An Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 17. Dezember 1795.

Daß Sie aufs neue an Ihren Augen leiden, lieber Freund, tut mir herzlich leid, und ich fürchte, daß gerade dieſer Winter, der mehr feucht als kalt zu werden ſcheint, das Übel mehr unterhalten wird. Befolgen Sie alſo den Rat des Arztes genau.

Ihrer Augen wegen bedaure ich, daß Sie den Winter nicht in der Stadt ſind, wo ſie ſich durch geſellſchaftliches Geſchwätz, wie es auch ſein möchte, hätten zerſtreuen und die Augen ſo wie den Geiſt hätten ausruhen laſſen können.

Ihren neueſten Äußerungen nach dürften wir uns alſo vor Ende Mais gar nicht und auch da nicht gleich auf längere Zeit ſehen, welches mir ſehr leid tut. Gut iſt es, daß Sie wenigſtens um die Zeit hier ſein werden, wo Goethe nach Italien geht, und auch das iſt gut, daß Goethe, wenn er anders nicht viel über ein Jahr ausbleibt, ein halbes Jahr nach Ihrer Abreiſe wieder hier ſein kann, ſo daß ich nur den Sommer und Herbſt, der immer leidlicher für die Einſamkeit iſt, ganz allein ſein werde. Faxit Deus.

Ich ſehne mich jetzt wieder recht nach einer poetiſchen Arbeit, denn der Beſchluß der Sentimentaliſchen Dichter, an dem ich jetzt noch arbeite, fängt an mir zu entleiden. Ich verliere immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich unterbrochen und, von einer äußern Notwendigkeit geſcheucht, habe arbeiten müſſen. Indes war dieſer letzte Aufſatz auf keine Weiſe zu umgehen. Was ich unmittelbar nach demſelben vornehmen werde, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall aber etwas für die Horen; denn die glückliche Zeit der Freiheit iſt noch fern. Ich habe jetzt die erſte Lieferung der Properziſchen Elegien geleſen und mit vieler Zufriedenheit. Ob die Wahl nicht beſſer hätte ſein können, weiß ich nicht zu ſagen, da ich nie den ganzen Properz geleſen. Die Überſetzung iſt aber im ganzen recht brav, und im einzelnen hoffe ich noch Verbeſſerungen; denn ich habe darauf aufmerkſam gemacht. Es war auch billig, daß ich andern mitteilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten unterdeſſen gelernt habe.

Schlegels Abhandlungen über die griechiſchen Frauen, die er mir heute geſchickt, habe ich zwar nur flüchtig durchleſen. Verbeſſert hat er ſich in dieſer Arbeit merklich, obgleich eine gewiſſe Schwerfälligkeit, Härte und ſelbſt Verworrenheit ihn, wie ich

fürchte, nie ganz verlaſſen wird. Der Aufſatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwei Seiten ſehr nahe an und hätte auch Ihnen ſollen vorbehalten bleiben. In der Sache ſelbſt hat er mich nicht bekehrt. Die griechiſche Weiblichkeit und das Verhältnis beider Geſchlechter zueinander bei dieſem Volk, ſo wie beides in den Poeten erſcheint, iſt doch immer ſehr wenig äſthetiſch und im ganzen ſehr geiſtleer (daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige genug, iſt natürlich). Im Homer kenne ich keine ſchöne Weiblichkeit; denn die bloße Naivetät in der Darſtellung macht es noch nicht aus. Seine Nauſikaa iſt bloß ein naives Landmädchen, ſeine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, ſeine Helena bloß eine leichtſinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging und ſich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen dieſen einzutauſchen. Und dann die Circe, die Kalypſo! Die olympiſchen Frauen im Homer ſind mir noch weniger weiblich ſchön. Daß die bildende Kunſt ſchöne Weiber hervorbrachte, beweiſt nichts für eine ſchöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunſt ſchöpferiſch, und ich zweifle nicht, daß ein griechiſcher Bildhauer, wenn er mit ſeinem ganzen Kunſtſinn in Circaſſien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine ſchöne Weiblichkeit und ebenſo wenig eine ſchöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehfrauen ſieht man wohl und überhaupt alle dem bloßen Geſchlecht anhängige Geſtalten, aber die Selbſtändigkeit der reinen menſchlichen Natur ſehe ich mit der Eigentümlichkeit des Geſchlechts nirgends vereinigt. Wo Selbſtändigkeit iſt, da fehlt die Weiblichkeit, wenigſtens die ſchöne. Von der Sappho kenne ich nur ein Stück, aber das iſt ſehr ſinnlich. Hinter den Pythagoriſchen Frauen dürfte mehr ſtecken; hier ſcheint mir etwas Sentimentaliſches im Spiele zu ſein, und von dieſen war wenigſtens Geiſtigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das Materielle überwiegt oder das Moraliſche nicht weiblich iſt, wie z. B. der

ſpartaniſche Bürgergeiſt und die Vaterlandsliebe. — Was auch an meiner Bemerkung wahr ſein mag, ſo werden Sie mir doch geſtehen, daß es im ganzen griechiſchen Altertum keine poetiſche Darſtellung ſchöner Weiblichkeit oder ſchöner Liebe gibt, die nur von fern an die Sacantala und an einige moderne Gemälde in dieſer Gattung reichte. Goethens Iphigenia, ſeine Eliſabeth in Götz nähert ſich den griechiſchen Frauen, aber ſonſt keine von ſeinen edlen weiblichen Figuren, und ſelbſt ſeine ſchöne Seele iſt mir lieber. Auch Shakeſpeares Juliette, Fieldlings Sophie Weſtern und andere übertreffen jede ſchöne Weiblichkeit im Altertum weit.

Aber genug von dieſem. Ich wünſchte, daß Schlegel (Friedrich) auf eine Materie geriete, die ihn für die Horen brauchbar machte; denn die, worin er jetzt arbeitet, iſt durch Sie ſchon ſo gut beſetzt, und zuviel Raum dürfen wir ihr doch nicht geben. Neugierig bin ich, was ſein Bruder noch bringen wird.

Von Muſen-Almanachen habe ich noch nichts geſehen. In einem Briefe vom 25. November ſchreibt mir Michaelis, daß es bloß am Glätten liege. Es muß alſo vierzehn Tage an einigen Dutzend Exemplaren geglättet werden. Für die Reichsprovinzen iſt der Neujahrsmoment ſchon verſäumt, und nun mag er ſehen, wie er fährt.

Adieu, lieber Freund. An Li von uns beiden viele Grüße.

S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 21. Dezember 1795.

Es macht mir Spaß, deiner Sagazität zuweilen in den Horen etwas aufzugeben, und dein Takt leitet dich ſelten falſch. Die Grazien, die Horen, der heilige Wahnſinn ſind von Herdern; alles übrige, Schlegels Briefe abgerechnet, von mir; auch die zwei Schnurren. Der Aufſatz über äſthetiſche Sitten iſt ſchon ein alter und, ganz wie er da iſt, vor mehr als zwei Jahren in

Schwaben gemacht. Der andre über das Naive leitet eine sehr wichtige Materie über naive und sentimentalische Poesie ein, welche in den zwei folgenden Stücken weitläuftig abgehandelt wird. Was ich darin über den poetischen Geist und seine zwei einzig möglichen Äußerungen sage, wirst du deiner Aufmerksamkeit wert finden; es öffnet, wie ich hoffe, einen neuen und vielversprechenden Weg in die Theorie der Dichtkunst und kann in Rücksicht auf die poetische Kritik nicht ohne Folgen bleiben. Doch du magst selbst urteilen. Vielleicht kann ich dir die erste Hälfte, noch ehe sie abgedruckt ist, in Manuskript noch schicken. Ich werde durch diese Abhandlungen wenig Freunde bekommen; denn entweder habe ich unrecht, oder man muß seine Urteile über manche Dinge total reformieren. Das letztere will den Leuten schwer ein, besonders denen, die selbst eine Partei sind, aber es möchte auf der andern Seite wieder nicht so leicht sein, meine Gründe zu widerlegen. Über die deutschen Poeten habe ich meine Meinung zwar mit der Achtung, die ihnen gebührt, aber ohne Indulgenz herausgesagt; ist man ja auch sehr aufrichtig gegen mich gewesen.

Kants kleine Schrift habe ich noch nicht gelesen (deine Bemerkungen darüber sende mir ja). Mein Buchbinder hat sie noch. Ich lese jetzt überhaupt sehr wenig und leider! muß ich hinzusetzen, hätte ich es bei meinem Mangel an Umgang und Zufluß aus dem lebendigen Gespräch jetzt am nötigsten. Aber du kannst dir nicht einbilden, in welcher rastlosen Anspannung des Geistes ich leben muß, teils um den Plänen, die ich einmal umfaßt habe, gewachsen zu bleiben, teils um das monatliche Bedürfnis der Horen zu befriedigen, worin die Mitarbeiter mich auf das erbärmlichste plantiert haben. Es ist ein unerwartetes Glück vom Himmel, daß ich dieser Spannung physischerweise gewachsen bin und überhaupt, bei aller Fortdauer und öftern Erschwerung meiner alten Übel von der Heiterkeit meines Gemüts und der Kraft meines Entschlusses nichts verloren habe, obgleich alle äußern Ermunterungen fehlen, die mir die Lust erhalten könnten. Hätte ich meine gesunden Tage

nur zur Hälfte ſo genutzt, als ich meine kranken benutze, ſo möchte ich etwas weiter gekommen ſein.

Wenn Funk noch in Dresden iſt, ſo empfiehl ihm ja, mich bald zu beſuchen. Ich habe ſchon ſehr auf ſeine Mitwirkung bei den Horen gerechnet und freue mich nicht wenig darüber, daß er von dem nächſten Feldzuge dispenſiert bleibt. Bücher, ſoviel er etwa nötig haben möchte, hoffe ich ihm ſchon verſchaffen zu können. Wenn er bei hiſtoriſchen Arbeiten bleibt, die immer mehr Maſſe geben als andre und mir für die Horen die willkommenſten ſind, ſo kann er ohne Mühe des Jahres 15 bis 20 Bogen liefern und ſo 100 Louisdors und darüber verdienen.

Dich will ich nicht dringen, denn hoffentlich mahnſt du dich ſelbſt, und für die erſten zwei Monate iſt wenigſtens kein dringendes Bedürfnis. Aber deiner eigenen Befriedigung und Ermunterung wegen wünſchte ich doch, du bildeteſt dir ein, daß etwas ſchlechterdings fertig ſein müßte.

Der Almanach iſt mir ſchon ſeit vielen Wochen immer auf den nächſten Poſttag verſprochen, und nun erwarte ich ihn im Ernſt in dieſem Jahre nicht mehr, denn ich bin dem elendſten Tropf von Buchhändler in die Hände gefallen. Indeſſen ſchicke ich dir hier die Aushängebogen; ſende ſie mir, ſobald du kannſt, wieder. Tauſend herzliche Grüße von uns an euch alle.

Dein

S.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 21. Dezember 1795.

Ich muß Sie bitten, lieber Freund, die Güte zu haben, an meine Schwägerin, die Legationsrätin von Wolzogen, gegen eine Aſſignation, die ſie Ihnen von mir präſentieren wird, 124 Stück Laubtaler auf meine Rechnung zu bezahlen, weil ich die Unkoſten des Transports von hier aus gerne erſparen wollte. Ich habe unterdeſſen mehrere Poſten in den Horen, die nicht wohl warten

konnten, abgetragen und auf einen sehr schätzbaren Aufsatz für das nächste Jahr, um ihn einem andern Journal, für das er bestimmt war, wegzufangen, 20 Louisdors vorausbezahlt. So helfen wir einander aus, so gut wir können. Es würde gut sein, auch Engeln zu bezahlen, um seinen Fleiß anzufrischen. Ich habe es auch in meinem Brief an ihn berührt und werde Ihnen Nachricht geben, was er darauf antwortet.

Daß zur Zeit Ihres letztern Briefs an mich noch nichts von den Horen scheint abbestellt worden zu sein, gibt mir Hoffnung, daß der Abstellungen doch nicht zuviele sein werden. Man würde sonst früher dazu tun. Schreiben Sie mir ja, was diesen Artikel betrifft, alles recht bald.

Auch bitte ich, mir den ersten Bogen, der von dem ersten Stück des zweiten Jahrgangs fertig wird, in einem Abdruck zuzusenden, daß ich sehe, wie der neue Druck usw. ausfällt, und einigen andern kommuniziere.

Ich denke nicht, daß Sie mit der Fichtischen Schrift übel fahren werden, und Sie haben recht getan, zuzugreifen. Mein Wink im vorigen Jahre betraf eine andere Anerbietung. Sie werden bei dieser Gelegenheit auch wieder am besten zu Ihrem Vorschuß kommen, der zwar immer sicher war, aber doch sonst noch eine Zeitlang hätte unbezahlt bleiben können, weil Fichte für die Horen nicht viel liefern möchte.

Was von kleinen Gedichtchen noch übrig wäre, können Sie im ersten Stück des neuen Jahrs auf den letzten Seiten und zwar hintereinander abdrucken lassen: Doch dieses nur in dem Fall, daß der siebente Bogen nicht ohne das voll wird. Sollte aber der letzte Aufsatz des neuen Stücks, welcher von mir sein wird, auf den siebenten Bogen nicht geendigt werden können, so müßten Sie freilich einige Blätter darüber daran wenden, weil er unmöglich abzubrechen ist, und in diesem Fall können Sie dann auch vollends die kleinen Sachen darauf abdrucken lassen.

Es ist insofern nicht ganz schlimm, wenn wir im ersten neuen

Stück etwas über sieben Bogen geben müßten, weil das Publikum, welches nie zufrieden ist, gegen den weiteren Druck alsdann weniger einzuwenden haben könnte. Doch hängt dieses ganz von dem Manuskript ab, dessen Schluß ich vor vierzehn Tagen nicht wohl senden kann.

Leben Sie recht wohl und steuern Sie mit glücklichem Winde in das neue Jahr hinein.

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 23. Dezember 1795.

Für die Elegien danke ich schönstens. Ich denke nicht, daß jetzt noch etwas darin sein sollte, was den Krittlern Gelegenheit geben könnte, über kleinen Versehen gegen den schönen Geist des Ganzen sich zu verhärten.

Lorenz Stark ist, wie mir Humboldt schrieb, ehmals zu einer Komödie bestimmt gewesen und nun zufälligerweise in die erzählende Form gegossen wurden. Ein ziemlich leichter Ton empfiehlt es, aber es ist mehr die Leichtigkeit des Leeren als die Leichtigkeit des Schönen. Solchen Geistern wie Herrn Engel ist das Platte so gefährlich, wenn sie wahr und naiv sein wollen. Aber die göttliche Platitude: das ist eben der Empfehlungsbrief.

Haben Sie denn auch die schönen Abbildungen vom Seifersdorfer Tal mit H. Beckers (in Dresden) Beschreibungen gesehen? Als einen so großen Liebhaber von Kunstgärten und sentimentalischen Produktionen empfehle ich Ihnen dieses Werk. Es verdient neben Rackenitz Schrift eine gelegentlich würdige Erwähnung in den Horen.

Mit der Religieuse von Diderot weist mich Herder an Sie zurück; auch meint er, daß sie entweder schon übersetzt sei oder mit andern Erzählungen von Diderot künftige Ostern erscheinen werde. Es scheint demnach für uns keine sichere Entreprise zu sein.

Der Himmel verlängere Ihnen jetzt nur die gute Laune, um den Roman zu endigen. Ich bin unglaublich gespannt auf die Entwicklung und freue mich recht auf ein ordentliches Studium des Ganzen.

Das Glück, welches das kleine Gedicht Die Teilung der Erde zu machen scheint, kommt mit auf Ihre Rechnung, denn schon von vielen hörte ich, daß man es Ihnen zuschreibt. Hingegen ist mir von andern der Literarische Sanskülottism zugeschrieben worden.

Von der zu erwartenden Rezension der Horen durch Schütz hörte ich gestern, daß es Ernst damit sei, und daß wir sie in wenigen Wochen zu Gesicht bekommen werden. Ob ich sie noch in Manuskript zu lesen bekomme, zweifle ich, da ich mit Schützen seit einiger Zeit weniger Verkehr habe. Er hat aber doch dem jungen Schlegel den poetischen Teil derselben zu rezensieren aufgetragen, sowie auch die Unterhaltungen usw., und dieser hat die Rezension, wie er mir heute schrieb, schon an Schütz gesendet. Wenn er nichts in diese Arbeit hineinpfuscht, so erwarte ich etwas Gutes davon.

Von Cotta habe ich nichts wieder gehört, und der Almanach ist auch noch nicht angelangt.

Zum heiligen Christ wünschen wir alles Gute. Möchten Sie ihn hier bei uns zubringen! Leben Sie recht wohl.

Sch.

An Sophie Mereau.

Den 23. Dezember 1795.

Der Fall, von dem Sie schreiben, ist das Schicksal so vieler, die ihr Talent zu einer höheren Tätigkeit bestimmte, und manche vorzügliche Fähigkeit geht dadurch für das Beste der Kunst und der Wissenschaft verloren. Aber glauben Sie mir, daß, wenn es möglich ist, sich aus einer solchen Lage zu reißen, dieses nur durch

eine ſtrenge Beharrlichkeit auf dem guten Wege und durch keine Abweichung von demſelben, durch keine Nachgiebigkeit gegen den fehlerhaften Geſchmack geſchehen kann.

Man glaubt oft, mit der Quantität weiter zu kommen, als mit der Qualität, aber außerdem daß man nur durch die letztere ſich ſelbſt genug zu tun imſtande iſt, ſo iſt auch nur von dem Guten und nicht von dem Vielen ein wahrer äußerer Vorteil zu erwarten. Ich geſtehe, daß ich für Sie fürchtete, ſobald ich von dem vorhabenden Journale erfuhr. Eine ſolche Unternehmung ſchien mir nachteilig für Sie, und ich konnte auch keine äußern Vorteile davon für Sie erwarten, den Ihnen eine andere Art ſchriftſtelleriſche Beſchäftigung, wobei Sie mit Muße und Liebe beharrten, nicht in einem viel höheren und für Sie ſelbſt unendlich befriedigenderem Grade gewährte. Sie haben gar keine Urſache zu zweifeln, Arbeiten, die auf dieſe Art entſtanden und ausgeführt worden, auch in demjenigen Sinne zu nutzen, wie jeder Schriftſteller jetzt den ſeinigen nutzt. Auch Ihre Wahl iſt gar nicht begrenzt, da Sie außer Überſetzungen, welche die leeren Stunden füllen können, Ihre fröhlichen Momente poetiſchen Arbeiten in Verſen und Proſa, beſonders Erzählungen widmen können. Zu allen dieſen Arbeiten ſtehen Ihnen mehrere Journale offen. Wieland wird Beiträge von Ihnen mit Vergnügen in den Merkur aufnehmen. Die Flora, eine Zeitſchrift für das Frauenzimmer, welche Cotta herausgibt, wird Sie gern zur Mitarbeiterin haben, und was Sie mir für die Horen anbieten, werde ich, ſobald es ſich irgend mit dem Zwecke derſelben verträgt, ebenſo bereitwillig aufnehmen. Der Vorteil von dieſen verſchiedenen Journalen iſt zwar nicht gleich, aber es iſt auch nicht nötig, daß die Arbeiten gleich ſind, und ein eigenes Journal wenigſtens würde Sie auch hierin nicht weiter führen. Es müßte Ihnen nicht ſchwer werden, in einer Sphäre, die Ihrem Genie eigentümlich iſt, mit innerer Güte auch Fruchtbarkeit zu verbinden. Haben Sie keine Lektüre in den franzöſiſchen Erzählungen und Märchen? Es iſt eins der lieblichſten Fächer in

der Dichtkunſt und dabei ſo angemeſſen für die Zeit. Ich kann Ihnen, wenn Sie Luſt haben, Schriften in dieſem Fache ſchaffen, welche Ihre Einbildungskraft gewiß wecken und Ihnen ſowohl Stoff als Luſt dazu geben werden. In dieſem Fache würden Sie im Verlauf eines Jahres mit Leichtigkeit 18 bis 20 Bogen machen und bei einer ſehr angenehmen Aktivität 40, 50 Louisdors gewiß erwarten. Für jeden Bogen, den ich zum Zweck der Horen anwenden kann, kann ich Ihnen 5 Louisdors bezahlen; nach dem alten Druck wären es ſechs geweſen, aber der nächſte Jahrgang wird weiter gedruckt werden. Die Flora und der Merkur bezahlen wenigſtens 1 Karolin für den Bogen.

Ich überlaſſe Ihnen nun, welchen Gebrauch Sie von meinem Rate machen wollen, der wenigſtens aus der aufrichtigſten Geſinnung fließt. Haben Sie Luſt, ſich an Cotta zu wenden, ſo kann es durch mich geſchehen; und bei Wieland brauchen Sie keine Mittelsperſon.

Die Muſen-Almanache ſind noch nicht angekommen, aber ich erwarte ſie jeden Poſttag. Ich werde alsdann auch die doppelte Schuld von ſeiten dieſes Almanachs und der Horen gegen Sie abtragen können.

Ihrem Wunſche gemäß gebe ich Ihren Brief in Ihre eigne Hände zurück.

Ihr
aufrichtig ergebener Freund
Schiller.

An Wolfgang v. Goethe.

Den 25. Dezember 1795.

Hier einen kleinen Beitrag zu der Interpretation des Märchens. Er iſt mager genug, da Sie mir mit dem beſten ſchon zuvorgekommen ſind. In dergleichen Dinge erfindet die Phantaſie ſelbſt nicht ſoviel, als die Tollheit der Menſchen wirklich ausheckt und

ich bin überzeugt: die ſchon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken überſteigen.

Was Sie von der vermehrten Subſkription auf die Horen ſchreiben, überraſchte mich, und es möchte wohl nur ſehr partikulär ſein, denn daß die Summe im Ganzen abnehmen muß, iſt nach dem erſtaunlichen Geſchrei, nach den Klagen ſovieler Buchhändler ſelbſt, wie z. B. Ungers in Berlin und andrer, keine Frage. Auf Cottas Aufrichtigkeit dürfen wir uns, bis auf einen gewiſſen Punkt wenigſtens, ganz ſicher verlaſſen. Er hat mehr Eitelkeit als Eigennutz, und er fürchtet ſich zu ſehr, daß mein Eifer erkalten möchte, als daß er dasjenige verſchweigen könnte, was ihn beleben kann.

Was die Goldlieferung anbetrifft, ſo vergaßen Sie, daß die Zahlung von einer Oſtermeſſe zur andern iſt ausgemacht worden. Etliche Tage vor Jubilate erſcheint Cotta mit einer Geldkatze um den Leib und zwar pünktlich wie „eine wohlberechnete Sonnenfinſternis", um das Honorar für das ganze Jahr abzutragen. Früher wollte ich ihm nicht gern eine ſtarke Zahlung zumuten, da er ſich einmal auf die Abrede verläßt, ob er gleich, ſobald man es fodert, damit parat ſein wird.

Eben ſendet mir Woltmann ein ſelbſtverfertigtes Trauerſpiel nebſt einer Operette. Ich hab es noch nicht angeſehen, werde Ihnen aber, wenn Sie hier ſind, hoffentlich allerlei davon zu erzählen haben.

In zehen bis zwölf Tagen werden Sie die Horen in der Literaturzeitung rezenſiert leſen. Den poetiſchen Teil hat glücklicherweiſe Schlegel und nicht Schütz rezenſiert. Dieſer hat ſich bloß das Philoſophiſche und Hiſtoriſche vorbehalten.

Leben Sie recht wohl.

Schiller.

An Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 25. Dezember 1795.

Wie freut es mich, lieber Freund, daß ich Sie mit meiner Arbeit zufrieden ſehe und daß wir auch hier, nicht bloß im Ganzen, ſondern vorzüglich in gewiſſen einzelnen Partien ſo ſehr zuſammenſtimmen. Mir iſt dieſe Arbeit viel näher liegend als manche andre; ſie ſcheint mir in einem höheren Grade mein zu ſein, ſowohl des Gedankens wegen als wegen ſeiner Anwendung auf mich ſelbſt. Auch hat ſie dadurch etwas Wohltuenderes für den Geiſt, weil ſie zu den Abſtraktionen auch die Erfahrungen gibt und dadurch ſubjektiv etwas Ganzes leiſtet.

Sie wünſchen, daß ich der naiven Dichtung eine größere Ausführung gegeben haben möchte. Es wäre auch gewiß geſchehen, wenn ich nur vorher ſelbſt gewußt hätte, daß ich die Ausführung der ſentimentaliſchen ſo weit treiben würde. Aber der erſte Aufſatz war ſchon abgeſchickt, ehe ich recht wußte, wieviel Stoff mir der zweite geben würde. Beide Aufſätze beziehen ſich mehr durch einen natürlichen Inſtinkt in mir als durch einen abſichtlich entworfenen Plan aufeinander, zu welchem es mir ganz und gar an Muße fehlte. Indes werden Sie doch gefunden haben, daß in dem zweiten Aufſatz manches in Rückſicht auf die naive Dichtung nachgeholt iſt, und im dritten wird dieſes vielleicht noch mehr der Fall ſein.

Auf Ihr Bedenken habe ich folgendes zu antworten. Es ſcheint aus Ihrem Anſtoße zu erhellen, daß Sie den Gattungsbegriff der Poeſie, der allerdings Individualität mit Idealität vereinigt fodert, zu ſehr ſchon in die Arten legen. Ich betrachte dieſe letztern mehr als die Grenzen des erſtern, Sie ſcheinen ſolche mehr wie verſchiedene Ausführungen desſelben anzuſehen. Soviel iſt aber gewiß, daß die naive Poeſie einen begrenzteren Gehalt, die ſentimentaliſche eine weniger vollkommene Form hat. Freilich nimmt jede in demſelben Grade mehr von dem Vorzug der andern

an, als ſie dem abſoluten Dichtungsbegriff mehr annähert und den Artcharakter mehr ablegt. Da ich aber dieſen gerade ſtreng unterſcheiden wollte, ſo mußte ich das größere Gewicht auf die negative liegen, ich mußte mehr von dem abſtrahieren, was in einer jeden Art der Gattung angehört, um auf dasjenige aufmerkſam zu machen, wodurch ſie der Gattung entgegengeſetzt iſt. Naive Poeſie verhält ſich zur ſentimentaliſchen (wie auch geſagt worden) wie naive Menſchheit zur ſentimentaliſchen. Nun werden Sie aber gewiß nicht in Abrede ſein, daß die bloß naive Menſchheit den Gehalt für den Geiſt nicht hat, welchen die ſentimentaliſche, in der Kultur begriffene beſitzt und daß dieſe in der Form in dem Gehalt für die Darſtellung der erſtern nicht gleichkommt. Deswegen iſt die letztere, wenn ſie ſich vollendet hat, ſoweit über die erſtere erhaben. Hat ſie ſich aber vollendet, ſo iſt ſie nicht mehr ſentimentaliſch, ſondern idealiſch: welches beides Sie, vielleicht durch meine eigene Veranlaſſung, zu ſehr für eins nehmen. Die ſentimentaliſche wird von mir nur als nach dem Ideale ſtrebend vorgeſtellt (dies iſt in der dritten Abhandlung am beſtimmteſten ausgeführt), daher ich ihr auch in effectu weniger Poetiſches zugeſtehe als der naiven. Sie iſt auf dem Wege zu einem höheren poetiſchen Begriff, aber die naive hat einen nicht ſo hohen wirklich erreicht, iſt alſo der Tat nach poetiſcher.

Wir müſſen alſo hier ſorgfältig die Wirklichkeit von dem abſoluten Begriffe ſcheiden. Dem Begriff nach iſt die ſentimentaliſche Dichtkunſt freilich der Gipfel, und die naive kann mit ihr nicht verglichen werden, aber ſie kann ihren Begriff nie erfüllen, und erfüllte ſie ihn, ſo würde ſie aufhören, eine poetiſche Art zu ſein. Der Wirklichkeit nach iſt es aber ebenſo gewiß, daß die ſentimentaliſche Poeſie, qua Poeſie, die naive nicht erreicht.

Ich muß Sie hier an Ihren eigenen Begriff von den Geſchlechtern und deren Verhältnis zur geſchlechtsloſen Menſchheit erinnern. Gegen die Frau betrachtet, iſt der Mann mehr ein bloß möglicher Menſch, aber ein Menſch in einem höheren

Begriff; gegen den Mann gehalten, ist die Frau zwar ein wirklicher, aber ein weniger gehaltreicher Mensch. Weil aber beide doch in concreto Menschen sind, so sind sie, jedes in seinem vollkommensten Zustande betrachtet, zugleich formaliter und materialiter sich gleicher. Gibt man aber ihre spezifischen Unterschiede an, wie ich bei beiden Dichtungsarten tun wollte, so wird man den Mann immer durch einen höhern Gehalt und eine unvollkommenere Form, die Frau durch einen niedrigern Gehalt, aber eine vollkommenere Form unterscheiden.

Sie selbst sagen in einem Ihrer Aufsätze „Die Frau könne innerhalb ihres Geschlechts, der Mann nur mit Aufopferung seines Geschlechts wahrer Mensch werden." Dasselbe sage ich auch in Rücksicht auf beide Dichtungsarten. Die sentimentalische Poesie ist zwar Conditio sine qua non von dem poetischen Ideale, aber sie ist auch eine ewige Hindernis desselben. Die naive Poesie hingegen stellt die Gattung reiner, obgleich auf einer niedrigern Stufe dar.

Um endlich auch die Erfahrung zu befragen, so werden Sie mir eingestehen, daß kein griechisches Trauerspiel dem Gehalt nach sich mit demjenigen messen kann, was in dieser Rücksicht von Neuern geleistet werden kann. Eine gewisse Armut und Leerheit wird man immer daran zu tadeln finden, wenigstens ist dies mein immer gleichförmig wiederkehrendes Gefühl. Homers Werke haben zwar einen hohen subjektiven Gehalt (sie geben dem Geist eine reiche Beschäftigung), aber keinen so hohen objektiven (sie erweitern den Geist ganz und gar nicht, sondern bewegen nur die Kräfte, wie sie wirklich sind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine solche Tiefe. Was sie an Tiefe haben, das ist ein Effekt des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im Ganzen ist immer unendlich und grundlos. Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal, aber sinnlich ideal sind, welches ich sehr von dem absoluten Ideal unterscheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden

und nach welchem der ſentimentale Dichter ſtrebt. Die Poeſie geht dem Gehalt nach unendlich weiter als die bildende Kunſt. Auch möchte ich die Ideale der letztern in Vergleichung mit den Idealen jener mehr formale als materiale nennen. Das Unendliche in der Form iſt ihr Gehalt, und ſo gehören die plaſtiſchen Ideale noch ganz in das naive Gebiet, denn das Sentimentaliſche liegt völlig außerhalb der Sinnenwelt.

So wenig ich in der Erfahrung naive Poeſien finden kann, die dem Gehalte nach ein Unendliches wären, ſo wenig kann ich ſentimentaliſche auffinden, die es der Form nach wären, und iſt es überhaupt nur ohne Widerſpruch möglich? Kann das ſinnlich Erſcheinende unendlich ſein, kann das Unendliche erſcheinen? Nur indem ſie den Gedanken von der Empfindung trennt, kann die Vernunft jenen ins Abſolute hinüberführen, nur indem die Vernunft alles Empiriſche verläßt, kann ſie als Vernunft ſich äußern. Das Ideal entſteht ja auch logiſcherweiſe nur durch Abſtraktion von aller Erfahrung, und mit dieſer wird ja der naive Charakter aufgehoben. Iſt aber die Erzeugung des Ideals nur durch Abſtraktion von aller Erfahrung möglich, wie ſoll es Erfahrung werden? Das griechiſche plaſtiſche Ideal iſt zwar auch durch eine Abſtraktion erzeugt, aber nur durch eine Abſtraktion von beſtimmten Erfahrungen, nicht von aller Erfahrung, und das iſt ein unendlicher Unterſchied. Jenes hat auch Homer in ſeinen Dichtungen ausgeübt, aber nicht dieſes. Er hat Verſtandes-, aber keine Vernunftideale.

Abends.

Der Kopf iſt mir durch ein ſtrenges Hinſehen auf meine Arbeit ſo angeſpannt, daß ich es dem Zufall überlaſſen muß, ob das hier Geſagte Ihnen meine Gedanken klar machen wird. Zu Auflöſung von Zweifeln iſt der Dialog faſt unentbehrlich; eine Viertelſtunde würde uns wahrſcheinlich im Geſpräch verſtändigen. Vielleicht löſt mein dritter Aufſatz Ihre Bedenklichkeiten ganz:

wenigſtens will ich erſt erwarten, was dieſer für eine Wirkung haben wird.

Eine Deduktion beider Dichtungsweiſen aus dem Begriff der Poeſie und die Deduktion dieſes Begriffes ſelbſt würde mich doch zu lang in dem Felde meiner jetzigen Unterſuchung verweilen, und es ließe ſich, da alles mit allem zuſammenhängt, nicht voraus berechnen, wie weit ſie mich führen würde. Dem Inhalte nach iſt ſie ſowohl in meinen Briefen über äſthetiſche Erziehung als in den gegenwärtigen drei Aufſätzen gegeben.

Was auf dieſe Aufſätze öffentlich erfolgen wird, bin ich wirklich begierig. Stille gehen ſie nicht durch die Welt, und ihre größere Deutlichkeit erlaubt auch, daß man ſich mehr darauf einläßt. Für die Horen iſt es ſchon genug, wenn ſie Aufſehen erregen, von welcher Art dies auch ſein mag.

Goethe ſchreibt mir, er höre von mehrern Orten her, daß die Subſkription auf die Horen zunehme. Seine Quellen ſind aber nicht immer die reinſten. Cotta hat mir vor acht oder zehen Tagen geſchrieben, aber weder Gutes noch Schlimmes den Debüt betreffend. Binnen ſechs Wochen muß es ſich ausweiſen. Daß die letztere Hälfte mehr Glück gemacht hat als die erſtere, iſt wohl zu glauben.

Soeben iſt Schütz von mir gegangen, und was er mir von der unter Händen habenden Rezenſion der Horen ſagte, befreit mich und vermutlich auch Sie von einem großen Teil unſerer Beſorgniſſe. Fürs erſte hat Schlegel nicht nur alle Gedichte, ſondern auch alle äſthetiſchen Aufſätze, (den Rhodiſchen Genius und Las Caſas mit eingerechnet) zur Rezenſion bekommen, die er auch ſchon ſeit acht Tagen eingeſchickt hat und ſo, daß Schütz mir einen recht ſchönen heiligen Chriſt damit zu beſcheren ſich einbildet. Fürs zweite hat er mir verſichert, daß der Halliſchen Annalen nicht erwähnt werden ſolle, und daß er ſowohl die Würde der Horen als der Literatur-Zeitung zu ſehr reſpektierte, um ſich ihrer gegen den Halliſchen Rezenſenten anzunehmen. All-

gemeiner ſarkaſtiſcher Winke, wie er ſagt, habe er ſich wohl bedient, und dieſes Vergnügen wollen wir ihm auch gönnen, da es dazu dienen wird, die Feindſchaft zwiſchen beiden Tribunalen offen zu halten. Da ich ihn nicht geſpannt oder verlegen, ſondern ziemlich degagiert und fidel fand, ſo ſchließe ich auch, daß er in Rückſicht auf unſere philoſophiſchen Aufſätze ein gutes Gewiſſen haben muß, obgleich er mir darüber nichts ſagte. Er ſpricht auch von einer großen Länge der Rezenſion, und mich freut, daß er hierin einigen Mut beweiſt, da man gerade die Länge der erſten ſo wenig hat verzeihen können. Er offerierte mir, ob ich die Schlegelſche Rezenſion erſt im Manuſkript ſehen wolle, welches ich nicht nötig fand: ſein eigenes Machwerk hat er mir nicht zu zeigen offeriert, und ich wollte durch eine ſolche Motion ihm kein Mißtrauen zeigen. Vielleicht ſchickt er mir es aber doch noch zu, denn es erſcheint erſt auf dem zweiten Zeitungsbogen, wie ich vermute; da er die Aufſätze nicht nach den Monatſtücken, ſondern unter den drei Rubriken, poetiſche, philoſophiſche und hiſtoriſche Aufſätze durchgeht. Ich habe in meinem Gewiſſen einige Torts gegen ihn, welches mich etwas milder gegen ihn macht, als ich ſonſt ſein würde. Ich glaubte nämlich, als er ſich weigerte, Schlegeln, den ich ihm einmal vorſchlug, den poetiſchen Teil der Rezenſion zu überlaſſen, daß er keinen recht guten Willen für uns habe und ihn als einen zu parteiiſchen Freund verwerfe: daher hat mich die Nachricht wirklich angenehm überraſcht. Auch Schlegel hat mir geſtern ſelbſt davon geſchrieben, der ganz voll Feuer für die Horen iſt. Die Rezenſion ſelbſt erſcheint auf einigen Supplementblättern, deren in dieſem Jahre mehrere vorkommen ſollen, weil die ordentlichen Supplementbände nicht zuſtande kommen. In ſpäteſtens vierzehn Tagen werden wir ſie leſen.

Ich habe mir immer vorgenommen gehabt, Ihnen den Empfang der 50 Louisdors zu melden, aber über andern Artikeln vergaß ich es immer. Ich danke Ihnen alſo hiemit ſchönſtens für dieſe Beſorgung. 15 Louisdors habe ich davon an Goethe und zehen an

Herder gegeben, welche beide, beſonders Goethe, ſehr gut damit zufrieden ſchienen; fünf werde ich noch an die Mereau und an Woltmann verteilen. Den Almanach habe ich noch nicht, obgleich es gerade nun ein Monat iſt, daß Michaelis mir ſchrieb, er ſollte mit der nächſten Poſt folgen und es liege bloß an dem Glätten, daß ich ihn noch nicht habe.

Heute ſchickte mir Woltmann endlich ſeine Oper und ſeine Tragödie; jene heißt der Gerichtshof der Liebe, dieſe Cecilie von der Tiver und iſt eine bremiſche Geſchichte. Gleich die erſte Szene iſt auf dem Kirchhof zwiſchen einem Totengräber und ſeiner Mutter. Soweit ich beim Durchblättern ſehe, iſt redlich aus andern Schauſpielen ausgeſchrieben. Die letzten Worte der ſterbenden Heldin ſind: Freiheit! Freiheit! und damit endigt auch das Stück. Weiter habe noch nichts geleſen.

In der Oper finde ich beim Aufſchlagen folgenden Vers:

Höher, als die Kraft, die ſieget,
Wann das Feld von Lanzen ſtarrt,
Die zum hohen Ziele flieget,
Wo der Dichtkunſt Palme harrt,
Iſt die Macht, die überwindet,
Was im Buſen unſrer Pflicht
Ungewiſſen Kampf verkündet,
Und das Wort: Ich will es! ſpricht.

Leben Sie wohl, lieber Freund. An die Li von uns herzliche Grüße. Ihr

Sch.

An Chriſtian Gottfried Schütz.

Jena, den 28. Dezember 1795.

Teurer Freund! Ich ſende Ihnen hier einen Teil des letzten Horenſtücks, der einen Aufſatz von mir: die ſentimentaliſchen

Dichter enthält. Von meiner Seite ist dieser Aufsatz vermutlich der wichtigste im ganzen Jahrgang und der auch aus Gründen, die Sie beim Lesen bald finden werden, nicht still durch das Publikum laufen wird. Die Urteile, welche ich darin über viele unserer vaterländischen Dichter fälle, sind vielleicht nicht immer die Ihrigen; ich habe aber keine Silbe, ohne starke Gründe zu haben, niedergeschrieben und bin daher entschlossen, nicht zu schweigen, wenn mir widersprochen wird. Da ich aber die Wahrheit meiner Urteile nur auf Unkosten der Autoren, welche sie betreffen, erhärten kann, so wünsche ich, nicht dazu aufgefordert zu werden.

Es sind in diesem Aufsatz noch einige andere Materien berührt, die Sie selbst einmal wünschten, von mir in näheres Licht gesetzt zu sehen, wie z. B. der Unterschied zwischen Individualität und Idealität u. s. f. Auch über die Moralität der Goethischen Elegien ist eine Erklärung darin zu finden.

Vielleicht sagen Sie auch ein Wort über die in diesem Stücke befindlichen Gedichte, daher ich auch die Namen der Verfasser beigeschrieben.

Archenholzens Aufsatz will ich Ihnen in etlichen Tagen, mit wenigen Worten angezeigt und rezensiert zusenden.

Vale faveque Tuo u. s. w.

An Friedrich Cotta.

Jena, den 28. Dezember 1795.

Prosit das neue Jahr! Zu meinem großen Vergnügen erhielt ich heute die Bogen des zwölften Stücks und habe sie schon an Schütz abgegeben. Sie kommen gerade noch recht für die Rezension. Diese wird in der ersten Woche des neuen Jahrs fertig und beträgt wohl drei bis vier Zeitungsblätter. Nach allem, was ich davon höre, werden wir sehr wohl damit zufrieden sein, da sie mit großer Sorgfalt und mit Interesse verfaßt ist.

Die Leipziger und Hallenſer werden ſich ſchwindſüchtig daran ärgern.

Hier neues Manuſkript. Sorgen Sie ja dafür, daß die Verſe mit einer gewiſſen Netteté und Eleganz gedruckt werden. Daß die Überſchriften einer jeden Elegie weder zu hoch noch zu tief zu ſtehen kommen und die zweite Zeile auch nicht zu eng an die erſte Zeile der Überſchrift gerückt wird.

Ich lege einige kleine Sachen, die mir Bürde in Breslau geſchickt, noch als Lückenbüßer bei.

In acht Tagen oder früher erfolgt mein Aufſatz, der wohl drei Bogen des neuen Druckes einnehmen dürfte. Es wäre gut, wenn Sie in einer eigenen Anzeige, die entweder innen auf den Umſchlag oder, wenn noch Platz iſt, auf die letzte Seite des Stücks geſetzt werden könnte, dem Publikum ſagten, wieviel Bogen Sie in dem erſten Jahrgang über die beſtimmte Zahl geliefert. Zählen Sie genau, wieviel Sie über 84 Bogen gegeben. Man muß auch wiſſen, wie generös Sie waren, dieſes erweckt Vertrauen. Sie können die Anzeige überſchreiben:

Der Verleger an das Publikum

und dabei auch ſagen, daß Sie dem allgemeinen Wunſch nachgegeben und den zu engen und zu großen Druck der Horen abgeſchafft hätten.

Adieu. An Archenholz ſenden Sie doch ſelbſt das zwölfte Stück.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Den 29. Dezember 1795.

Der Gedanke mit den Xenien iſt prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute ſchickten, haben uns ſehr ergötzt, beſonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünſtigen einen guten Einfall gleich beſſer. Ich denke aber, wenn

wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen, und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergiſche Sippſchaft, Rackenitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt, mit ihren Ichs und Nichtichs, Freund Nicolai, unſer geſchworener Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge, Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter u. dergl. dar!

Geſtern empfing ich die abgedruckten Bogen von den Sentimentaliſchen Dichtern, welche alſo auch noch in der großen Rezenſion in der Literaturzeitung mitbegriffen werden können. Ich habe Schützen ſchon geſprochen, ſeitdem er ſie geleſen, und ob er ſie gleich erbärmlich ſchlecht verſteht, ſo iſt er doch nicht ſo ſehr dadurch erſchreckt worden, als ich glaubte; ich ließ ihn merken, daß ich ſein Urteil darüber zwar nicht genieren wolle, aber jeder determinierte Widerſpruch gegen meine Urteile würde mich ſchlechterdings zu einer Replik nötigen, bei welcher, da ich ſie mit Beweiſen belegen müßte, die Autoren, deren er ſich annehmen wollte, leicht ins Gedränge kommen könnten. Er wird ſie alſo wohl ſehr leiſe anrühren.

Die Rezenſion wird ſehr groß werden, da allein der poetiſche Teil mehr als ein ganzes Zeitungsblatt füllen ſoll. Auch ich arbeite einiges daran; ſo z. B. iſt mir der Archenholziſche Aufſatz im letzten Stück zur Rezenſion übergeben, weil Schütz ſonſt nicht fertig wird. Dieſe Rezenſion wird alſo eine rechte Harlekinsjacke werden. Vor dem ſechſten erſcheint aber nichts davon.

Woltmanns Trauerſpiel iſt erbärmlich und in keiner Rückſicht brauchbar. Ein Ding ohne Charakter, ohne Wahrſcheinlichkeit, ohne alle menſchliche Natur. Erträglicher noch iſt die Operette, obgleich nur gegen das Trauerſpiel erträglich.

Haben Sie eine Zoonomie, die ein gewiſſer Hofrat Brandis herausgegeben, geleſen? Ihre Schrift über die Metamorphoſen iſt darin mit großer Achtung behandelt. Aber lächerlich iſts, daß,

weil Ihr Name vor dem Buche ſteht und Sie Romane und Trauerſpiele geſchrieben, man ſchlechterdings auch daran erinnert werden muß. „Ein neuer Beweis," meint der gute Freund bei dieſer Gelegenheit, „wie günſtig der Dichtergeiſt auch für wiſſenſchaftliche Wahrheit ſei."

Auf Ihre baldige Hieherkunft freue ich mich nicht wenig. Wir wollen wieder einmal alles recht durcheinander bewegen. Sie bringen wohl Ihren jetzigen „Strickſtrumpf", den Roman, auch mit? Und dann ſoll es auch heißen: nulla dies sine Epigrammate.

Sie ſprechen von einer ſo großen Teuerung in der Theaterwelt. Iſt Ihnen nicht ſchon der Gedanke gekommen, ein Stück von Terenz für die neue Bühne zu verſuchen? Die Adelphi hat ein gewiſſer Romanus ſchon vor dreißig Jahren gut bearbeitet, wenigſtens nach Leſſings Zeugnis. Es wäre doch in der Tat des Verſuches wert. Seit einiger Zeit leſe ich wieder mehr in den alten Lateinern, und der Terenz iſt mir zuerſt in die Hände gefallen. Ich überſetzte meiner Frau die Adelphi aus dem Stegreif, und das große Intereſſe, das wir daran genommen, läßt mich eine allgemein gute Wirkung erwarten. Gerade dieſes Stück hat eine herrliche Wahrheit und Natur, viel Leben im Gange, ſchnell dezidierte und ſcharf beſtimmte Charaktere und durchaus einen angenehmen Humor.

Der Theaterkalender enthält gewaltig viel Namen und blutwenig Sachen. Ich für mein Teil bin ich übrigens gut weggekommen: aber in welcher Geſellſchaft erblickt man ſich da! Ihnen wird ja ein Julius Cäſar großmütig zugeſchrieben, den Sie dem Publikum wohl ſchuldig bleiben werden.

Worin ſchreibt aber Freund Böttiger nicht!

Leben Sie recht wohl. Meine Frau grüßt beſtens.

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 30. Dezember 1795.

Hier ein Exemplar des Almanachs für den ersten Hunger. Humboldt sendet mir heute deren drei aus Berlin. Von dem Buchhändler selbst ist noch nichts angekommen; um uns schöne Exemplare zu geben, läßt er uns vielleicht noch Wochen lang darauf warten.

Salve zum neuen Jahr!

Sch.

Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München auf Hadernpapier von Hoffmann und Engelmann in Neustadt a. d. H. in der Offizin W. Drugulin in Leipzig im Juli und August 1913. Gebunden von Hübel und Denck in Leipzig. Zweihundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzmaroquin gebunden.

LG
S334Hoe

Schiller, Friedrich von
Schillers sämtliche Werke. «Horenausgabe»..
Hrsg. Conrad Höfer». vol.11

130089

DATE

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU